

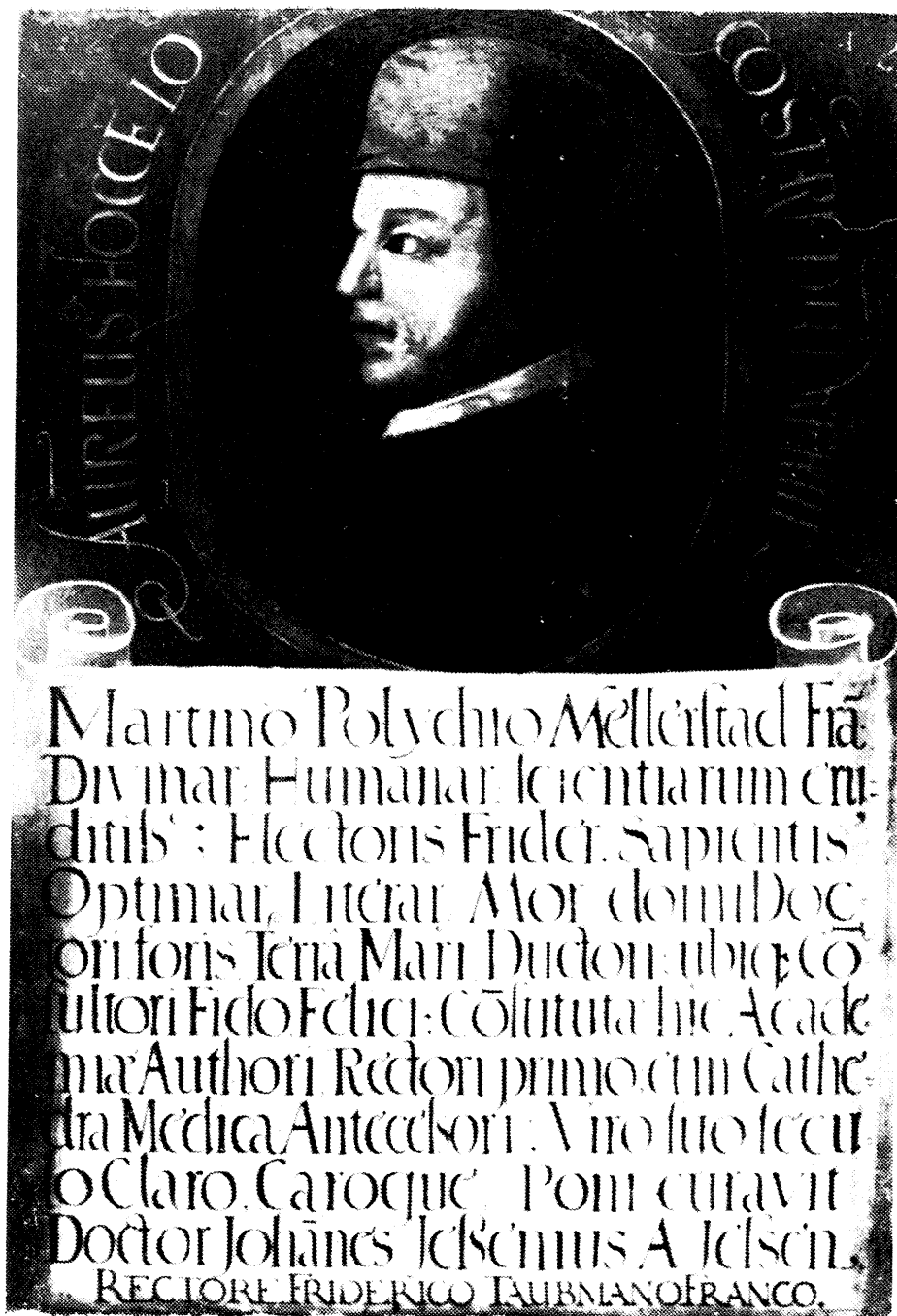
**MEDIZIN  
UND NATURWISSENSCHAFTEN  
IN DER WITTENBERGER  
REFORMATIONSÄRA**



**MARTIN-LUTHER-UNIVERSITÄT HALLE-WITTENBERG**

MEDIZIN UND NATURWISSENSCHAFTEN  
IN DER WITTENBERGER REFORMATIONÄRA





Der Arzt Martin Pollich aus Mellrichstadt genannt Mellerstadt (um 1450–1513), Gründungsrektor der Leucorea

# Medizin und Naturwissenschaften in der Wittenberger Reformationsära

Herausgegeben von WOLFRAM KAISER  
und ARINA VÖLKER



WISSENSCHAFTLICHE BEITRÄGE DER MARTIN-LUTHER-  
UNIVERSITÄT HALLE-WITTENBERG

82/7 (T 45)

Halle (Saale)



BEITRÄGE ZUR UNIVERSITÄTSGESCHICHTE  
HERAUSGEGEBEN SEIT 1973 VON BURCHARD THALER

Veröffentlicht durch die Abt. Wissenschaftspublizistik der Martin-Luther-  
Universität Halle-Wittenberg, DDR - 4010 Halle, August-Bebel-Straße 13  
(c) Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1982  
Satz: Buchdruckerei Wolfgang Koch, Halberstadt  
Druck u. Herstellung: Salzlanddruckerei Bernburg

## Inhalt

	Seite
Vorwort . . . . .	7
<b>WOLFRAM KAISER</b>	
Martin Luther und die Ars medica Vitebergensis . . . . .	9
<b>MARIA VIDA</b>	
Kosmas und Damian, die Schutzheiligen der Medizinischen Fakultät Wittenberg . . . . .	33
<b>HANS-THEODOR KOCH</b>	
Medizinische Promotionen an der Universität Wittenberg in der Vor- reformationszeit . . . . .	69
<b>RONNY KABUS</b>	
Die Entwicklung der Universitätsstadt Wittenberg unter kommunal- hygienischem Aspekt . . . . .	83
<b>WOLFGANG BÖHMER</b>	
Das Wittenberger Medizinalwesen der Reformationsära . . . . .	107
<b>WOLFRAM KAISER</b>	
Ärzte und Naturwissenschaftler im Kreis um Luther und Melanchthon . . .	127
<b>ARINA VÖLKER</b>	
Naturwissenschaftliche Erkenntnisse des 16. Jahrhunderts im publizisti- schen Werk von Saalfelder Absolventen der Leucorea . . . . .	167
<b>HANS-JOACHIM POECKERN</b>	
Die Pharmazie in Wittenberg zur Reformationszeit . . . . .	181
<b>GÜNTER MÜHLPFORDT</b>	
Das Natürliche bei Martin Luther (I) . . . . .	203
<b>WERNER PIECHOCKI</b>	
Der hallesche Arzt und Kartograph Georg Mellinger . . . . .	241
<b>ARINA VÖLKER</b>	
Die hallesche Dissertation „De sanitate, morbis et morte b. Lutheri“ von 1750 . . . . .	249
<b>HENRICUS A. M. SNELDERS</b>	
Die Naturwissenschaften in den nördlichen Niederlanden in der zweiten Hälfte des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts . . . . .	273
<b>NORBERT DUKA ZOLYOMI</b>	
Zum Aufenthalt von Paracelsus in Ungarn . . . . .	285



	Seite
WALTER LINKESCH	
Ungarländische Absolventen der Universität Wittenberg als Initiatoren einer frühen Tatra-Forschung . . . . .	293
ARINA VÖLKER und WOLFRAM KAISER	
Zur sprachwissenschaftlichen Lehre und Forschung an den Universitäten von Wittenberg und Halle . . . . .	299
WOLFRAM KAISER und ARINA VÖLKER	
Ungarländische Absolventen der Leucorea und der Academia Fridericiana als Initiatoren einer landessprachlichen Fachliteratur . . . . .	323
Personenregister . . . . .	341

## VORWORT

Die 1694 als Academia Fridericiana eröffnete und ab 1817 als Vereinigte Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg fungierende Hochschule trägt seit einer Semisäkularperiode den Namen von Martin Luther, wenn im Jahre 1983 die 500. Wiederkehr des Geburtstages des großen Reformators zu von allen Wissenschaftsbereichen getragenen Festveranstaltungen Anlaß geben wird. Ein hallesches Symposium über Naturwissenschaften und Heilkunde in der Wittenberger Reformationsära reiht sich dabei in Vorbereitungen ein, die mit der Begründung eines Nationalen Luther-Komitees der DDR ihren Anfang nahmen. Für die jüngere Geschichte des Bereiches Medizin unserer Hochschule liegt ein zusätzlicher Bezugspunkt vor: als Dekan der Medizinischen Fakultät hat der Internist Theodor Brugsch (1878–1963) am 4. Juni 1932 im akademischen Senat den im Jahr darauf realisierten Antrag eingebracht, die offizielle Amtsbezeichnung der Universität Halle-Wittenberg – der Traditionsträgerin auch der alt-ehrwürdigen, im Jahre 1502 begründeten Leucorea – auf den Namen von Martin Luther auszurichten. In einer von den drohenden Zeichen des Faschismus bereits überschatteten Phase war das mehr als lediglich ein Aufruf zur formellen Neubenennung. Die Bedeutung des mittels zusätzlicher Aktivitäten unterstrichenen Vorhabens wurde 1958 durch den halleschen Rektor gewürdigt, der in einer Grußadresse an Theodor Brugsch formulierte: *„Ihrer weitsichtigen Anregung als Dekan der Medizinischen Fakultät ist es in nicht unerheblichem Maße zu danken, daß der alma mater hallensis die Schmach erspart blieb, den Namen eines Nazi-Ideologen annehmen zu müssen.“*

Mit dem Symposium des halleschen Arbeitskreises für Universitätsgeschichte soll an eine Thematik angeknüpft werden, die anläßlich von Reformationsjubiläen wiederholt zum Gegenstand der Nachbetrachtung wurde. Zum 200. Jahrestag des Wittenberger Thesenanschlages ließ der Rostocker Hochschulmediziner Georg Detharding (1671–1743) „De meritis Lutheri in artem medicam“ disputieren und legte der Jenenser Naturwissenschaftler Johann Friedrich Wucherer (1682–1737) den Beitrag „De incrementis Physices a Reformationis tempore“ vor. Hallesche Festveranstaltungen der Jahre 1867 und 1917 waren nicht nur auf das Reformationsjubiläum, sondern zugleich auch auf die Vereinigung der beiden Hochschulen und speziell auf die Erinnerung an den 21. Juni 1817 ausgerichtet, an dem die letzten sieben Wittenberger Professoren in den halleschen akademischen Senat eingeführt wurden. 1917 setzt sich die Ansicht durch, beide Feiern wiederum grundsätzlich zu trennen und eine gesonderte Veranstaltung anläßlich der hundertjährigen Vereinigung der Academia Fridericiana mit der Leucorea zur Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg durchzuführen. Wenn bei dieser Gedächtnisfeier der amtierende Rektor, der Internist Adolf Schmidt (1865–1918), in seiner Festrede von Luthers stolzem Wort *„Und wenn die Welt voll Teufel wär’, es soll uns doch gelingen“* behauptete, es symbolisiere zugleich den Sieges-



anspruch des imperialistischen Deutschland, dann läßt sich erahnen, daß derartige Feiern einen Anlaß zu zweckgebundenen Fehlinterpretationen des lutherischen Werkes boten.

Es soll in der vorliegenden Beitragsfolge auch um das bis heute aktuell gebliebene Thema „Luther in der Heilkunde“ gehen, um den sich zu Fragen der Medizin äußernden Theologen und Patienten Martin Luther. Bereits kurz nach dem Ableben Luthers verfaßte Matthäus Ratzenberger (1501–1559), einer der behandelnden Ärzte des Reformators, eine pathographische Studie über seinen Patienten. „De sanitate, morbis et morte b. Lutheri“ lautete das Thema einer 1750 in Halle verteidigten Inauguraldissertation, die der Ordinarius Michael Alberti (1682–1757) im Anschluß in Form einer deutschsprachigen Edition einem größeren Leserkreis zugänglich machte. Medizinisches aus den überlieferten Tischgesprächen wurde mehrfach – zuletzt 1967 in einer Düsseldorfer Dissertation – unter aktuellem Bezug ausgewertet. Die Auswahl aus einer nicht geringen Zahl diesbezüglicher Beiträge zeigt das immer wieder von neuem bekundete Interesse an der Medizin und den Naturwissenschaften der Reformationära und an der Frage, in welcher Form sich das Werk der Wittenberger Reformatoren auf die Heilkunde des 16. Jahrhunderts auswirkte. Auf diesen Themenkomplex – Martin Luther und die *Ars medica Vitebergensis*, Ärzte und Naturwissenschaftler im Kreis um den Reformator, Luthers Aussagen zur Heilkunde seiner Zeit, Stand und Entwicklung der medizinisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen – richtet sich diese Abhandlungsfolge aus. Zugleich geht es um die Darstellung des Gesundheits- und Sozialwesens von Wittenberg und damit um eine Hintergrundanalyse für eine Kommune, die sich anfänglich nur mit Mühe in eine Rolle hineinfand, die sie binnen weniger Jahre zur weltbekannten Universitätsstadt werden ließ.

Inhaltlich knüpfen die Beiträge an eine 1980 erstellte Studie zur *Ars medica Vitebergensis* und dort speziell an das Kapitel über die Entwicklung der Medizinischen Fakultät in ihrer ersten Säkularperiode an. Auf eine neuerliche Schilderung von Details aus der Frühgeschichte der Medizinischen Fakultät der *Leucorea* darf daher verzichtet werden. Die jetzt zusammengestellten Beiträge wollen als Festgabe verstanden sein; ein zweiter Teil soll im Anschluß an das 1983 durchzuführende medizinisch-naturwissenschaftliche Festsymposium vorgelegt werden und in parallel ablaufende Vorgänge an führenden Universitäten zur Zeit der Reformation einblenden.

Die Herausgeber

## Martin Luther und die *Ars medica Vitebergensis*

Die Gründung der Universität Wittenberg und ihre Entwicklung zur meistbesuchten Hochschule des 16. Jahrhunderts markiert eine entscheidende neue Etappe der deutschen Hochschulgeschichte: hier an der Leucora gehen Reformation und Humanismus – repräsentiert im Wirken von Martin Luther (1483 bis 1546) und Philipp Melanchthon (1497–1560) – jenes Bündnis ein, welches das Ende für die mittelalterliche Universitätskonzeption bedeutet. Ein neues Bildungsideal fordert seinen Platz und meldet mit der Absage an die traditionelle Scholastik zugleich seinen Anspruch auf eine umfassende Reform des Hochschulstudiums an: „De corrigendis adolescentiae studiis“ heißt in bezeichnender Weise das Thema des Antrittsreferats von Melanchthon, der im Jahr nach dem berühmten Thesenanschlag seine mehr als vier Jahrzehnte umfassende Lehrtätigkeit an der Leucorea aufnimmt. Das von Melanchthon vorgebrachte Postulat, ad fontes zurückzukehren, schließt das Bekenntnis zu einer objektiven, der Wahrheit dienenden Wissenschaft und nach authentischer Darstellung historischer Ereignisse ein [11]. Der bewußte Rückgriff auf die Lektüre antiker Autoren ist zugleich verbunden mit dem Bestreben diese von Verfälschungen zu reinigen: an die Stelle verderbter Übersetzungen treten verbesserte Editionen. Das scholastische Mönchslatein des Mittelalters wird vom klassischen Latein der römischen Dichter abgelöst; von einem tüchtigen Hochschullehrer verlangt man, daß er das Griechische beherrscht.

Um die Überwindung spätscholastischer Einflüsse geht es auch in der Medizin, die sich in dieser Phase anschickt, die Fesseln einer ihr immer wesensfremder werdenden dialektischen Sophistik zu sprengen. Vieles ist zunächst noch von Überkommenheiten bestimmt. In der Therapie wuchern Konzeptionen, die von der altchristlichen Einstellung zu Krankheit und Gesundheit geprägt worden waren. Aberglaube, Beschwörung, Magie und rituelle Handlungen wie die Teufelsaustreibung sind immer dann gegen den Versuch eines wissenschaftlichen Vorgehens abgesichert, wenn es ihren Befürwortern gelingt, sie als Ausdruck religiöser Glaubenswahrheiten zu interpretieren. Nur langsam setzen sich in den von den großen Volksseuchen des Mittelalters dezimierten Territorien Erkenntnisse durch, die in anderen Ländern – man denke an die Hygienemaßnahmen im Herrschaftsbereich der arabischen Reiche – zu den Selbstverständlichkeiten einer auf kommunale Bedürfnisse ausgerichteten Heilkunde zählen.



Unter dem Einfluß des Humanismus gewinnen nunmehr aber auch Naturbeschreibung und Naturbeobachtung ihren Platz im akademischen Lehrprogramm. Der organisatorische Ausbildungsgang erfährt vor allem an den französischen und italienischen Renaissance-Universitäten entscheidende Änderungen: *Theatrum anatomicum*, *Hortus medicus*, *Turris astronomicus* und erste *Collegia medica* werden zu festen Einrichtungen, die dem angehenden Mediziner einen praxisbezogenen Wissenserwerb garantieren sollen. Das in Bologna, Ferrara oder Padua, in Montpellier oder Paris erworbene Doktordiplom wird zum Qualitätsausweis für die Güte der genossenen Ausbildung und zugleich zum Sprungbrett auf eine entsprechende Karriere. Dabei gibt es innerhalb dieser führenden Universitäten zusätzliche Rangordnungen und Wertschätzungen. Montpellier wird während der Reformationsära zum Hauptkonkurrenten von Paris, weil dort die Anhänger der neuen Lehre ungehindert – im Gegensatz zum unduldsamen katholischen Paris – ihren religiösen Bedürfnissen nachgehen können. Hauptziel der deutschen Studenten ist aber die nach Italien führende *Peregrinatio medica*, wo eine Vielzahl von Wissenschaftlern um den Fortschritt ihrer Fachdisziplin bemüht ist [34, 35]. Das Latein als Gelehrten- und Unterrichtssprache macht den Kollegbesuch dieser deutschen Absolventen, die sich zudem im Verband einer *Natio Germanica* wie daheim fühlen können [32], völlig problemlos. Namen wie Giovanni Manardo (1462–1536), Jacob Berengario da Carpi (1460–1530), Alessandro Benedetti (um 1460–1525), Girolamo Fracastoro (1478–1553), Luca Ghini (1500–1556), Giovanni Battista Montanus - da Monte (1498–1551), Geronimo Mercuriale (1530–1606), Girolamo Fabrici d'Aquapendente (1537–1619), Gabriele Fallopio (1523–1562) und Ulysse Aldrovandi (1522 bis 1605) repräsentieren in Italien diesen Trend nach Wissenschaftlichkeit für eine ganze Epoche [5, 6, 8, 31] ebenso wie in Frankreich Denys Fontanon (1472 bis 1544), Guillaume Rondelet (1507–1566), Antoine Saporta (gest. 1573), Jean Bocaud (gest. 1588), Jean Schyron (gest. 1560) und Laurentius Castellan. Sie alle verfügen auch über institutionelle und technisch-organisatorische Möglichkeiten, von denen ein deutscher Hochschullehrer kaum zu träumen wagt. Lehre, Ausbildung und Forschung an der Pariser Sorbonne erstrahlen unter analogen Bedingungen im Glanz der Leistungen von Persönlichkeiten wie Winther von Andernach (1487–1574), Jean Fernel (1497–1558) und François Jacques Dubois-Sylvius; die ständige Konkurrenz zu Montpellier und zu den italienischen Hochschulen wirkt sich dabei ungemein befruchtend auf den Fortschritt der Wissenschaft aus. Eine Flut von Fachbüchern summiert die neuen Erkenntnisse. Berengario da Carpi wird mit der 1522 edierten „*Isagoga anatomica*“ zum Lehrmeister der Anatomie für eine ganze Studentengeneration. Benedetti ist der erste, der nach einer Kongruenz zwischen klinischem und pathologischem Befund fahndet. Der zwischen 1537 und 1544 in Padua weilende Andreas Vesal (1514–1564), der Begründer der modernen menschlichen Anatomie, beendet hier sein bahnbrechendes Werk „*De humani corporis fabrica*“. Feste Freundschaft verbindet ihn in dieser Phase seines Lebens mit Giovanni Battista Montanus - da Monte, der nach Tätigkeit in Neapel, Rom und Ferrara sich nun von seiner Professur in Padua aus nicht nur durch die Publikation von Galen- und Avicenna-Schriften Verdienste erwirbt, sondern zugleich auch am Spital San Francesco als klinischer Lehrer am Krankenbett neue Unterrichtsformen initiiert. Die richtungweisende Konzeption von da Monte wird eine Gene-

ration später durch Volcher Coiter (1534–1576) zum Leitmotiv für ein praxisnahes Unterweisungssystem in den nördlichen Niederlanden, wo die Medizinische Fakultät der Universität Leiden unter Vermittlung von Gerard de Bont-Bontius (1536–1599) und Johannes van Heurne-Heurnius (1543–1601) sich einer gleichartigen Aufgabenstellung widmet. Wirtschaftlich befriedigend subventionierte Hospitäler sowie der Einsatz qualifizierter Ärzte und Pfleger bilden dabei die Voraussetzungen für derartige Ausbildungspraktiken, auf die man in Deutschland bis zum 18. Jahrhundert verzichten zu können glaubt. Diese Unterschiedlichkeit zwischen dem italienischen Hospitalwesen und demjenigen in seiner Heimat waren bereits dem jungen Luther anlässlich seiner Romfahrt aufgefallen; er erinnert sich später:

*„In Italia sind die Spitaler wol sehr versehen, schön gebauet, gut Essen und Trinken, haben fleißige Diener und gelehrte Aerzte, die Bette und Kleidung sind fein rein, und die Wohnungen schön gemalet. Als bald ein Kranker hinein wird bracht, zeuhet man ihm seine Kleider aus im Beisein eines Notarien, der sie treulich verzeichnet und beschreibet, werden wohl verwahret, und man zeuhet ihm einen weißen Kittel an, legt ihn in ein schön gemacht Bette, reine Tücher. Bald bringt man ihm zweene Aerzte, und kommen die Diener, bringen Essen und Trinken in reinen Gläsern, Bechern, die rühren sie mit einem Fingerlein an. Auch kommen etliche ehrliche Matronen und Weiber, verhüllet unterm Angesicht, etliche Tage, dienen den Armen als Unbekannte, daß man nicht wissen kann, wer sie sind, darnach gehen sie wieder heim. Das habe ich also zu Florenz gesehen.“*

Für den Absolventen einer deutschen Hochschule ändert sich trotz des italienischen Vorbildeffektes zunächst nur wenig. Auch im Zeichen des sich etablierenden Humanismus bleibt der Ausbildungsgang des zukünftigen Mediziners organisatorisch nahezu der gleiche. Der Erwerb praktischer Kenntnisse und Fertigkeiten engt sich auf diejenigen Möglichkeiten ein, die sich der Studiosus extra muros universitatis selbst beschaffen muß. Dennoch hat das aus dem Mutterland des Humanismus einströmende Gedankengut erste Konsequenzen. Selbst wenn die Philologie die Meisterin des medizinischen Unterrichts bleibt, so lehrt sie doch deren kritische Methodik, sich aus dem überholten Traditionalismus zu lösen und mehr auf eigene Erkenntnisse und Erfahrungen zu bauen als auf die Überlieferung. Im Widerstreit von Alt und Neu werden den Hochschulabsolventen die anstehenden Korrekturerfordernisse vor allem dadurch einsehbar, daß sie nun Gelegenheit erhalten, die Schriften der Klassik in der Originalform vorgetragen zu erhalten. Aus diesem Geist des Neuen heraus entsteht 1477 die Universität Mainz, an der 1480 Pollich von Mellrichstedt genannt Mellerstadt (um 1450–1513) eine akademische Graduierung erwirbt. Der spätere Leibarzt des Sächsischen Kurfürsten Friedrich des Weisen sollte als Wittenberger Gründungsrektor den Lebensweg Luthers kreuzen, nachdem er in Leipzig das bekannte Streitgespräch mit Simon Pistoris (1443–1523) um die Genese des Morbus Gallicus geführt hatte.

Was kann nun an der Medizinischen Fakultät der Leucorea in einer sich mit Mühe der Provinzialität entledigenden Stadt [3] dem angehenden Arzt geboten werden, wie ordnet sich die Ars medica in Relation beispielsweise zu Leipzig und Erfurt ein? Eine Analyse zu dieser Frage ist schon deswegen nicht unwichtig, weil die in diesem Zusammenhang zu untersuchende Haltung und Stellung-

nahme Luthers zu Problemen der Medizin primär von seinen Eindrücken geprägt sein mußte, die sich aus seiner Erfurter Studienzeit und aus Kontakten zu Leipziger Hochschullehrern ergaben. Vom institutionellen her sieht es in Erfurt, in Leipzig und in Wittenberg im frühen 16. Jahrhundert gleich schlecht aus, und wenn man an den beiden ersteren Universitäten gefürchtet haben sollte, die Leucorea würde auf dem Sektor der Medizin zur ernsthaften Konkurrentin werden, dann erweist sich diese Erwägung bald als gegenstandslos. Hinsichtlich der personellen Besetzung ist Wittenberg in der weitaus schlechtesten Ausgangssituation. Es gibt keinen Hochschullehrer in der Medizinischen Fakultät, dessen wissenschaftliche Ausstrahlung Grund gegeben hätte, das Medizinstudium an der Leucorea durchzuführen und mit der Promotion abzuschließen [17]. Pollich von Mellerstadt, der mit der Akzentuierung humanistischen Ideengutes erstmals neue Zielstellungen verfolgt, wäre hierzu am ehesten in der Lage gewesen; seine Intentionen liegen aber schon bald nicht mehr auf dem Gebiet der Heilkunde, für die er vor seiner Wittenberger Amtszeit mit der Neuedition der aus dem 14. Jahrhundert stammenden Anatomie des Mondino sowie dem „Speculum medicinae“ Verdienste erworben hatte. Eine einsichtige und die Belange der Medizin genügend berücksichtigende Landesobrigkeit hätte hier rechtzeitig eingreifen müssen. Stattdessen bleibt es aber auf Jahrzehnte bei Verlegenheitslösungen. Man setzt Lehrer ein, die mehr oder minder zufällig greifbar sind bzw. sich gerade in Wittenberg aufhalten. Renommierte Professoren kann man jedenfalls nicht gewinnen, denn diese hätten ein wohldotiertes Gehalt, Verdienste aus einer Praxis aurea und akademische Nebeneinnahmen aus Gutachten oder aus privatim bzw. privatissime durchgeführten Lehrveranstaltungen erwartet. Da es aber an renommierten Fachkräften fehlt, bleibt die Zahl der Medizinstudenten niedrig. Der Circulus vitiosus schließt sich, weil die wenigen Jünger der Heilkunde alles andere als ein Anreiz sind, sich als Hochschullehrer in der jungen Universitätsstadt niederzulassen, die zudem einem Professor der Medizin kaum Zusatzvergütungen offerieren kann. Der einzige, dem man eine Sonderkonzession macht, ist Pollich von Mellerstadt: er erhält ein Exklusivprivileg für die Wittenberger Offizin, obwohl die Gesetzgebung schon damals im allgemeinen darauf ausgerichtet ist, den Apothekenbesitz eines Arztes nicht zu tolerieren. Wahrscheinlich hat man speziell mit dieser Privilegierung Pollich von Mellerstadt am Ort halten können, denn die Apotheke ist eine einträgliche Pfründe, um die es in der Folgezeit – ganz im Gegensatz zu den medizinischen Ordinariaten – stets Gerangel gibt, wenn es um die Neuvergabe geht. Aus diesen handfesten und wirtschaftlich determinierten Gründen läßt sich im Anschluß an die Mellerstadtsche Apothekenführung der Hofmaler und Unternehmer Lucas Cranach d. Ä. (1472–1553) das Privileg zuschanzen [10, 40]. Das Moment der Gewinnträchtigkeit hat bei Cranach zweifellos im Vordergrund gestanden, denn der kursächsische Hofmaler ist an Pharmazie und pharmazeutischer Botanik kaum interessiert, selbst wenn man aus seinen Bildern ersehen kann, daß ihn die Pflanzenkunde gelegentlich beschäftigt haben mag [39, 43]. Es gibt aber keinen Hinweis dafür, daß der Cranachsche Apothekenbesitz mit der Möglichkeit der Nutzung dieser Offizin für studentische Lehrzwecke verbunden gewesen wäre.

Es wird Martin Luther kaum entgangen sein, daß die meisten der in Wittenberg studierenden Mediziner keinen Wert darauf legten, hier ihr Doktordiplom

zu erwerben. Was konnte man schon, wenn man auf Karriere bedacht war, mit einem Patent anfangen, das von Johann de Bel, Simon Stein oder Theodor Eschhaus, von in der wissenschaftlichen Welt kaum bekannten Lehrern wie Dietrich Bloch, Ulrich (Udalrich) Erbar und Johannes Schwabe, von Peter Burchar, Stephan Wildt, Heinrich Stackmann oder Caspar Lindemann signiert worden wäre? Bei Bewerbungen um eine Archiaterstelle oder um ein Physikat hätte man damit keine Chance gegenüber einem Konkurrenten gehabt, der auf ein Diplom aus Frankreich oder Italien verweisen konnte.

Freilich gibt man sich auch im institutionell und personell stark vernachlässigten Wittenberg Mühe um die Ausbildung der Medizinstudenten. In einem zunächst ausschließlich auf die Theorie ausgerichteten Unterricht erwerben die Absolventen – meist im Hause des Lehrers – ihre Grundkenntnisse unter Interpretation des klassischen Schrifttums. Auf dem Lehrplan stehen Hippokrates und Galen, Plinius, Dioscorides, Nicander und Alexander von Tralles. Man hört „De natura hominis“ nach Galen, „De temperamentis“, „De motu musculorum“ und „De facultatibus naturalibus“. Zu diesen auf Anatomie und Physiologie ausgerichteten Kollegs kommen die den Zentralpunkt des medizinischen Unterrichts bildenden Vorlesungen über Krankheitslehre hinzu. Zu Luthers Amtszeit sind letztere noch stark von mittelalterlichen Vorstellungen geprägt. Eine Iatroastrologie befaßt sich mit dem Rätsel des plötzlichen Auftretens und des oft ebenso schnellen Abklingens von Infektionen [36]. Der Gestirnssemanation schreibt man eine gewisse Mittlerrolle zu, eine Förderung der Krankheitsanfälligkeit. Planetar-meteorologische Einflüsse sollen gemäß zeittypischer Konzeption den Zustand der Eukrasie aufheben und das Allgemeinbefinden beeinträchtigen. Das alles klingt abergläubisch und mysteriös; man danke aber daran, daß die tageszeitabhängige Häufung von Asthma bronchiale oder Herzinfarkt heute zum geo- und klimatomedizinischen Forschungsstoff gehört und die Endokrinologie unserer Tage nach Zusammenhängen zwischen chronobiologischen Vorgängen und dem Steroidmetabolismus fahndet. Unter einem derartigen Aspekt der Moderne wird der Glaube an eine astrale Komponente zumindest verständlicher, dem auch Luther anhängt, wenn er die Gründe für ein plötzliches Unwohlsein analysiert:

*„Gestern war ich fein, heute ists gar umgewendet! Es ist die mutatio aeris. Die Menschen sind die natürlichsten und besten Mathematici, sie fühlens an ihrem Leibe und Gliedern bald, wenn am Himmel und an den Sternen eine Conjunction, Opposition oder Veränderung des Wetters fürhanden ist.“*

Der Hochschulabsolvent lernt bei seinen derartigen Vorstellungen anhängenden Lehrern, seine Maßnahmen am Krankenbett auf die Gestirnsinfluenzen auszurichten. Teile seiner ärztlichen Maßnahmen sind astromedizinisch geprägt: ein Aderlaßkalender gibt ihm Auskunft, wann ein derartiger Eingriff angebracht ist. Er ist auch überzeugt, daß die Bildung der gefürchteten Miasmen durch ungünstige Gestirnskonstellation bedingt ist und daß man sich bei drohender Seuchengefahr, dem Resultat derartiger Miasmenbildungen, durch die von den Apotheken feilgebotenen Amulette schützen kann. Die Unkenntnis der Pathogenese der Krankheit erklärt zugleich die Vielfalt der Therapieversuche, die ihm mit dem Lehrstoff der Hochschule vermittelt werden: im Mittelpunkt steht dabei eine Diätetik, welche die unter einem krankhaften Prozeß entstandene

Dyskrasie zur Eukrasie zurückverwandeln soll. Aus einem Analogiedenken heraus wird verständlich, daß bei lokalisierbar erscheinenden Störungen die Applikation bestimmter Organteile (Milz, Leber, Lunge, Testes) als erfolgversprechend gilt. Eine Koprofarmakotherapie geht von der Vorstellung aus, daß die Körperpassage von Substanzen diese mit vitalisierenden Eigenschaften versehen und sie dadurch zur Nutzenanwendung bei Krankheiten geeignet mache [20]. Auch Luther hat sich einmal einer derartigen Behandlung ausgesetzt gesehen und vermerkt:

*„Mich wundert, daß Gott so hohe und edle Artzney in Mist gesteckt hat, denn man hats aus Erfahrung, daß Sau-Mist das Blut verstopfet, Pferde-Mist dienet für das Seitenstechen, Menschen-Mist heilet Wunden und schwartze Blattern, Esels-Mist braucht man, neben andern, für die rothe Ruhr, und Kuh-Mist mit eingemachten Rosen dienet für die Epilepsiam der Kinder.“*

Um Fragen der Arzneimitteltherapie geht es auch in jenen Kollegs, die Philipp Melanchthon über die Alexipharmaka des Nicander liest: ärztliches und medizinisch-naturwissenschaftliches Grundwissen kann man sich an der Leucorea also auch außerhalb der Medizinischen Fakultät erwerben. Speziell der Vorlesungsstoff von Melanchthon berührt in vielen Details Probleme, die eigentlich zur Ars medica gehören, aber von keinem besser interpretiert werden können als von dem „Praeceptor Germaniae“. Da die Kompetenzen der einzelnen Fakultäten ohnehin nicht allzu scharf abgegrenzt sind, lassen sich institutionell und personell bedingte Lücken im Bereich der Ars medica vielfach dadurch schließen, daß interessierte Lehrer aus anderen Fakultäten einspringen. Auf diese Weise erwirbt sich eine Reihe von Philologen und Theologen zugleich Verdienste um die medizinische Basisausbildung. Das gilt für den 1521 nach Wittenberg anreisenden und alsbald mit Melanchthon befreundeten Joachim Camerarius (1500–1574), der sich als Übersetzer der Galenschen Schrift „De theriaca ad Pamphilianum“ bekannt macht und nach seinem Abgang von der Leucorea bis 1535 als Professor der Geschichte und der griechischen Sprache in Nürnberg lehrt. Während dieser Amtszeit – 1530 begibt sich Camerarius mit Melanchthon auf den Reichstag nach Augsburg – entsteht das Büchlein „De theriacis et mithridatiis commentariolus“, das erneut Probleme der zeitgenössischen Medizin berührt; allerdings geht es auch hier weniger um Pharmakotherapie (hinsichtlich der Nutzenanwendung der bekannten Pestmittel Theriak und Mithridatium), sondern mehr um das, was man im Zeitalter des Humanismus unter Allgemeinbildung auf der Basis der Klassik versteht [42]. Der Botanica medica gilt die Aufmerksamkeit des Theologen Caspar Cruciger (1504–1548): der Freund und Vertraute Luthers ist ein vorzüglicher Pflanzenkenner [33], den auf diesem Sektor zu konsultieren für einen angehenden Mediziner wie Johannes Bretschneider-Placotomus (1514–1577) durchaus sinnvoll ist. Nicht an die Grenzen seiner Lehraufgaben hält sich auch der auf einer Poesieprofessur lehrende Johannes Marcellus (1510–1552), der sich im Zusatzengagement medizinischen Fragen zuwendet. Um die medizinische Botanik machen sich schließlich auch Hochschullehrer wie Vitus Oertel-Windsheim (1501–1570) verdient: gemeinsam mit Caspar Peucer (1525–1602) zieht der zunächst nicht zum Verband der Medizin zählende Dozent mit den Studenten der Heilkunde vor die Tore der Stadt [7], wo man letzteren „auff und umb den Polensberg und in dem Höltzlein,



die *Rothe mark genannt, viel und allerley kreuther*“ demonstriert [47]. Auf eine derartige interdisziplinäre und kooperative Ausbildung beruft sich der als beamteter Physikus in Naumburg niedergelassene Caspar Ratzenberger. Später so renommierte Ärzte wie Valerius Cordus (1515–1544), Georg Oemler-Aemylius (1517–1569) und Crato von Krafftheim (1519–1585) halten sich während ihrer Wittenberger Ausbildungszeit mehr in nicht-medizinischen Kollegs als in der Fakultät auf, die ihrem Wissensdrang nicht ausreichend Genüge bieten kann. Der angehende Mediziner will Vorlesungen bei Melanchthon hören und dadurch seinen Gesichtskreis erweitern; ohne ihn – Luther und sein Kolleg mag als Attraktivpunkt hinzugekommen sein – wären die Wittenberger Absolventenzahlen aus den Reihen der Mediziner ohne Zweifel noch kleiner gewesen. Die bereits genannten Vorzüge der französischen und italienischen Universitäten sind dem angehenden Arzt dann aber Grund genug, seine *Peregrinatio medica* anzutreten, um im Anschluß das Diplom einer renommierten Fakultät vorweisen zu können. Unter den an der Leucorea gegebenen Bedingungen mußten selbst mit Fleiß bemühte Hochschullehrer wie Augustin Schurff (1494–1548), Melchior Fendt (1486–1564) und Jakob Milich (1501–1559) wissenschaftlich farblos bleiben; Georg Curio-Kleinschmidt (1498–1556) ist vielleicht die Ausnahme von der Regel [21].

Nächst vielen anderen Vorzügen der ausländischen Universitäten wird man in Wittenberg auch die anatomische Demonstration vermißt haben. Immerhin kann Schurff 1526 eine Kopfsektion durchführen, ein für deutsche Universitäten noch seltenes Ereignis; die Kontinuität dieser Unterrichtsform bleibt aber aus. Im übrigen ist Schurff auch um Lehrbuchbeiträge bemüht; noch 1549 kündigt der Magister Sebastian Dietrich (gest. 1574) an: *„Decrevi enarrare libellum utilem omnibus studiosis scriptum in hac academia a viro ingeniosissimo et sagacissimo medico d. Augustino Schurff, continentem primas materias quae in doctrina medica tractantur.“* Der Offerte nach muß es sich um eine Art medizinische Propädeutik gehandelt haben. Sie mag für den Absolventen der Leucorea nützlich gewesen sein, ist aber – wie eigentlich nahezu alles, was damals in Wittenberg auf dem Sektor der *Ars medica* gedruckt wird – kaum über eine lokale Bedeutung hinausgelangt. Hier zeichnet sich ein weiterer Punkt ab, der für die Ära von Luther und Melanchthon auffällig imponieren muß: bei einem sich schnell etablierenden typographischen Gewerbe hoher Qualität [26] und bei exzellenten Editionen auf verschiedenen Wissensgebieten [23] kommt in Wittenberg kaum ein medizinisch-naturwissenschaftliches Buch heraus, das überregional gefragt ist. Luther und Melanchthon schalten sich zwar – das zeigt sich wiederholt an Buchvorworten, Begleitbriefen und Grußadressen – nicht selten befürwortend ein, doch fällt die Wahl des Editionsortes dann fast regelmäßig nicht auf Wittenberg. So ist beispielsweise die mit einem Vorwort Melanchthons versehene *„Arithmetica integra“* des Luther-Schützlings Michael Stifel (um 1487 bis 1567) – den Namen hatte Stifels Hausarzt Jakob Milich kreiert – in Nürnberg gedruckt worden. In Tübingen erscheinen die *„Pruthenicae tabulae coelestium motuum“* des Wittenberger Hochschullehrers Erasmus Reinhold (1511–1553); im gleichen Jahr bringt der Melanchthon-Schüler Christoph Entzelt-Encelius (1517–1583) seine von einem gedruckten Empfehlungsschreiben des Lehrers begleitete geognostische Abhandlung *„De re metallica“* in Frankfurt heraus [38]. Nur selten engagieren sich Wittenberger Typographen auf der-

artigen Sektoren. Hans Lufft druckt 1542 Teilkapitel des von G. J. Rheticus (1514 bis 1574) aus Frombork mitgebrachten Kopernikus-Manuskripts unter dem Titel „De lateribus et angulis triangulorum“; das Hauptwerk aber wird nicht in Wittenberg verlegt. Höchst spärlich sind medizinische Ersteditionen von Bedeutung. Der während seines Aufenthaltes im Hause von Melanchthon wohnende ostfriesische Mediziner Jakob Cornicius (gest. 1559) publiziert 1551 ein als Seuchenschrift gedachtes „Prophylacticon“, vertrieben „aus der Officin der Erben von Georg Rhaw“. Dieses Büchlein ist durch ein Geleitwort von Melanchthon interessant, läßt es doch den eine Semisäkularperiode später einsetzenden Disput um Atomistik und Anti-Atomistik bereits erahnen, denn Melanchthon schreibt: *„Wir glauben nicht, daß das Weltall durch einen Zusammenfluß der Atome des Demokrit entstanden ist, sondern wir wissen mit Sicherheit, daß es einen ewigen Geist gibt.“*

Es ist also erneut ein Circulus vitiosus, der sich hier im Bereich von Naturwissenschaften und Medizin für die Publizistik zeigt: weil in der Medizinischen Fakultät nur wenig pro exercitio, pro licentia und pro gradu doctoris disputiert wird, liegt demzufolge auch kein zur Verbreitung geeignetes Manuskriptmaterial vor, das zum Druck gegeben werden könnte. Und da die Wittenberger Fachvertreter der Ars medica kaum zum Kreis kreativer Forschungspersönlichkeiten ihrer Zeit zu rechnen sind, können ihre wenigen Publikationen kaum dazu dienen, die medizinisch-naturwissenschaftliche Publizistik ihrer Lehranstalt auf ein international zu beachtendes Niveau zu führen. Im übrigen ist die geringe Disputierfreudigkeit keineswegs nur auf die Mediziner beschränkt, so daß man zeitweilig von einem generellen Niedergang des Wittenberger Disputierwesens sprechen muß. Die Gründe hierfür sind zum einen als humanistische Kritik des mittelalterlichen Schulbetriebes und zum anderen als Rückschlag gegenüber der Bildungsarroganz der Humanisten gedeutet worden; ein urchristlicher Simplismus mit Ablehnung von Graden und Würden soll ebenfalls im Spiel gewesen sein [45]. Das mag alles für die Nicht-Mediziner zutreffen. Bei dem angehenden Arzt mußte aber die Lizentiat- oder Doktordisputation (mit anschließender Drucklegung) als Leistungsbeleg für die akademische Graduierung gelten, auf die man nicht verzichten konnte, sofern man an einem Diplom interessiert war.

Diese Vernachlässigung des Disputationswesens scheint in Wittenberg das gesamte 16. Jahrhundert hindurch fortbestanden zu haben, hätte es doch sonst kaum des Ordnungsentwurfes vom 6. Mai 1606 bedurft, in dem es unter Herausstellung der Disputation für Mediziner heißt:

*„Nicht weniger befindet sich oft bei den patienten, daß die medici sich über ihrer krankheit, auch die cura derselben nicht wol vergleichen können, sondern mit einander darauf conteriren und oft einander hart widerpart halten müssen, bis sie sich des grunds verglichen, wer nun im disputiren nicht geübet ist, der kommt mit seiner meinung nicht fort, sint also die exercitia disputationum bei den universiteten hoch nötig“* [45].

Martin Luther hat diese Situation wiederholt beklagt, aber offenbar nichts Grundsätzliches ändern können.

Wie sieht es nun in Leipzig, wie in Erfurt aus, wo man in der Wittenberger Fakultät anfänglich eine Konkurrenz fürchten zu müssen glaubt? Unübersehbar

ist in Leipzig die Starre der Tradition, worüber der Medizinhistoriker Karl Sudhoff (1853–1938) zur Situation des Jahres 1500 bilanziert:

*„Anderwärts wehte immer schärfer auch in der Medizin ein fortschrittlicher Geist. Nur in Leipzig hielt man sich noch fest am Alten. Dort scheinen sich auch die Neudazugekommenen schnell wieder zu konservativer Ansicht gewandelt zu haben, denn die Mehrheit der Fakultät bestand schon aus anderwärts Promovierten, auch die Mehrzahl der Dekane im 15. Jahrhundert.“*

Als die Sorge um eine mögliche Abwanderung nach Wittenberg Anlaß zu einer Bestandsaufnahme mit dem Ziel von Reformen gibt, zeigen sich bei der Medizinischen Fakultät in Leipzig desolate Verhältnisse: unregelmäßig angekündigte und von den Studenten schlecht besuchte Vorlesungen, keine anatomischen und chirurgischen Unterweisungen, keine klinische Praxis. Man schimpft auf die Theologen, welche die Kollege Räume fast ausnahmslos für sich beanspruchen und andere Fakultäten verdrängen; Medizinern und Juristen fehlt es an Unterkünften. Moniert wird außerdem die mangelnde Qualität der an der Medizinischen Fakultät lehrenden Professoren. Wenn es aber trotz dieser wenig erfreulichen Bilanz nicht zu einem zahlenmäßig größeren Wechsel Leipziger Absolventen nach Wittenberg kommt, dann spricht das dafür, daß die medizinische Ausbildung an der Leucorea keine Alternative dargestellt haben kann, von der man sich Besseres versprach. Mit den Immatrikulationszahlen (37 257) steht Leipzig im 16. Jahrhundert nur wenig hinter Wittenberg (43 802) zurück.

Für die Ausbildungsmodalitäten in Medizin und Naturwissenschaften und deren Fachvertreter gibt es in dieser Ära eine zwischen Leipzig und Wittenberg nicht uninteressante Parallele: auch in Leipzig sind es Nicht-Mediziner, die zum Fortschritt in der Heilkunde beitragen und die Diskussion um neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse befruchten. Der Jurist J. P. Peylinck (1474–1522) legt 1499 ein „Philosophiae naturalis Compendium“ vor, das eine kurze Erklärung der Lehre vom natürlichen Bau des menschlichen Körpers und anatomische Illustrationen enthält. Es dient in der Folgezeit ebenso zur Unterrichtsgestaltung in der Heilkunde wie das „Anthropologicum de hominis dignitate“ des Philosophen Magnus Hundt (1449–1519), der sich im Zweitstudium der Medizin zuwendet und 1499 unter Vorsitz des aus Halle gebürtigen Professors der Medizin und amtierenden Rektors Johann Wagh (gest. 1499) das Bakkalaureat erwirbt. Bei der harten Kritik an den Leipziger Verhältnissen mag dem Nachbetrachter die Gegensätzlichkeit zu der vorteilhafteren Situation in Erfurt vorgeschwebt haben, wo das von Italien eindringende frühhumanistische Gedankengut relativ schnell eine den Traditionalismus überwindende Epoche eingeleitet hatte. Der Erfurter Magister Philosophiae Martin Luther hat gerade seine Intentionen auf die Rechtswissenschaften verlegt, als Helius Eobanus Hessus (1488–1540) im Sommersemester 1504 die Hochschule bezieht, der später zu den Häuptionen der Erfurter Humanistenschule zählen sollte. Im Jahr darauf verwaltet der um die Förderung des Erfurter Humanismus verdiente Georg Eberbach (ca. 1450 bis 1508) das Dekanat der Medizinischen Fakultät, als Heinrich Solde alias Euricius Cordus (1486–1535) seine Inskription vornimmt, ein weiterer Repräsentant der neuen Lehr- und Forschungsrichtung in Heilkunde und Naturwissenschaften. Allerdings hat die Erfurter Universität, deren Absolventenzahl mit 11 152 für das 16. Jahrhundert deutlich hinter denen von Wittenberg und Leipzig zurück-

hängt, nur jeweils kurze Zeit vom Wirken von Persönlichkeiten wie Hessus und Euricius Cordus profitieren können; ihre Haupttätigkeit ist ebenso auf die Hochschule von Marburg konzentriert wie diejenige von Johann Eichmann-Dryander (1500–1560). Lediglich der als Mäzen des Erfurter Humanismus ausgewiesene Arzt Georg Sturz (1490–1548) kehrt am Ende eines von langen Studienreisen geprägten Ausbildungsganges wieder nach Erfurt zurück. Wegen seines medizinischen Diploms war er 1523 nach Wittenberg gegangen: nach eigener Aussage haben an der Erfurter Medizinischen Fakultät damals so schlechte Verhältnisse vorgelegen, daß es ihm nicht sinnvoll erschien, hier um die Graduierung einzukommen. Das müssen dann aber wohl nur subjektiv so empfundene Unterschiedlichkeiten gewesen sein; letztlich sind die Medizinischen Fakultäten in Wittenberg, Leipzig und Erfurt insgesamt nicht viel mehr als Anhängsel am konventionellen Hochschulgetriebe.

### **Martin Luthers Einstellung zur Medizin**

Der mit der medizinischen Fachliteratur seiner Zeit durchaus vertraute Luther sieht in der Heilkunde eine der Theologie wesensverwandte Disziplin. Leben und Gesundheit sind für ihn Geschenke der Göttlichkeit, die zu erhalten oder wiederzugewinnen ein den Arzt und den Geistlichen in gleicher Weise berührendes Anliegen sei. Der in seinen Möglichkeiten begrenzte Versuch einer zwischenmenschlichen Hilfe mittels ärztlicher Kunst sei ausschließlich von göttlichem Beistand abhängig: *„darum sollen wir zu dem rechten und wahrhaften Arzt, Christo, Zuflucht haben“*. Krankheiten sind vincula diaboli. Durch die Erbsünde ermöglicht, kommen sie zwar nicht direkt von Gott, doch läßt dieser den Teufel gewähren: *„Ich halte, daß der Satan alle schweren Seuchen und Krankheiten dem Menschen zuschicke.“* Umso fester müßten aber Ärzte und Geistliche gegen den Teufel zusammenstehen, der die Menschheit ständig bedrohe:

*„So ist denn der Teufel ein solcher Gesell, er kann bald Krankheiten anrichten, wie S. Petrus in den Geschichten der Apostel saget, daß die Krankheiten vincula diaboli sein. Und obwol Gott mancherlei Arznei wider eine Krankheit allein geordnet hat, und dieselbige vielmals gebrauchet werden, so wirkt sie doch nichts. Denn der Teufel ist also kräftig, er kann Arznei und Apotheken wandeln, und Staub in die Büchsen thun.“*

Luther trennt „natürliche“ und damit dem ärztlichen Vorgehen zugängliche Krankheiten von solchen ab, die er als reines Teufelswerk deutet [28], wo nur noch Gott helfen kann. In diesem Sinne haben seine Aussagen über Krankheiten und Heilung stets eine eminent theologische Funktion und müssen im Zusammenhang mit seiner Anschauung von der Sünde und der Verteufelung der Welt interpretiert werden [41]. Diese „theologische“ Konzeption beispielsweise über das Wesen einer Geisteskrankheit prägt auf lange Zeit bestimmte Vorstellungen und klammert die Behandlung dieser Krankheitsgruppe aus dem ärztlichen Aufgabenkomplex aus. Die Narren sind im lutherischen Wittenberg wie auch anderenorts Objekt einer um Asylierung bemühten Kommune und des den Exorzismus pflegenden Theologen; ihre Unterbringung trägt Gefängnischarakter. Auf der gleichen Ebene wie der von den Theologen praktizierte Exorzismus – ein Pfarrer aus der Nähe von Torgau unternimmt 1520 „Behandlungsversuche“ in

Wittenberg – liegen Vorstellungen, die zum Aufkommen der Teufelsbündnerlegende führen. Den mit Satan verschwägerten Nekromanten kann sich Luther durchaus personifiziert vorstellen: im Urteil des Reformators der frühen dreißiger Jahre ist das der (nach neueren Forschungen wohl aus Helmstadt im Kränichgau stammende) Schwarzkünstler Faust [1]. Die im Anschluß entstehende Sage verlegt die Begegnung Fausts mit dem Teufel in die Specke, ein nordöstlich von Wittenberg befindliches Wäldchen.

Vorstellungen von krankheitsbringenden Dämonen erklären sich aus einer Weltanschauung Luthers, die vom Biblizismus geprägt ist. Sein Bedürfnis nach Aufklärtheit in medizinisch-naturwissenschaftlichen Fragen – Wittenberger Hochschulkollegen hätten ihm durchaus Belehrung zukommen lassen können – ist oft auffällig gering; er glaubt an den grundsätzlichen Aussagewert der Bibel auch in medizinischen Fachfragen und sucht seine Hörer und Parteigänger in diesem Sinne zu überzeugen. Seine – unreflektiert wiedergegebene – Äußerung über die Legitimation des Ersäufens von Kielkröpfen und Wechselbälgen dürften ihm aber schon damals nicht alle Zuhörer aus Medizinerkreisen abgenommen haben, sofern sie sich dem hippokratischen Ethos verpflichtet fühlten. Speziell diese Aussage ist bis in die jüngste Vergangenheit mit makabrer Konsequenz verfolgbar gewesen, diente sie doch den faschistischen Machthabern gelegentlich als Kronzeugenbeleg für das, was sie als Euthanasie verstanden wissen wollten [44]. Für den Mißbrauch Lutherischer Aussagen – auch aus dem Mund von Medizinern gibt es genügend weitere Beispiele: man denke nur an die Festrede des halleischen Internisten Adolf Schmidt (1865–1918) der 1917 als amtierender Rektor ein Lutherwort („Und wenn die Welt voll Teufel wär, es soll uns doch gelingen“) zu Durchhalteparolen („es muß und soll doch gelingen, trotz einer Welt von Feinden eben diese Welt zu befreien von dem Joch der englischen Bevormundung und Handelsknechtschaft“) umfunktionierte [48].

Bei den von Luther gesetzten Prioritäten ist die Genesung von einer Krankheit stets Ausdruck der göttlichen Gnade, und auch die Medikamente sind als *causae secundariae* Geschenke des Himmels, derer sich der Arzt bedienen darf:

*„Gott hat die Arznei aus der Erde geschaffen und kein vernünftiger Mensch ist, der sie verachtet. Denn gleich wie zur Zeit Mosis das bittere Wasser vom Holz süsse ward, also hat er wollen auch hierinnen den Menschen kundtun, was Arznei vermag und hat solche Kunst darum auch den Menschen gegeben, daß man seine Wunder preisen solle. Denn hiermit kann der Arzt allerlei Schmerzen lindern und viel süßer, guter Konfekte machen und Salben zu richten, davon die Kranken gesund werden.“*

Luther wird an eigene Erfahrungen während der Wittenberger Pestjahre gedacht haben, wenn er formuliert, für den Kranken könnten auch andere Dinge als Medikamente nützlich und heilsam sein, sofern sich der Schöpfer des Leidenden erbarme. In diesem Zusammenhang akzentuiert er immer wieder die Kooperation zwischen dem leiblich helfenden Arzt und dem seelischen Zuspruch vermittelnden Theologen. Aus dieser Sicht heraus werden medizinische Verrichtungen zum Kampf gegen den Satan:

*„Daß aber die Ärzte Herren sind, das sieht man vor Augen wohl und daß man ihr auch nicht entbehren kann, lehret die Erfahrung wohl; daß es aber der Welt ein nützlicher, tröstlicher, heilsamer Stand, dazu ein angenehmer Gottesdienst*

*sei, von Gott geschaffen und gestiftet, gibt nicht das Werk allein an ihm selber, sondern zeugt auch die Schrift.“*

Die immer wieder beschworene Gemeinsamkeit von Arzt und Theologen äußert auch Paulus Lutherus (1533–1593), der auf ausdrücklichen Wunsch des Vaters hin das Medizinstudium aufnimmt:

*„Zum Studium der Medizin hat mich nicht nur die eigene Neigung, sondern auch die Ermahnung meines Vaters angetrieben. Denn er hatte ganz besondere Freude an diesem Studium und oft rühte er im Familienkreise vor Allem die ärztliche Kunst. Er pflegte zu sagen, daß er sich nicht sowohl durch den Reiz ihrer Lehren und die Größe ihres Nutzens, als vielmehr durch ihre Verwandtschaft mit der Theologie angezogen fühlte. Denn zunächst nach den Zeugnissen der heiligen Schrift, welche allein ausdrücklich lehre, wer und was Gott sei und was Sein Wille, wäre es die medizinische Wissenschaft, welche deutlicher als irgend eine andere den menschlichen Geist überzeuge und bekräftige im Glauben an Gott, indem sie die hellen Spuren Seiner Vorsehung, Weisheit, Macht und Güte aus dem wunderbaren Getriebe des menschlichen Körpers und aus der Mannigfaltigkeit der Kräfte bei dem Werden der Dinge darlege und zusammenstelle. Auch im Volke Gottes hätten die Familien der Priester auf göttliche Anordnung jederzeit das Studium und die Ausübung der Medizin und anderer verwandter Künste mit dem geistlichen Amte verbunden“ [12].*

In Luthers Aussagen und Schriften finden sich neben Lobesäußerungen auch mancherlei kritische Bemerkungen über die Ärzte seiner Zeit und über die mit ihnen zur Zusammenarbeit vor allem in Krisenzeiten aufgerufenen Theologen. Zur Rubrik „schlecht“ zählt Luther dabei vor allem denjenigen Personenkreis, der sich bei der Allgemeinheit drohender Gefahr in Sicherheit bringt, also die Gemeinde verläßt. In dieser Beziehung gibt er selbst das positive Beispiel: als von August bis November 1527 die Pest in Wittenberg wütet und die meisten Universitätsangehörigen mit landesherrlicher Lizenz fluchtartig sich nach Jena begeben, bleibt er mit seiner Familie in Wittenberg [29]. Auf Resonanz in der Ärzteschaft dürfte er damit allerdings nicht einmal in seinem engsten Kreis gestoßen sein, denn bis tief ins 17. Jahrhundert hinein fühlt sich der akademisch gebildete Mediziner im allgemeinen zum Besitzbürgertum gehörig, und wenn dieses aus einer seuchenbedrohten Stadt abwandert, dann sucht auch der Arzt mit ihm das Weite. *„Oh welch ein Warter ist das! Oh welch ein Arzt ist das!“*, seufzt der Reformator, der bestenfalls einem Teil der Geistlichkeit einen Abzug zubilligen will, weil er bereitstehen soll, falls er als Nachfolger zu Tode gekommener Helfer einzusetzen ist: *„Und daß man bisweilen sagt, man soll der Pfarrherr und Prediger verschonen und sie zur Zeit der Pestilenz die Capellanen eins Theil wegnähme, daß man Ander hätte, die die Kranken besuchten ... Darum wäre es wol fein, daß man nicht Alle damit belüde, sondern einen oder zweene. Wenn mich das Loos trafe, wollt ich mich nicht scheuen.“*

Im gleichen Jahr wendet sich Luther zudem an seinen Landesherren mit der Bitte, das inzwischen von den Bettelmönchen aufgegebenes Franziskanerkloster zum Armenspital umzufunktionieren: Armen- und Krankenfürsorge laufen in seinen Vorstellungen parallel [9, 15, 18]; Luther geht von den ihm als beispielhaft imponierenden italienischen Hospitälern aus, die er auf seiner Romreise kennengelernt hatte.

Bei Luthers Differenzierung in „gute“ und „schlechte“ Ärzte muß man aber zusätzlich nach jenen persönlichen Eindrücken fahnden, die noch heute bestimmend sind, wenn ein medizinischer Laie sich zu derartigen Aussagen versteigt. „Gute Ärzte“ waren für Luther wohl in erster Linie diejenigen, die ihm das vorschrieben, was er selbst gern getan haben wollte und die zudem frei von dem Verdacht waren, Zweifler in Glaubensfragen zu sein. Dabei mag Luther auch Medizinern begegnet sein, die vom Wissen und Können her als „schlechte Ärzte“ einzuordnen waren; konnte er das aber wirklich ermessen, und wenn ja, welche Kriterien galten dann für dieses sein Urteil? Man ist geneigt, Luther beizupflichten, wenn er für die letztere Kategorie ein Beispiel schildert, wonach ein junger Mann den Urin eines von ihm vermutlich geschwängerten Mädchens zum Uroskopiker brachte und dieser – offenbar überzeugt von der Fragwürdigkeit der schwangerschaftsdiagnostischen Bedeutung des Verfahrens – dem Klienten durch geschickte Fragestellung den bis dahin verschwiegenen Sachverhalt entlockt (*„Circa illa objecta versantur medici“* ist Luthers Pauschalurteil). Fragwürdig wird seine Definition von „schlechten Ärzten“ aber dann, wenn es um die von ihm so gar nicht geschätzten diätetischen Einschränkungen geht. Sollten sich wirklich – wie der Reformator meint – Patienten auf ärztlichen Rat hin zu Tode gehungert haben? Und ist das ein „schlechter Hessischer Medicus“, der Luther 1537 bei der Behandlung einer Steinkolik einer Hungertherapie bei strenger Bettruhe unterwirft? Auf eigenes Risiko reist Luther am 26. Februar 1537 in Richtung Weimar ab. Auf der Zwischenstation in Tambach läßt er sich dann kalte Erbsen und Bratbücklinge servieren und verliert noch in der gleichen Nacht den offenbar eingeklemmt gewesenen Stein. *„Tambach ist mein Phanuel, daselbst mir der Herr erschienen“*: mit dieser Deutung rechtfertigt er nachträglich sein fahrlässiges Verhalten. Er hat nie einsehen können, daß er mit diesem Unternehmen eigentlich Gesundheit und Leben leichtfertig aufs Spiel setzte. Es macht ihm geradezu Spaß, die ärztliche Anweisung unterlaufen zu haben. Er hätte sonst kaum den Bericht über das Geschehen mit einer analogen Story verbunden, die ihm gleichsam als Alibi dient: sie handelt

*„von einem Edelmann, der auch krank gelegen war und weder essen noch trinken noch schlafen mögen. Endlich hatte ihn gelüftet nach rothem Wein, den er sonst gern hat pflegen in seiner Gesundheit zu trinken. Nun hatte er ein Glas voll holen lassen, das hatte er ausgetrunken, darnach hat er noch ein Glas voll holen lassen und darauf gesagt: ‚Aller guten Dinge müssen drey seyn‘ und hatte das dritte Glas auch ausgetrunken, wiewol die Medici den Wein ernstlich hatten verboten gehabt; aber er hat wol drauf geschlafen. Des Morgens war der Medicus kommen, und hatte den Urin beschauet und gesagt: ‚Ja, wenn Ihr Euch also hieltet, so würde es wol besser mit Euch werden!‘.“*

Ein vorbildlicher Patient ist Martin Luther sicherlich nicht gewesen. Die ihn behandelnden Ärzte werden das konstatiert haben, auch wenn sie es nicht aussprachen. Bezeichnend mag sein, daß Luther nie einen Hausarzt auf Dauer hat; die ihn behandelnden Mediziner wechseln. Aus ärztlicher Sicht ist das durchaus verständlich: wer geht schon gern mit einem Patienten um, der sich ständig auf verdächtige Krankheitssymptome hin beobachtet, aus seinem an Dogmatismus grenzenden Biblizismus heraus alles besser zu wissen glaubt als der Mediziner, geneigt ist, ärztliche Vorschriften zu negieren und schließlich stets mit von ihm überhaupt nicht beurteilbaren prognostischen Aussagen unter Berufung auf Bi-

belstellen aufwartet? Man wird ihm eine gewisse Psychasthenie zugute gerechnet haben, wobei diese Diagnose noch relativ harmlos klingt im Vergleich zu anderen Aussagen über Luthers zeitweilige psychische Verfassung, die ihm von Geschichtsforschern gelegentlich – nicht immer aus berufenem Munde – unterstellt wird [22].

Damit ergibt sich bereits eine zweite Frage: haben die Mediziner im Wittenberger Kreis um Luther den Reformator in jedem Falle ernst genommen, wenn er sich zu Fragen ihres Faches äußerte? Widerspruch hat er offenbar nicht gefunden. Das sagt aber nichts über die Meinung der Ärzte, die sich ihm ohnehin meist verpflichtet fühlten. Es mag ein Symptom sein, daß kein Mediziner sich veranlaßt sah, Luthers Bemerkungen über die Heilkunde im allgemeinen und über deren Vertreter im besonderen zu publizieren. Selbst der spätere Archiater Crato von Krafftheim, der das durchaus gekonnt hätte, drückt sich um diese Aufgabe herum und überläßt die Veröffentlichung einem Kommilitonen, dem Nicht-Mediziner Johannes Goldschmidt-Aurifaber (1514–1575).

Wesentlich schwerer ist die dritte Frage zu beantworten, wieweit nämlich konnte der lutherische Biblizismus Einfluß auf das Lehrprogramm der Wittenberger *Ars medica* nehmen? Es ist nicht zu übersehen, daß es bei aller Starre in Glaubensfragen zur Amtszeit von Luther durchaus Phasen gibt, in denen man auf allzu dogmatische Festlegungen verzichtet, weil man sonst der Verbindung zur Wissenschaftsentwicklung – die ohnehin zeitweilig abzureißen droht – verlustig gegangen wäre. Stillschweigend toleriert man daher gelegentlich den unaufhaltsamen Trend zu einer dem eingefleischten Lutheraner unverständlich bleibenden Wissenschaftlichkeit der neuen Forschungsrichtungen. Ohne eine derartige Konzession hätte man selbst die dem Luthertum fest verschworenen Mediziner kaum an der Leucorea halten können. Am ehesten ist das noch bei dem aufkommenden Paracelsismus möglich, weil sich hierbei keine grundsätzliche Problematik zu Glaubensfragen abzeichnet.

### **Der Wittenberger Paracelsismus**

Mit dem vom Humanismus geprägten Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit wächst zugleich der Anspruch auf eine selbständige Kritik am Überkommenen. Die sich anbahnende Auseinandersetzung zeigt sich bereits in dem von dem Franzosen Pierre Brissot (1478–1522) provozierten Aderlaßstreit, in dem die Schulmeinung der Zeit gegen die antike Festlegung ausgespielt wird und der Galenismus und Arabismus sich heftiger Attacken erwehren müssen. Mit der erst nach seinem Tode publizierten Schrift (*„Apologetica disceptio, qua docetur, per quae loca sanguinis mitti debeat in viscerum inflammationibus, praesertim in pleuritide“*) stiftet Brissot nicht geringe Verwirrung unter den Traditionalisten. Fast zur gleichen Zeit beginnt an der Leucorea eine aus der Nachbetrachtung heraus höchst bemerkenswerte, von dem Medizinhistoriker Heinrich Haeser (1811–1884) als Paracelsismus in der Schule der Wittenberger Theologen bezeichnete Entwicklung. Als der „Lutherus medicorum“ Theophrastus Bombastus von Hohenheim genannt Paracelsus (1493–1541) der antiken Säftelehre eine neue Konzeption gegenüberstellt und die medizinische Welt entrüstet und empört auf den Ketzer reagiert [37], sind es die Wittenberger Theo-



logen, die sich ihm als erste nähern. Es bedeutet aber – das ist das Paradoxe – primär gar nicht die Absage an die Krankheitslehre der Antike und nicht die Chemiatrie, welche die Hinwendung zu dem großen Neuerer stimuliert, der auf seinen Reisen der Jahre zwischen 1507 und 1512 auch in Wittenberg gewesen sein und Theologiekollegs bei Luther gehört haben will [16]. Der Wittenberger Geistlichkeit imponiert vor allem die Mikrokosmos-Makrokosmos-Idee sowie die Vorstellung von den Arkanen, den von Gott geschaffenen und gegen bestimmte Krankheiten spezifisch einsetzbaren Heilmitteln. Es ist somit eigentlich ein Teil-Paracelsismus, der an der Leucorea Fuß faßt und bei den Theologen mehr Sympathie genießt als bei den Jüngern der Ars medica. Da ist nichts in dieser Lehre, was ein Lutheraner nicht akzeptieren könnte. Göttlichkeit und Natur, Alchemie und Astrologie bilden nach diesem Konzept die Säulen einer Heilkunde, in der Planetenkonstellationen im Verein mit himmlischen Influenzen dazu beitragen, daß Mikrokosmos und Makrokosmos sich in Harmonie befinden. Der göttlich geleitete, aber auch von sideroastralen Einflüssen gesteuerte und alle Kräfte des Universums in sich beherbergende Mensch steht im Mittelpunkt des Kosmos. Erkrankt er unter der Einwirkung von mit der Gestirnswelt korrespondierenden Faktoren, so wird sein Leiden gemäß dieser Schematisierung durch magische und nichtmagische Heilmittel korrigierbar. Als „Entia“ werden von Paracelsus die den Menschen beeinflussenden Sphären klassifiziert: das „Ens Dei“ schreibt ihm dabei seine schicksalhafte Entwicklung vor, das „Ens astrorum“ die meteorologische Ansprechbarkeit und das „Ens veneni“ die von toxischen und infektiösen Momenten getragene Gefährdung. Gegen die Krankheit steht ein Archeus – jüngst verglichen mit dem „genetischen Code“ der Moderne [27] – auf der Wacht; wird er funktionsschwach, gewinnt die Krankheit Übergewicht, fällt er aus, dann siegt der Tod [36]. Über allem aber thront Gott, so daß letztlich keinerlei Divergenz zum Wittenberger Biblizismus besteht. Im Gegenteil: ihm kommt zusätzlich die paracelsische Signaturenlehre entgegen, wonach Gott in jedem Lande für die dort auftretenden Krankheiten Arcana wachsen lasse, dem Kundigen erkennbare Heilmittel. Das bestätigt sogar das überkommene Analogiedenken: Herzform bei Pflanzen sei vorzüglich geeignet, um mit ihnen die Herzkrankheiten zu bekämpfen, der tracheaähnliche Schachtelhalm sei das Mittel der Wahl bei der Schwindsucht. So macht sich die Mikrokosmos-Makrokosmos-Idee den Wittenberger Theologen durchaus begreiflich. Heinrich Haeser bilanziert:

*„Es kann nicht Wunder nehmen, dass sich der freie Sinn der Schule von Wittenberg dem Paracelsismus zuneigte, dass die aus ihr hervorgehenden, dem Luthertum ergebenen, Aerzte das einfache Wesen, die lautere Frömmigkeit des Reformators von Einsiedeln verehrten, dass seine urkräftige Art, seine mannhaftige Sprache sie anzogen. Am förderlichsten war dem Paracelsismus bei den Wittenbergern, dass die Lehre von dem Mikrokosmos aufs leichteste in die Astrologie einzutügen war, dass die von den Arkanen dem frommen Glauben an die unendliche Güte des Schöpfers reiche Nahrung bot“ [13].*

Die Wittenberger Medizin bleibt zunächst noch skeptisch, was nicht ausschließt, daß mit Johann Magenbuch (1500–1546) im Jahre 1523 ein für paracelsistische Gedankengänge aufgeschlossener Arzt promoviert wird, der im Nürnberger Physikat der Lehre Luthers ebenso verbunden bleibt wie der des „Lutherus

medicorum“. Der mit Valerius Cordus gut bekannte Magenbuch schreibt 1542 das für die Drucklegung des Nürnberger Dispensatoriums entscheidende Gutachten. Das im Todesjahr von Magenbuch edierte Arzneibuch enthält eine Deontologie für Apotheker, die durchaus von ihm verfaßt sein könnte, wenn auch einiges für die Autorenschaft von Valerius Cordus spricht [30]. Martin Luther korrespondiert mit dem gleichenorts niedergelassenen Stadtsyndikus Lazarus Spengler (1479–1534), der mit ihm und zugleich auch mit Paracelsus befreundet ist und der ihm während seines Nürnberger Aufenthaltes einige Schriften dediziert: hier wäre also die Möglichkeit des Brückenschlages zu aktueller Information vorhanden gewesen. Eine paracelsische Medizinerschule gibt es dagegen an der Leucora zunächst nicht, wenn man von dem Ungarn Franz Joel (1508 bis 1579) absieht, der zeitweilig in Wittenberg lehrt, bevor er auf eine Greifswalder Professur abwandert. Ob man Peucer oder Crato von Krafftheim unter den frühen Paracelsisten rangieren lassen kann (wie es Haeser tut), mag dahingestellt sein; im Sinne der theologischen Deutung der Lehren von Paracelsus könnte das vielleicht zutreffen, nicht aber unter dem Aspekt der von ihm inaugurierten Pharmakotherapie. Bei letzterem Mediziner kommt hinzu, daß persönliche Animositäten eine Rolle spielten und der chemisch nicht gerade hochqualifizierte Archiater wohl nie verwunden hat, daß der „Lutherus medicorum“ ihm in mancherlei Beziehung den Rang ablief. Der Medizinhistoriker F. Hieronymus Fränkel konstatiert daher zu recht, der medizinische Paracelsismus sei zunächst ins Exil zu Adam von Bodenstein (1528–1577) nach Basel gegangen, bevor er „nach Sachsen, seiner ursprünglichen Heimath“ zurückkehrte [12]. Umso größer ist in diesem Falle aber die Rolle der Wittenberger Reformatoren, über deren Aktivitäten der Autor an gleicher Stelle formuliert:

*„Denn während auf dem kirchlichen Gebiete durch eine wunderbare Fügung zwei Männer vom entgegengesetzten Naturell und Bildungsgange, Luther und Melanchthon, nebeneinander gestellt und gegenseitig sich ergänzend, anregend und mässigend zu Einer gemeinsamen Wirksamkeit verbunden waren: so hatte die Medizin einer gleichen Gunst sich nicht zu erfreuen. Paracelsus, hervorgegangen aus der von der Kirche des Mittelalters verpönten Schule der Alchemie, hatte Niemanden zur Seite gehabt, der seinem phantastischen Sinne den Zügel der Schuldisciplin und philosophischen Methode angelegt hätte. So war in ihm alles Excentrische des Neuplatonismus zum Ausbruch gekommen. Seine um Bodenstein sich schaarenden Anhänger in Basel machten sich . . . durch ihren dem christlichen Glauben widerstreitenden Pantheismus anstößig. Je weiter der Paracelsismus nach Sachsen, seiner ursprünglichen Heimath und jetzt dem Mittelpunkt der kirchlichen Bewegungen Deutschlands, vordrang, destomehr nahm er eine religiöse, in's Theosophische übergehende Färbung an“ [12].*

Die Bedeutung der initialen Aktivitäten von Luther und Melanchthon wird dadurch nicht geschmälert, daß es einer Spanne von zwei bis drei Jahrzehnten bedurfte, bevor dem Paracelsismus in den Medizinischen Fakultäten der Hochschulen Anerkennung und Gleichberechtigung zuteil wurde. In Wittenberg muß er ständig mit positivem Akzent in der Diskussion geblieben sein. Als man sich in den sechziger Jahren in zunehmendem Maße für ihn interessiert und das Ausland verstärkt Notiz nimmt [14, 19, 25], sind es einstige Wittenberger Absolventen wie Balthasar Flöter und Georg Marquart, die sich um das Zusam-

mentragen paracelsischer Manuskripte bemühen. Ihr Besuch gilt u. a. dem Nürnberger Mediziner Heinrich Wolff (1520–1581), der Originalniederschriften besitzt und dadurch zum Vergleich mit anderen Versionen in der Lage ist. Aus Schweden kommt 1543 der an der Chemiatrie interessierte Benedictus Olai (1525 bis 1583) nach Wittenberg, der Verfasser des „Nyttigk Läkere-Book“ von 1578. Mit der Ordinariatsübernahme von Johannes Franck (1590–1661), einem partiell in Wittenberg ausgebildeten Mediziner, etabliert sich der Paracelsismus endgültig in Uppsala. Giordano Bruno (1548–1600), der zwischen 1586 und 1588 an der Leucorea weilt, gibt schon zwei Jahre vor seiner Reise nach Wittenberg aus Venedig seiner Begeisterung Ausdruck, wenn er 1584 schreibt:

*„Einem Arzte wie Paracelsus, diesem Wunder ärztlicher Kunst, ist nächst Hippokrates niemand zu vergleichen. Wenn dieser in seiner Trunkenheit im Sinne von Feuereifer schon so viel zu sehen vermochte, was hätte er erst leisten können, hätte er die Dinge nüchtern betrachtet? Paracelsus . . . hat gleichwohl augenscheinlich eine tiefere Kenntnis der Heilkunst und Heilmittel innegehabt als Galenus, Avicenna und alle Doktoren und derselben Anhänger, die sich lateinisch vernehmen lassen“* [16].

Für die von der Wittenberger Theologie ausgehende Verbreitung des Paracelsismus mag schließlich bezeichnend sein, daß auch in der Folgezeit die Geistlichkeit nicht abseits steht: Johann Arndt (1555–1631) zählt dann zu deren Hauptrepräsentanten. Aus der Reihe der Wittenberger Absolventen ist es Andreas Ellinger (gest. 1582), der an den Medizinischen Fakultäten von Leipzig und Jena den Durchbruch zugunsten des Paracelsismus einleitet.

### Das naturwissenschaftliche Weltbild

Sind aus den im Rahmen der Tischreden [24] aufgezeichneten Äußerungen Luthers abergläubische Vorstellungen im Hinblick auf Medizin und Naturwissenschaften herauszulesen? Ist seine Dämonologie als Aberglaube zu verstehen? Diese wiederholt gestellte Frage erübrigt sich eigentlich, wenn man immer wieder davon ausgeht, daß seine Konzeptionen im Glauben an die Göttlichkeit des Alten und des Neuen Testaments wurzeln und ein strenger Biblizismus seine diesbezüglichen Aussagen bestimmte, wie sie beispielsweise für die Kometenbeobachtung im Januar 1539 festgehalten sind.

Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Einsichtsfähigkeit zeichnen sich freilich bei Martin Luther und Philipp Melanchthon deutlich ab, als es um die neuen Lehren des Nikolaus Kopernikus (1473–1543) geht. Die für letzteren feststehende und erstmals im „Commentariolus de hypothesisibus motuum coelestium“ fixierte Erkenntnis über ein heliozentrisches Weltsystem ist weder für Luther noch für Melanchthon einfühlbar; allzu sehr widersprach sie der kirchlichen Lehre, daß die Erde von Gott als Zentrum der Welt geschaffen worden sei. Die Sätze Josuas „*Sonne, steh still . . . Da stand die Sonne still*“, sind für Luther verbindlich, und aus diesem Biblizismus heraus erklärt sich sein auf Kopernikus gemünzter Vorwurf, der in den Tischreden von 1539 festgehalten ist: für den Reformator handelt es sich um eine Neuerungssucht mit dem Ziel, die Astronomie auf den Kopf stellen zu wollen. Für die auf der aristotelischen Physik fußende Kosmo-

logie mußte der Gedanke von einem Heliozentrismus ebenso unannehmbar sein wie für die herrschende Theologie. Daher ist für Melanchthon „jener sarmatische Astronom“ mit seiner Lehre ebenfalls absurd; auf gleicher Ebene liegen die von Melanchthon in einer Schrift des Jahres 1549 erhobenen Anfeindungen, die den mit Kopernikus sympathisierenden Wissenschaftlern wiederum Neuerungssucht, persönliche Eitelkeit und sogar unedle Gesinnung unterstellen: Sinneseindrücke, die Bibel und die aristotelische Physik müssen auch jetzt als Gegenargument herhalten. Dieser starren Konzeption hätte es nun eigentlich entsprochen, jedwelche Diskussion abzuwürgen und Kopernikus nebst dem Heliozentrismus als *persona non grata* bzw. als *scientia non grata* zu klassifizieren. Aber Luther und Melanchthon begnügen sich mit verbalen Einsprüchen. Der Melanchthon-Protegé Georg Joachim Rheticus von Leuchen kann mit Wissen seiner Vorgesetzten und unter Freistellung vom Unterrichtsbetrieb zunächst nach Nürnberg zu dem um weitere Information bemühten und mit Melanchthon befreundeten Johann Schoner (1477–1547) und von dort zu Kopernikus nach Frauenburg reisen. Selbst wenn Rheticus bei seiner Rückkehr nach Wittenberg Resonanz bei Luther und Melanchthon vermissen muß – die „*narratio prima*“ mit seinen Eindrücken, Erlebnissen und Erfahrungen kommt 1540 in Danzig heraus – so schließt das eine Art Stillhalteform der Reformatoren nicht aus, die es erlaubt, daß sich Rheticus, Reinhold und Cruciger weiterhin mit der Problematik befassen. Allerdings muß ersterer 1542 nach Leipzig ausweichen. Melanchthon läßt ihn fallen und zeigt sich auch in der Folgezeit unversöhnlich, denn er schreibt an einen Freund, man müsse die Obrigkeit bewegen, eine so böse und gottlose Meinung wie die des Kopernikus mit allen Mitteln zu unterdrücken. Unter den gegebenen Umständen kann Rheticus die Vorbereitungsarbeit für den Druck des ihm von Kopernikus anvertrauten Manuskriptes nicht überwachen; auch in der Folgezeit bleiben ihm Schwierigkeiten wegen seines Eintretens für den Heliozentrismus nicht erspart, denn der Leipziger Professur für Mathematik und Astronomie geht er 1550 verlustig. Die Zwiespältigkeit des zuweilen zwischen Toleranzdenken und Konservativismus schwankenden Melanchthon zeigt sich gerade an diesem Beispiel: Rheticus trägt 1538 und 1542 bei seinen Nürnberger Reisen Empfehlungsbriefe des „*Praeceptor Germaniae*“ mit sich, der bei Ausstellung dieser Schreiben doch schon hätte wissen müssen, daß Rheticus sich auf Wege begibt, die er eigentlich nicht billigen durfte. Es kann Melanchthon außerdem nicht unbekannt geblieben sein, daß Caspar Peucer gewisse Sympathien für Kopernikus aufbrachte; dennoch machte er keine Schwierigkeiten, als dieser um die Hand seiner Tochter anhält. Erasmus Reinhold legt 1551 die zumindest partiell auf kopernikanischem Wissensgut aufbauenden „*Pruthenicae tabulae coelestium motuum*“ vor, ohne daß ihm Melanchthon deswegen die Freundschaft und Kooperation aufkündigt. Wenn für Luther das neue Weltbild des Kopernikus unverständlich blieb [2, 4], so hat ihn das, wie auch in seinem Falle die Einstellung gegenüber Rheticus, Reinhold und Cruciger zeigt, nicht zu Aktivitäten stimuliert, welche die Beschäftigung mit einer derartigen Thematik grundsätzlich ausschlossen. Insofern darf man wohl sogar von einem gewissen Toleranzverhalten sprechen [46].

Es bleibt schließlich festzuhalten, daß sowohl Luther als auch Melanchthon wiederholt bemüht waren, sich persönlich für ihnen förderungswürdig erscheinende Absolventen einzusetzen, wenn es um Berufsfragen ging. Aus nach-

betrachtender Sicht mag dahingestellt sein, ob hier im einen oder anderen Falle eine „Beziehungsmasche“ auszuspielen versucht wurde. Wenn Luther beispielsweise Empfehlungsschreiben für Mediziner ausstellt, deren fachliche Qualität sich seiner Beurteilungskraft entzog, dann ist die Wertschätzung des Reformators wohl auf anderer Basis zustande gekommen. Er hat mit derartigen Bemühungen oft, aber nicht immer Erfolg. Das zeigt sich am Beispiel des sowohl von ihm als auch von Melanchthon protegierten Arzt-Pharmazeuten Basilius Axt (gest. 1558), dem man 1525 allzu gern einen – von der Sache her durchaus gerechtfertigten – Posten als Hochschulchirurg zugeschanzt hätte. Die Fakultät sperrt sich aber mit Erfolg und entgegnet, für ein derartiges Amt seien besondere praktische Fertigkeiten erforderlich, *„denn es gehöret darein die Anatomie und viel Dings, deren in unsern Landen noch kein Brauch oder Übung ist, und sonderlich wo man es sollte deutsch lesen, würden die Balbierer einen Spott daraus machen und nicht zuhören“*. Auch die Zwickauer Stadtväter zeigen sich nicht geneigt, den Lizentiaten Axt, der 1527 in Wittenberg seine Promotion nachholt, auf ein Physikat zu berufen; so landet der Schützling Luthers auf der offenbar wenig attraktiven und kaum einträglichen Amtsarztstelle in Torgau, bevor er – erneut unter Luthers Hilfeleistung – auf den Königsberger Archiaterposten abwandern kann. Mehr Erfolg hinsichtlich einer angestrebten Neuerung bei den Medizinern hatte Martin Luther dagegen 1521 bei den Beratungen um die Wiederbesetzung des vakant gewordenen Lehrstuhls von Peter Burchardt (gest. 1526) gehabt: es ist nicht zuletzt seiner Initiative zu verdanken, daß man die Einzelprofessur in zwei Ordinariate umwandelt. Ein zweites Gehalt gibt es allerdings nicht: die bis dahin gezahlte Besoldung von 100 Gulden wird fortan auf beide Planstellen aufgeteilt. Auch den personellen Besetzungsvorschlag liefert Luther gleich mit: nach seiner Meinung kann man auf Fremdb Berufungen verzichten und die beiden Professuren mit in Wittenberg promovierten Absolventen besetzen. Man folgt dieser Empfehlung, und so werden Augustin Schurff und Stephan Wildt (gest. 1550) auf diese Lehrämter berufen, deren neuerliche Zusammenlegung dann nicht mehr zur Debatte steht, als Wildt nur wenig später Wittenberg wieder verläßt. Indirekt ist Luther damit für den weiteren personellen Ausbau der Medizinischen Fakultät wirksam geworden.

Es sind aber nicht nur die Belange der Hochschulmedizin und die Interessen der Universitätsärzte, wenn Luther seinen Rat und seine Hilfestellung anbietet. Als der wegen seines evangelischen Glaubensbekenntnisses exponierte Arzt Georg Curio-Kleinschmidt seine Tätigkeit in Leipzig unhaltbar werden sieht, ist es Luther, der sich beim Nürnberger Magistrat für ihn verwendet und dafür sorgt, daß Curio in Süddeutschland eine neue Bleibe findet, bevor er ab 1537 in Wittenberg zum Lehrkörper der Leucorea zählt. Dem in Wittenberg durch Querelen mancherlei Art belästigten Curio hält der Reformator selbst dann die Treue, als es um gerichtliche Konsequenzen wegen unterstellten Ehebruchs geht; mehrfach verwendet er sich für Curio beim Kurfürsten. Für den Theologen Johann Krafft alias Crato von Krafftheim, der seine Laufbahn zunächst als Magister in der Artistenfakultät beginnt, bittet Luther im April 1543 beim Rat der Stadt Breslau um entsprechende Unterstützung. Hier greift Luthers Aktivität sogar bestimmend in den Lebensweg von Crato ein, denn er schlägt dem Magister, der *„zu schwach zum Predigen“* sei, den er zudem *„ungern wollt außerhalb der Theologia sehen“* schließlich vor, den Beruf zu wechseln;

er berichtet, er habe Crato „zur *Medicina gerathen*“: er hat wohl gemeint, diese Tätigkeit wäre weniger anstrengend. Crato befolgt den Rat; nach der in Italien durchgeführten Promotion wird er Physikus in seiner Heimatstadt Breslau und später kaiserlicher Leibarzt.

Die zitierten Beispiele könnten zwanglos ergänzt werden und treffen im gleichen Maße auch auf Philipp Melanchthon zu, der 1522 gemeinsam mit Luther befürwortend aktiv wird, als sich Heinrich Stackmann (gest. 1532) um eine medizinische Planprofessur bewirbt. Den 23 Jahre alten Rheticus wählt man 1536/37 unter persönlicher Förderung von Melanchthon in das Kollegium der Artistenfakultät, und auch bei dem in Wien ausgebildeten Jakob Milich ist es in erster Linie Melanchthon zuzuschreiben, daß man ihn nach Wittenberg holt, wo er zunächst als Mathematiker und Astronomieprofessor und später als Mediziner wirkt. Mancher außerhalb Wittenbergs tätige Hochschullehrer verdankt nicht zuletzt der Empfehlung durch Melanchthon das ihm übertragene Amt. Für die Universität Heidelberg arbeitet der Praeceptor Germaniae 1557 neue Statuten und Satzungen aus, welche diese Hochschule zur lutherischen Landesuniversität umfunktionieren; sein Vorschlag führt den Humanisten Jakob Molsheym-Micyllius (1503–1558) auf die Heidelberger Professur für alte Sprachen. Mit Peter Lotich-Lotichius (1528–1560) übernimmt bei gleicher Gelegenheit ein weiterer Melanchthon-Schüler eine medizinische Professur, die dann auch Sigismund Melanchthon (1537–1573) zuteil wird, dem Neffen des Wittenberger Hochschullehrers.

Sucht man die Haltung von Martin Luther und von Philipp Melanchthon zur Heilkunde im allgemeinen und zur *Ars medica Vitebergensis* im besonderen unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammenzufassen, dann ergibt sich als Bilanz, daß ihr Rat und Einfluß in bestimmten Fällen durchaus zum Nutzen der unter höchst bescheidenen Anfängen beginnenden Medizinischen Fakultät ausschlug. Innerhalb der zur Heilkunde zählenden Disziplinen sind es die *Botanica medica* und ein Paracelsismus spezifischer Wittenberger Prägung, wo zum Fortschritt der Wissenschaft beigetragen werden kann und wo die diesbezüglich aktiven Persönlichkeiten sich der Förderung Luthers sicher sein können. Das Hauptverdienst des medizinisch-naturwissenschaftlich zumindest nicht ungebildeten Reformators dürfte aus der Sicht der Moderne in seiner häufig gepredigten und persönlich praktizierten Haltung zur *Caritas* zu sehen sein. Der ärztlich-pflegerische Komplex, wie Martin Luther ihn verstanden wissen will, schließt die sachgerechte Patientenversorgung ebenso ein wie eine Deontologie, die Arzt und Pflegepersonal auf Pflichten gegenüber der Allgemeinheit und dabei nicht nur gegenüber dem Besitzbürgertum festlegt. Wie schwer sich das verwirklichen ließ, zeigt das Beispiel aus Luthers engerem Kreis: im „Spanischen Krieg“ von 1546/47 setzt sich sein behandelnder Arzt Schurff nach Zerbst ab, während Melchior Fendt, der Luther ebenfalls zeitweilig ärztlich versorgte, sich mit der Haltung des Reformators indentifiziert: als einziger Mediziner bleibt er in Wittenberg.

Luthers Äußerungen über Heilkunst und Ärzte, so zeitbedingt sie aus der Nachbetrachtung heraus manchmal imponieren mögen, sind von der Öffentlichkeit damals nie als Aussagen einer Privatperson gewertet worden: das was Luther von der Kanzel verkündet, wird beachtet und in gewissem Sinne auch befolgt. Als er im Pestjahr von 1527 zum Gemeinschaftssinn aufruft und die strikte Be-

folgung der erlassenen Hygienemaßnahmen empfiehlt, polemisiert er zugleich gegen jene Mitbürger, die noch der mittelalterlichen Vorstellung anhängen, man könne sich von einer Krankheit befreien, wenn man sie an andere „weitergäbe“: das ist zumindest in dieser Beziehung ein Beitrag zur Absage an den Aberglauben in der Medizin. Sein starrer Biblizismus versagte Luther bestimmte Einsichten selbst dort, wo ihre Rezeption eigentlich naheliegend gewesen wäre. Besonders seines sozialen Engagements gilt es aber zu gedenken, wenn die 500. Wiederkehr seines Geburtstages ansteht und dabei auch die Entwicklung von Medizin und Naturwissenschaften an der Leucorea in der Amtszeit von Luther und Melanchthon einer Nachbetrachtung unterzogen wird.

## L I T E R A T U R

- [1] BARON, F.: Doctor Faustus. From History to Legend; München 1978.
- [2] BARTMUSS, H.-J.: Nicolaus Copernicus und die Wissenschaftstraditionen der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Wiss. B. Univ. Halle 1973/12 (T 4); Halle 1973.
- [3] BOEHMER, H.: Der junge Luther (5. Aufl.); Leipzig 1952.
- [4] BURMEISTER, K. H.: Georg Joachim Rheticus 1514–1574. Eine Bio- Bibliographie (3 Bde.); Wiesbaden 1967/1968.
- [5] CALDANI, F.: Delle glorie dell' università di Padova; Padua 1905.
- [6] CARDUCCI, G.: Studio di Bologna; Bologna 1888.
- [7] COCH, F.: De vita Peuceri Budissini; Marburg 1856.
- [8] DE FRANCESCO, G.: Das Theatrum anatomicum in Bologna. Ciba-Z. 7 (1941), S. 2830–2836.
- [9] DOEBERT, H.: Die Krankenheilung in der Amtsführung Luthers. Z. Luther-Gesellsch. 35 (1964), S. 89–101.
- [10] FICKER, F.: Lucas Cranach d. Ä. – Hofmaler und Apothekenbesitzer. Dtsch. Apotheker-Ztg. 112 (1972), S. 2063–2065.
- [11] FLÄSCHENDRÄGER, W.: Universitäten im Zeichen des Humanismus und der frühbürgerlichen Revolution, S. 28–38, in: Magister und Scholaren, Professoren und Studenten; Leipzig – Jena – Berlin 1981.
- [12] FRÄNKEL, F. H.: Zur Geschichte der Medizin in den Anhalt'schen Herzogthümern; Dessau 1858.
- [13] HAESER, H.: Lehrbuch der Geschichte der Medicin und der epidemischen Krankheiten, Bd. II; Jena 1881.
- [14] HUBICKI, W.: Paracelsists in Poland, in: A. G. DEBUS (Hrsgb.): Science, Medicine and Society (2 Bde.); New York 1972.
- [15] JOACHIMSEN, P.: Sozialethik des Luthertums; München 1927.
- [16] KAISER, E.: Paracelsus; Reinbeck bei Hamburg 1969.
- [17] KAISER, W., u. A. VÖLKER: Ars medica Vitebergensis 1502–1817. Wiss. B. Univ. Halle 1980/9 (T 34); Halle 1980.
- [18] KLINGEMANN, K.: Luther und die soziale Frage; Protest. Stud. H. 1 (1925).
- [19] KOCHER, H.: Paracelsian medicine in England (ca. 1570–1600). J. Hist. Med. 11 (1947), S. 451–480.

- [20] KÖHLER, U.: Die Dreckapotheke bei Zahnkrankheiten unter besonderer Berücksichtigung der „Neuvermehrten, heilsamen Dreckapotheke“ von Christian Franz Paullini. Inaug.-Dissert.; Düsseldorf 1965.
- [21] KROKER, E.: Doktor Georg Curio, Luthers Leibarzt. Neujahrsblätter Bibliothek und Archiv Leipzig IV (1908), S. 41–58.
- [22] LANGE-EICHBAUM, W.: Genie, Irrsinn und Ruhm (4. Aufl.); München und Basel 1961.
- [23] LEONHARD, H.: Samuel Selfisch, ein deutscher Buchhändler am Ausgang des 16. Jahrhunderts. Volkswirtsch. wissenschaftsgesch. Abhdl. H. 4; Leipzig 1902.
- [24] LINDER, R.: Über Ärzte und Ärztliches aus Luthers Tischreden. Münch. med. Wschr. 81 (1934), S. 719–721.
- [25] LINDROTH, St.: Paracelsismen i Sverige till 1600-talets mitt.; Uppsala 1943.
- [26] LÜLFING, H.: Universität, Buchdruck und Buchhandel in Wittenberg vornehmlich im 16. Jahrhundert, in: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. I, S. 377–391; Halle 1952.
- [27] NEUBAUER, E.: Neue Deutung des Archeus-Begriffs bei Paracelsus und die magische Zahl Vier. Österr. Apotheker-Ztg. 32 (1978), S. 579–580.
- [28] OBENDIEK, H.: Der Teufel bei Martin Luther; Berlin 1931.
- [29] PETERS, H.: Luther in der Heilkunde. Münch. med. Wschr. 23 (1917), S. 1268–1271.
- [30] POECKERN, H.-J.: Wie ein Apotheker beschaffen sein müsse. Ein Beitrag zur Pflichtenlehre des Apothekers. Pharmazeutische Praxis, Beilage zu: Die Pharmazie 27 (1972), S. 135–138.
- [31] PREMUDA, L.: Die Medizinschule von Padua. Grünenthal Waage 1968.
- [32] PREMUDA, L.: Die Natio Germanica an der Universität Padua. Sudhoffs Archiv 47 (1963), S. 97–104.
- [33] PRESSEL, Th.: Kaspar Cruciger, Elberfeld 1862.
- [34] SCHADEWALDT, H.: Die Medizin an den Universitäten Bologna und Padua. Ärztl. Praxis XXI (1969), S. 225–232, 2302–2304 u. 2362–2366.
- [35] SCHADEWALDT, H.: Padua und die Medizin. Ärztl. Praxis XXIII (1971), S. 1673–1675, 1733–1737 u. 1791–1793.
- [36] SCHADEWALDT, H.: Grenzen von Gesundheit und Krankheit – historisch gesehen; Regensburg 1976.
- [37] SCHADEWALDT, H.: „Schulmedizin – Außenseitermethoden“. Rheinisches Ärzteblatt H. 8 (1980).
- [38] SCHMID, G.: Magister Chr. Encelius aus Saalfeld, der erste thüringische Geognostiker und Mineraloge. Saalfelder Ztg. Nr. 127, 133 u. 145; Saalfeld 1943.
- [39] SCHMIDT, F.: Lucas Cranach und die Pharmazie. medicamentum 13 (1972), S. 341–342.
- [40] SCHNEIDER, W.: Beitrag zur älteren Geschichte des Apothekenwesens der Stadt Wittenberg, in: Festschrift für Ernst Urban, S. 127–143; Stuttgart 1949.
- [41] SIEBENTHAL, W. v.: Krankheit als Folge der Sünde; Hannover 1950.
- [42] STANNARD J., und P. DILG: Camerarius' contributions to medicine and pharmacy: Observations on his „De theriacis et mithridatiis commenta-



- riolus", in: BARON, F. (Hrsgb.): Beiträge zur Geschichte des Humanismus im Zeitalter der Reformation, S. 152–186; München 1978.
- [43] VALETTE, S.: Lucas Cranach et la pharmacie. Rev. hist. pharm. Nr. 205 (1970), S. 119–124.
- [44] WOLF, E.: Das Problem der Euthanasie im Spiegel evangelischer Ethik, in: DINKLER, E. (Hrsgb.): Zeit und Geschichte. Dankesgabe an Rudolf Bultmann zum 80. Geburtstag; Tübingen 1964.
- [45] WOLF, E.: Zur wissenschaftlichen Bedeutung der Disputationen an der Wittenberger Universität im 16. Jahrhundert, in: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. I, S. 335–344; Halle 1952.
- [46] WUCHERER, J. F.: De incrementis physices a Reformationis tempore; Jena 1717.
- [47] ZAHN, G.: Das Herbar des Dr. Caspar Ratzenberger (1598) in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Mitt. Thür. Botan. Verein N. F. XVI (1901), S.50–121.
- [48] Ohne Verfasserangabe: Die Gedenkfeier der hundertjährigen Vereinigung von Halle-Wittenberg am 21. Juni 1917. Festbericht erstattet von Rektor und Senat; Halle 1917.

**VERFASSER:**

Prof. Dr. sc. med. Dr. phil. WOLFRAM KAISER, Lehrstuhl für Geschichte der Medizin an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

## Kosmas und Damian, die Schutzheiligen der Medizinischen Fakultät Wittenberg

Der Kosmas- und Damian-Kult am ungarischen Beispiel  
(11. bis 16. Jahrhundert)

Als sich bei der Gründung der Universität Wittenberg die vier Fakultäten ihre Schutzpatrone wählen, werden Kosmas und Damian – wie zuvor 1348 bei der Gründung der Universität Prag und 1388 in Köln – zu den Schutzheiligen der Medizinischen Fakultät auserkoren (Abb. 1). Das Zwillingsärztepaar, das sich in den ersten Jahrhunderten des Christentums in Byzanz und Rom großer Achtung erfreute, erscheint nun im spätmittelalterlichen Europa in neuer Funktion: als Schutzpatrone der Heilkunde und der Chirurgie, später ebenso für die Pharmazie. Auch die Zünfte der Bader- und Barbierchirurgen wählen sich – erstmals in Hamburg am 14. Januar 1452 – Kosmas und Damian zu ihren Schutzheiligen, von denen die Überlieferung berichtet, daß sie einer christlichen arabischen Familie entstammten und bei Christen und Nicht-Christen wegen ihrer hohen wissenschaftlichen Bildung in großem Ansehen gestanden hätten. Als Ärzte sollen sie durch Handauflegen und das Zeichnen des Kreuzes wundersame Heilungen vollbracht haben. Die Missionstätigkeit von Kosmas und Damian führt während der Christenverfolgungen des Diokletian zur Inhaftierung der beiden Brüder; der Landpfleger Lysias von Cilicien läßt sie im Jahre 330 hinrichten. Ihre Nominierung zu Schutzheiligen der Medizinischen Fakultät der Universität Wittenberg gibt Anlaß, den Kosmas-Damian-Kult am Beispiel von Ungarn zurückzuverfolgen.

Als die Medizinische Fakultät der Universität Wittenberg ihren Lehrbetrieb aufnimmt, fungieren Kosmas und Damian bereits seit einigen Jahrhunderten als Schutzheilige der Ärzte, Apotheker und Chirurgen. Bildliche Darstellungen zeigen sie mit ihren bekannten Attributen wie Urinal, Apothekereimer und chirurgischem Instrumentarium. Dieser Kosmas-Damian-Kult beginnt in Ungarn mit der Staatsgründung: die Gestalten dieser Schutzheiligen erscheinen bereits 1031 auf dem Messegewand von Székesfehérvár, also während der Regierung von St. Stephan (Abb. 2 und 3). Damit fängt ihre bis ins 19. Jahrhundert in Ungarn andauernde Verehrungsphase an. Die weite Verbreitung dieses Kults dokumentiert sich durch eine Anzahl urkundlicher Erwähnungen, bildlicher Darstellungen, Legenden und literarischer Quellen. Die Zahl der letzteren beläuft sich derzeit auf 114, von denen 70 vor 1530 und 25 in den Jahren zwischen 1530 und 1852 entstanden; das Alter der restlichen Quellen ist nicht sicher feststellbar. Fast die Hälfte des gesamten Materials stammt aus der Zeit vor 1541, d. h. vor der



Abb. 1  
Kosmas und Damian  
als Schutzpatrone der  
Medizinischen Fakultät  
der Universität Witten-  
berg

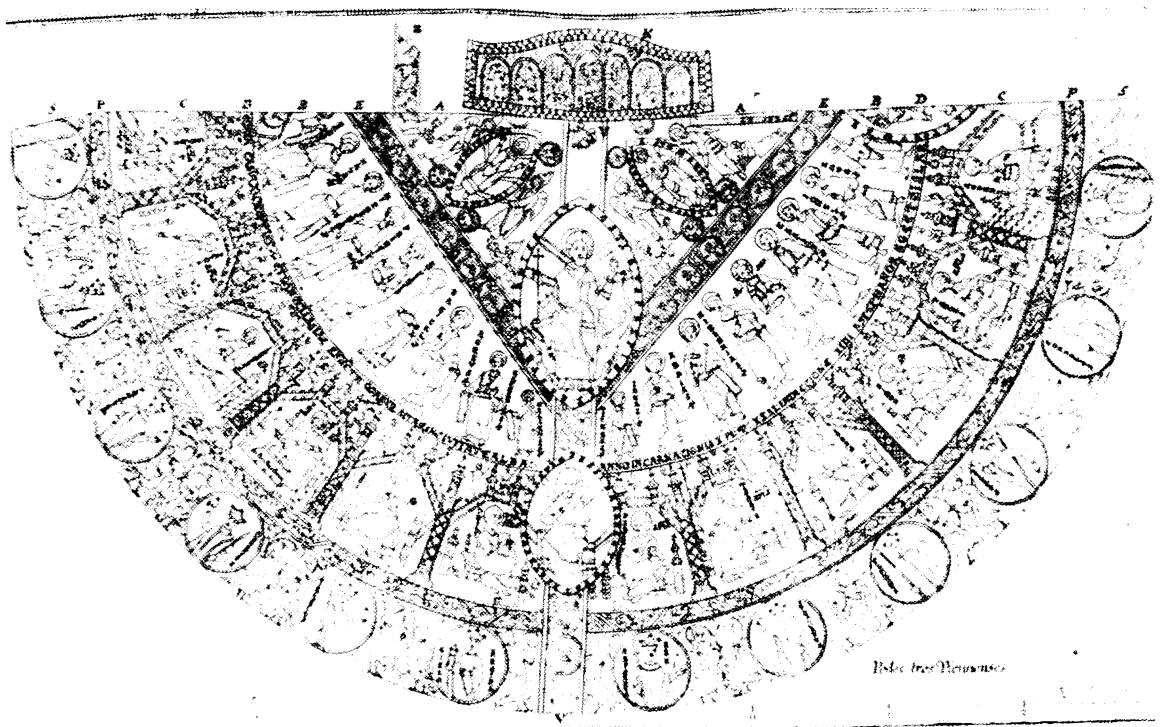


Abb. 2

Zeichnung des ungarischen Krönungsmantels von 1031 aus der Mitte des 18. Jahrhunderts (Franciscus Balassa: *Casulae S. Stephani regis Hungariae vera imago et expositio*; Wien 1754)



Abb. 3  
Die Dreiviertelgestalten von Kosmas und Damian auf dem Krönungsmantel

Einnahme Budas durch die Türken; 31 Dokumente gehören in die Arpaden- und in die Anjou-Zeit (19 in die Arpad-Ära).

Für eine Analyse des Kosmas-Damian-Kults ist es vonnöten, diesen bis auf die frühen Ursprünge, d. h. bis ins 11. Jahrhundert zurückzuverfolgen. Durch derartige chronologische Analysen können nämlich zahlreiche Irrtümer und Mißverständnisse abgeklärt werden. Geht man bis auf diese Zeit zurück, so läßt sich feststellen, daß der Kult zunächst nicht von medizinischen Aspekten getragen wird, sondern sich auf den Moralkodex der beiden Heiligen konzentriert. Von einer heilenden Tätigkeit ist anfänglich kaum die Rede; Themen wie die Bischofsheilung (in der deutschen Malerei) oder die Palladia-Szene (in Italien) fehlen in Ungarn völlig. Der das heidnische Ungarn zum europäischen Christentum führende Stephan I. wählt Kosmas und Damian zu persönlichen Schutzheiligen der Dynastie; die Anregung hierzu dürfte von seiner Gattin, der aus Bayern nach Ungarn gekommenen Königin Gisela ausgegangen sein. Diese unsere Konzeption wird durch sämtliche erhalten gebliebenen bildlichen Darstellungen bestätigt: in chronologischer Reihe sind das der gestickte Krönungsmantel von 1031, das aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammende Aspersorium von Beszterec (Abb. 4), die hundert Jahre später entstandenen Wandmalereien von Csaroda und von Kassa im damaligen Nordungarn sowie der Hausaltar von Andras III. (Dyptichon von Bern).

Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts stehen diese auf Kosmas und Damian bezogenen Gegenstände in enger Verbindung mit der königlichen Familie, Mantel und Krone sogar mit der Institution des Königtums. Ihre politische und diplomatische Funktion ist dabei unumstritten. Mit dem königlichen Hof könnte

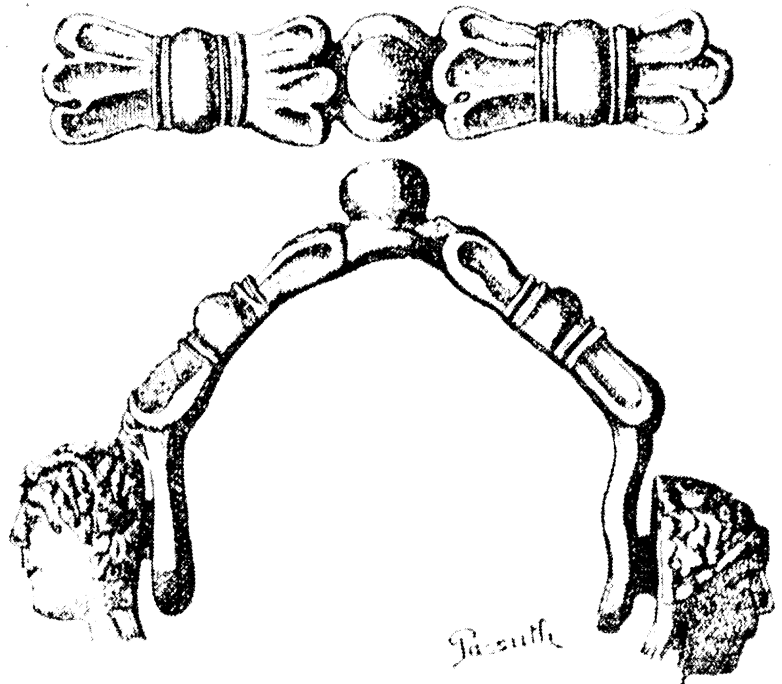


Abb. 4

Handgriff des Aspersoriums von Beszterec aus frontaler bzw. seitlicher Ansicht mit den Köpfen von Kosmas und Damian (zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts)

auch die einzige ihnen geweihte Kirche und das genannte Aspensorium aus der Zeit von Béla III. im Zusammenhang stehen. Alle diese seit der Mitte des 12. Jahrhunderts verfolgbaren direkten oder indirekten Beziehungen zum Königtum scheinen aber die These zu untermauern, daß Kosmas und Damian die Schutzheiligen des Arpadenhauses waren. Diese Tradition wird dann von der Anjou-Dynastie übernommen. Exzellenter Beweis hierfür ist ein zwischen 1220 und 1230 angefertigtes Bildlegendarium. Die „Wahrheit“ der Ikonographie wird durch urkundliche Quellen gefestigt, die sich jeweils auf königliche Güter oder Patrozinien von Königstreuen beziehen.

Im Hinblick auf die Tatsache, daß der Krönungsmantel und der untere Teil der ungarischen Krone (die sogenannte *Corona graeca*) Hoheitszeichen des unabhängigen ungarischen Königreiches darstellen (Abb. 5), wurde eine Klärung der ursprünglichen Umstände des Kults schon wegen ihrer politischen Bedeutung erforderlich. Sie bringt uns dem Ausgangspunkt des Kults näher. Das genannte Messengewand wurde – gemäß der Inschrift „operata et data“ – durch Königin Gisela 1031 angefertigt und der Propstei von Székesfehérvár gespendet, und zwar für die im Bau befindliche Kirche „Heilige Jungfrau Maria“. Diese wurde in Analogie zu Aachen, der Regierungsstadt Karls des Großen, zur königlichen Krönungs- und Begräbnisstätte gewählt. Daher kann angenommen werden, daß zwischen der neuen Funktion von Székesfehérvár und dem ikonographischen Programm des Königsmantels ein ideell-inhaltlicher Zusammenhang besteht. Grundthema ist das Tedeum, das Dankgebet, dessen Aktualität jener Sieg bot, den Stephan I. über den römisch-deutschen Herrscher Konrad erfochten hatte. Über diese Aktualität hinaus soll dieser Sieg noch größere Bedeutung gehabt



Abb. 5

Email-Brustbilder von Kosmas und Damian auf der Rückseite der ungarischen Krone an der „corona graeca“ (Byzanz, um 1074)

haben, setzte der Angriff Konrads sich doch das Ziel, den ungarischen König zu seinem Vasallen zu machen. Die bildliche Darstellung des Tedeum ist also berufen, das grundlegende Thema zu illustrieren: ein der römischen Kirche dargebotenes, von den Regenten Europas unabhängiges Königreich. Dieses Grundprogramm spiegelt sich in der Ikonographie wider: die Schutzheiligen Kosmas und Damian sind gemeinsam mit den Personen dargestellt, und zwar in gleicher Reihe mit dem Stifter-Ehepaar.

Die europäische Situation des zwischen dem römisch-deutschen und dem byzantinischen Imperium entstandenen ungarischen Königreiches wird weder für den Osten noch für den Westen indifferent gewesen sein. Wichtigstes Anliegen von Stephan I. und seinen Nachfolgern war es, die Hegemonie der beiden Großmächte durch Ausbau diplomatischer Beziehungen zu neutralisieren. Die zeitgenössischen Aussagen und die sich auf diese beziehenden historischen Abhandlungen sind zuweilen recht unklar formuliert; György Györffy als hervorragender Kenner des ungarischen Mittelalters hat sie ausführlich analysiert und sie zusammengefaßt zu einem Querschnitt der ungarischen Gesellschaft und deren diplomatischen Beziehungen.

Da um die Jahrtausendwende für die durch die christliche Religion sich stabilisierenden Königreiche die Monarchie der Karolinger das richtungweisende Beispiel war, dürfte auch für das im Jahre 1000 gegründete Königreich Ungarn das Reich Karls des Großen als Vorbild gedient haben. Das Oberhaupt Ungarns hatte den aus dem Namen Karl (ursprünglich Károly) über die slawische Bezeichnung „kral“ entstandenen Titel „Király“ (König) angenommen. Das heißt aber nicht, daß Ungarn ein integrierter Bestandteil des von Otto III. wiederbelebten Reiches vom Typ der Karolinger geworden wäre. Stephans I. Ziel war die Aufrechterhaltung der politischen Unabhängigkeit unter Annahme des christlichen Glaubens. Um die dynastischen Bestrebungen der westlichen und östlichen Nachbarn auszugleichen (Otto III. und Basilius II.), ließ er sich nach vom Papst Sylvester II. erhaltener Zustimmung krönen. Diese vom Papst vergebenen Hoheitszeichen bedeuteten bis zur Ära des Reformpapsttums keine politische Abhängigkeit, sondern waren lediglich geistige Verpflichtungen gegenüber der römischen Kirche (päpstliche Belehnungen beginnen erst 1059 mit denen der süditalienischen Grafen).

Lanze und Krone sind die wichtigsten Hoheitszeichen von Stephan I.; sie sind am Messengewand von Székesfehérvár, das er selbst anfertigen ließ, erhalten geblieben. Der Münzenfund von Nagyharsány (aus der Zeit von Stephan I.), auf dem man die Flügellanze und die kreisförmige Beschriftung „Lancia Regis“ erkennt, sind sinnfälliger Beweis hierfür. Als Hoheitszeichen ist die Lanze noch wichtiger als die Krone: der erste und bedeutende Akt der päpstlichen Krönungszeremonie ist die Übergabe der Flügellanze. Hierdurch wird Stephan I. ein vom römisch-deutschen Kaiser unabhängiger souveräner Herrscher. Auch die Geschichte der Lanze sowie der Krone nach 1044 sprechen in diesem Sinne. Dem vertriebenen ungarischen König Salamon, der 1074 das Land dem deutschen Kaiser als Lehen angeboten hatte, warf Papst Gregor VII. 1074 vor:

*„Von den Greisen deines Landes müsstest du wissen, dass Ungarn, welches der König Stephan einst mit vollem Recht und Macht dem heiligen Petrus angeboten und übergeben hatte, zur heiligen römischen Kirche gehört. Als der ver seligte Kaiser Heinrich [III], nachdem er das Land zu Ehren des heiligen Petrus*



*erobert und den König / ABA SAMUEL: OT=OBO / besiegt hatte, übersandte er Lanze und Krone zum Grab des heiligen Petrus ... gerichtet damit die Abzeichen des Landes dorthin, woher seine Würde stammt."*

Zwar strebt der Papst bereits um diese Zeit danach, Ungarn zu seinem Vasallenstaat zu machen, doch dürfte er bezüglich der drei Jahrzehnte zurückliegenden Ereignisse nicht die Unwahrheit behauptet haben. Die Rücksendung der königlichen Hoheitszeichen hatten zudem, unabhängig voneinander, Ende des 11. Jahrhunderts sowohl der Mailänder Erzbischof Arnulf als auch der Bischof Bonizo von Sutrien aufgezeichnet, und diese Aufzeichnungen hingen an der Wand der damaligen Peterskirche.

Unsere Argumentation untermauert die Praxis der mittelalterlichen Diplomatie, dergemäß die im Vasallenverhältnis fungierenden Ausstellungsorte nach dem Datum der Diplomas Ausstellung die Daten der Regierungszeit der Feudalherren aufgeführt hatten. Bei Stephan I. fehlen derartige Bezüge; in seinen Urkunden sind lediglich die Jahresangaben seiner eigenen Regierungszeit zu finden. Hieraus kann der Beweis erbracht werden, daß Ungarn vom Jahre 1000 ab eine unabhängige Monarchie wurde; dieser Status wird von den Arpaden und von den Anjous strikt gewahrt. Die vom Gedankenmodell des Imperiums der Ottonen ausgehenden deutschen Historiker haben sich dieses um die Jahrtausendwende östlich vom deutschen Reich entstehende neue christliche Königsreich gar nicht vorstellen können. Sie berufen sich dabei auf die unklare Interpretation einer einzigen Quelle des 12. Jahrhunderts: gemäß Ademar hatte Fürst Geiza aus Anlaß einer 972 erfolgten Bekehrung das Ungarland von Otto III. (dieser wurde erst 980 geboren!) mit der Lanze des heiligen Moritz übernommen. In der deutschen Fachliteratur wird Ungarn dabei häufig als ein zum deutschen Sprachraum gehörendes Gebiet geführt. Dazu ist festzuhalten, daß vor der Niederlage von Mohács (1526) etwa 80 Prozent der Bevölkerung ungarisch sprachen. Der Anteil nichtungarischer Nationalitäten nahm erst im Gefolge der nach den Türkenkriegen einsetzenden Ansiedlung zu. Die Amtssprache in Verwaltung und Adel war Latein, die alltägliche und private Korrespondenz blieb ungarisch.

Stephans Vorstellungen und Handlungen werden auf einem Monumentalbild am Krönungsmantel dargestellt: im Mittelpunkt, in der Mandorla ist Christus – umgeben von Engeln – zu sehen, zwischen den Heiligen Maria und Johannes der Täufer. Unten sieht man die Reihe der Propheten, Christus im Kreise der Apostel an den Mauern von Jerusalem. Endlich folgt die Reihe der Heiligen: in der Mitte Stephan gemeinsam mit dem eben verstorbenen Sohn Imre und seiner Gemahlin Gisela. Selbst die Szenen der Apokalypse sind aktuell: zu Beginn des 11. Jahrhunderts nämlich fürchtete sich die christliche Welt vor dem Erscheinen antichristlicher Völker. Dieses ist ein häufig wiederkehrendes Motiv jener Zeit; so hatte Otto III. dem Papst Sylvester II. einen solchen Mantel geschenkt, und die die Türme zerstörenden Völker des Antichrist hatte man auch in einem französischen Kodex (aus dem 11. Jahrhundert) dargestellt (Abb. 6). Auf dem Mantel von Székesfehérvár ist aber viel mehr zu erkennen: neben den Szenen der Zerstörung sind auch die des Wiederaufbaus von Jerusalem wiedergegeben. Man darf einen inhaltlichen Zusammenhang zwischen den Bildern des wieder aufgebauten Jerusalem und der Errichtung von Székesfehérvár an der Wallfahrtstraße annehmen. Diese Szenen machen die Teilnahme Stephans am Wiederaufbau (1027) der 1009 zerstörten Kirchen glaubhaft.



Abb. 6

Siegel der Medizinischen Fakultät von Pont-à-Mousson

Darstellung der heiligen Märtyrer des Ehepaares: zur rechten Seite der Königin sind Vinzenz, Georg, Pantaleion, Kosmas und Damian, zur linken Seite des Königs der Märtyrer Stephan, Clemens, Sixtus, Cornelius und Laurentius angeordnet. Während König Stephan außer seinem namengebenden Schutzheiligen diejenigen wählte, die ihm geistiges Vorbild waren, ließ die Königin die Märtyrer der christlichen Moral auf das Messegewand sticken. In das Programm des mit den Sorgen um die Staatsgründung belasteten Königs passen sich die großen Päpste der Kirchenorganisation ein: Clemens (geb. 101; dritter Nachfolger Petri), Sixtus II (geb. 128; in den Messekanon aufgenommen), Cornelius (geb. 253; berühmt geworden wegen seiner kirchenorganisatorischen Arbeit, man legte ihm das Attribut „eiserner Wille“ bei) und Laurentius (geb. 258; Diakon und ein Jünger von Sixtus II.). Die Schutzheiligen der Königin Gisela sind: Vinzenz (geb. 354; Erzbischof von Saragossa und bekannt wegen seines Glaubens), Georg (geb. 303; seine ritterliche Tugenden zeichneten ihn aus), der barmherzige Arzt Pantaleion (geb. um 305) und die beiden Vorbilder der uneigennütigen Wissenschaft Kosmas und Damian.

Die Anführung der fünf östlichen und fünf römischen Heiligen mag zwei Gründe gehabt haben: den Wiederaufbau der Kirchen von Jerusalem – hier haben möglicherweise neben Bauleuten des byzantinischen Kaisers Konstantin VII. auch diejenigen des ungarischen Königs Stephan gewirkt – und diplomatische Erwägungen (in den sich abzeichnenden Streitigkeiten zwischen dem römischen Papst und

dem byzantinischen Kaiser wollte Stephan mit seinem Reich nicht zum Zankapfel werden). Es ist die Tatsache sicher, daß Stephan die seine Grundideen beweisenden Vorbilder auf seinen Mantel sticken ließ und so diese Heiligen zu den Schutzpatronen der Arpaden-Dynastie werden ließ.

Unsere Annahme wird bestätigt durch die Attribute der Heiligen: in der einen Hand der sich paarweise zuwendenden Halbfiguren ist der Reichsapfel, in der anderen die Lanze zu sehen. Ihre Häupter werden – dem Geschmack der Zeit entsprechend – mit der Reifkrone geschmückt. An den Schultern der Heiligen hängen die dem Messegewand von Székesfehérvár ähnlichen Casulae, welche mit den Hoheitsinsignien von König Stephan völlig übereinstimmen. Alle Symbole also (Krone, Lanze, Reichsapfel) – sie stehen eigentlich nur den gesalbten Königen zu – sind hier die Attribute der Heiligen.

Die einzige Kirchenweihe zu Zeiten von König Stephan erfolgte in Esztergom-Kovácsi, dem Münzprägendorf der königlichen Residenz. Da – unseren Urkunden nach – dieser Kirchentitel vor der Mitte des 12. Jahrhunderts in Ungarn nicht vorkommt, ist anzunehmen, daß es sich um eine Stiftung des Königs oder der Königin handelte. Der Einfluß von Gisela wird deutlich an den Stilmerkmalen des angefertigten Messegewandes; es ist eine Arbeit der Königin, ihrer Hofdamen und vielleicht auch der Nonnen von Veszprémvölgy.

Der deutsche Einfluß durch die bayrische Gisela wird auch erkennbar an einer anderen Tatsache: die Verehrung war zu Beginn des 9. Jahrhunderts auch in der Rheingegend verbreitet; Karl der Große hatte zahlreiche Reliquien (darunter wahrscheinlich auch diejenigen von Kosmas und Damian) aus Rom, Konstantinopel und Jerusalem mitgebracht und sie als erster im Aachener Münster niedergelegt. Die Frühpatroninnen für Kosmas und Damian in Westfalen sind im allgemeinen Stiftungen von Frauen; die ersten Beispiele sind die Kirchenstiftungen in Liesborn, Borghorst und Wunstorf. In Essen – dem Zentrum des Kosmas- und Damian-Kults der Rheingegend – weihte der Bischof Altfred von Hildesheim die Kathedrale (zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit, der Jungfrau Maria und der beiden Heiligen Kosmas und Damian) im Jahre 874 als Familienstiftung der sächsischen Adelheid ein; später brachte Bischof Altfred sogar Reliquien aus Rom hierher. Das andere Zentrum des Kults – hier verehrte man Kosmas und Damian von 964 bis zum 16. Jahrhundert – war Bremen. Otto I. hatte die Reliquien der beiden Heiligen aus Rom mitgebracht, um sich damit seiner Gemahlin Theophane (Tochter des byzantinischen Kaisers) erkenntlich zu zeigen. Wie schon erwähnt, sind die ersten (1100) gegründeten Kosmas-Damian-Patroninnen des deutsch-römischen Kaiserreiches Stiftungen hochgestellter Damen. Dies bekräftigt unsere Annahme, daß es so möglich war, die Schutzheiligen des Ottonischen Hofes auch als diejenigen der Gisela zu erwähnen.

Unsere zweite Dokumentation ist die „Corona graeca“ (unter Béla III. wurde sie zum Symbol für die unabhängige nationale Existenz Ungarns), obwohl sie keine sichere Aussage über den Beginn des Kosmas- und Damian-Kults zuläßt: aufgrund der darauf befindlichen Halbfiguren-Emailbilder von Kosmas und Damian nahm die heimische Forschung den Anfang des Kults für Byzanz an. Die Existenz des 40 Jahre früher angefertigten Krönungsmantels aber schließt diese Behauptung aus.

Die Entstehungs- und Schenkungsumstände der Krone sind denen des Gewandes ähnlich: Die zwischen 1074–1077 in Byzanz angefertigte und Géza I. geschenkte

Krone – unabhängig des Zweckes, für den sie angefertigt wurde – war berufen, einen bilateralen Bund zum Ausdruck zu bringen: der Bund mit Byzanz dem deutschen Kaiserreich gegenüber bedeutete Sicherheit und Unabhängigkeit für den ungarischen König. Salamons deutscher Orientierung gegenüber bedeutete die Person von Géza I. die Garantierung der Souveränität; mit diesem Bündnis in Zusammenhang zu bringen ist auch seine Vermählung mit der Nichte des Kaisers.

Zum Aufbau der Krone: auf der Hinterseite oben ist Michael Dukas VII. dargestellt, ihm zur rechten der Mitkaiser Konstantinos und zur linken der ungarische König Géza I. (beide als Halbfiguren); ihnen zur Seite stehen – ärztliche Instrumente in den Händen haltend – Kosmas und Damian. Sie figurieren auf der Krone als Repräsentanten der uneigennütigen, himmlischen Wissenschaft. Die himmlische Hilfe im gegen die Barbaren geführten Kampf symbolisieren auf der Vorderseite der Krone die beiden ritterlichen Heiligen Georg und Demetrius. Wir können die Standpunkte, daß man die Gesundheit des gekrönten Königs von Ungarn Kosmas und Damian zum himmlischen Schutz anböte bzw. daß sie auf die Krone gesetzt wurden, um das körperliche Wohlbefinden des Königs zu garantieren, nicht teilen. Die letztere Behauptung wird zudem durch die ikonographische Struktur ausgeschlossen: die beiden Heiligen blicken nämlich auf Christus; würde man den letzteren Standpunkt annehmen, müßten sie sich entweder dem Kaiser oder aber Géza zuwenden. Das „umsonst heilende“ Zwillingssärztepaar wurde aus einem weiteren Grunde in die Reihe mit den das mittelalterliche Ritterideal verkörpernden Heiligen eingefügt: sie erfreuten sich sowohl in Byzanz – die seit Stephan gepflegte Tradition des Arpadschen Hauses dürfte dem Kaiser nicht unbekannt gewesen sein – als auch in Ungarn der Verehrung.

Ein weiteres Dokument ist ein aus dem 12. Jahrhundert stammendes Weihbecken – ein archäologischer Fund – das Aspensorium von Beszterec (benannt nach dem Fundort Beszterec im Komitat Szabolcs). Hinsichtlich seines Herstellers, Auftraggebers und Bestimmungsortes können wir uns nur auf Annahmen stützen. Es steht aber fest, daß – wie beim Krönungsmantel und der Krone – ein Zusammenhang mit der Arpaden-Dynastie besteht. Das mit den Brustbildern von Kosmas und Damian geschmückte Weihbecken ist wahrscheinlich ein der Heilung dienendes Silbergefäß gewesen. Die mit einer Tunika bekleideten Körper von Kosmas und Damian schmiegen sich in den griechischen Gebetstext ein, dessen Inhalt von Gyula Moravcsik entziffert wurde („Jesus ist auch der Heilung Quelle“), der das Becken für eine byzantinische Arbeit hielt. Auch die im Text vorkommenden itazistischen Fehler schließen diese Möglichkeit nicht aus. Jedoch hält er die Schreibweise des Namens Jesu (Izosz statt Iisusz) für ungewöhnlich. Neueren Forschungen zufolge muß man aber annehmen, daß der Ursprungsort Esztergom (Gran) war und es in der ersten Hälfte der Regierungszeit von Béla III. (1173–1196) in der Goldschmiedewerkstatt des ungarischen Königs angefertigt wurde.

Das in der westlichen Kunst nur selten vorkommende, frühzeitige Weihbecken mit der noch ungewöhnlicheren Darstellung des heiligen Ärztepaars und der griechische Text deuten darauf hin – obwohl in Ungarn angefertigt – daß es in der Liturgie des orthodoxen Ritus Verwendung fand. Der Text der Inschrift stimmt mit den Texten (des Gebetes, das im Laufe des Jahres, gelegentlich bei

der Wasserweiheung „daß Du, Christus, unser Gott, die Quelle der Heilung sei“ gesprochen wird) ähnlicher Liturgien in der griechisch-katholischen Kirche überein. Die Inschrift des Weihbeckens, die Anwesenheit der Brustbilder der beiden Heiligen und die Maße des Gefäßes (Höhe 26,2 cm mit dem Griff) sprechen dafür, daß es anlässlich der in der Nähe der Häuser verrichteten Weihungen des Wassers benutzt wurde. Aufgrund konkreter Analogien stellt Fettich in seiner erwähnten Studie fest, daß das Gefäß von einem nicht-griechisch sprechenden Meister in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts angefertigt wurde, und daß es mit der Goldschmiedekunst der Schule von Opiza in Verbindung gebracht werden kann; diese Verbindung läßt einen Zusammenhang mit dem Hof von Béla III. und seiner Gemahlin Anna von Antiochien annehmen. Das Heimatland des Meisters kann Syriens Nachbarland Armenien oder Grusien gewesen sein. Es ist zu vermuten, daß Anna von Antiochien mit dieser orientalischen, der uralten ungarischen Kunst sehr verwandten Goldschmiedearbeit sich den Ungarn gegenüber gefällig zeigen wollte. Die Tradition der mit Weihwasser vorgenommenen Heilung in orthodoxen bzw. griechisch-katholischen Riten (Auswirkung im Zeichen des Kreuzes, im übertragenen Sinne: Christi, heilender Nestorianismus) wurde auch in Syrien – hier wuchs Anna von Antiochien auf und hier wurde sie erzogen – gepflegt. Das Aspersorium war ein Geschenk an das in der Nähe von Beszterec gelegene Heiland-Kloster, das anfangs königlicher Besitz, im 13. Jahrhundert dann Besitz des Gutkeled-Geschlechts bzw. des Csák-Geschlechts war. Es ist anzunehmen, daß Anna von Antiochien an der Herstellung des Weihbeckens einen Anteil hatte, ließ sie es doch in einem der altungarischen Kunst sehr verwandten Stil (Goldschmiede von Opiza) mit den – vielleicht Béla III. zu Liebe – paarigen Schutzheiligen des Arpaden-Hauses anfertigen.

Zum Beweis unseres Arguments sei das Diptychon des letzten Arpaden-Königs Andreas III. (1290–1301) erwähnt, das ihm in den Jahren seines Regierungsbeginns von seiner zweiten Frau Agnes von Habsburg geschenkt wurde, die es in Venedig (1290–1296) anfertigen ließ. Andreas III. war der Sohn vom Herzog István und der Enkel von Andreas II.; als Sohn der adligen Venezianerin Tommasina Marosini war er in Venedig geboren worden. Die Reliquie beweist eindeutig, daß das Zwillingssärztepaar Schutzpatrone der Familie des Arpadengeschlechtes waren: Die beiden Flügel des Hausaltars sind mit rechteckigen Emailbildern ausgestattet, auf denen die Heiligen paarweise dargestellt sind. Neben den heiligen Königen der Arpaden-Dynastie (Stephan, Emerich, Ladislaus, Elisabeth, Irene, Koloman) finden wir die venezianischen Heiligen Euphremia und Marina, und dort unter den Märtyriumsheiligen stehen Kosmas und Damian (in der unteren Ecke des rechten Flügels). Die Darstellung ist von italobyzantinischem Charakter: als Attribut der Heiligen halten sie je ein Arzneikästchen in der linken Hand, auf das sie mit dem rechten Zeigefinger deuten.

Der erste Kirchentitel benediktinischer Gründung taucht in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts auf: Kosmas und Damian wurden im Komitat Nyitra von der Abtei Alsóludany (früher Apátúrludány, im ehemaligen Komitat Nyitra) zu Schutzheiligen gewählt. Diese ist nach den Krönungsinsignien jene früheste urkundliche Angabe, von welcher die Forschung irreführt und die Verbreitung des Kults dem Benediktinerorden unterstellt wurde. Von den in Stephans Zeit angesiedelten Benediktinern aber ist außer dem erwähnten nur ein einziger beweisbarer später Titel (1394) bekannt: eine der Kapellen von Garamszentbe-

nedek. Außer den Benediktinern sind hingegen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts noch eine Kirchenweihe der Prämonstratenser und dieselben von den Eremiten des Heiligen Wilhelm bekannt.

Hinter den sich im 13. Jahrhundert vermehrenden Patrozinien stehen nicht die Mönchsorden, sondern die Geschlechter. Über die Abtei von Alsóludány datiert aus der Regierungszeit von König Imre (1196–1204) die erste Erwähnung; dem Inhalt zufolge hatte Herzog András nach Aufforderung durch Imre die Abtei mit bedeutenden Spenden vermehrt. Das in der Nähe von Nyitra liegende Kloster sollte zum Gut des Königs gebracht werden. Über Nyitra ist allgemein bekannt, daß sich Gisela dafür interessierte. Eine ähnliche Situation ist bezüglich der 1141 gegründeten Abtei von Csatár festzustellen, wo der Schutzherr des Kosmas-Damian-Altars im 13. Jahrhundert ein aus Bayern eingewandertes, zu dem Arpaden-Haus treuen Geschlecht der Gutkeled gehöriges Mitglied gewesen sein soll. Die Vermehrung der zum Geschlechterpatronat gehörenden Kloster- und Parochialkirchen ist für das 13. Jahrhundert kennzeichnend. So wächst die Anzahl von Kosmas- und Damian-Patrozinien bis 1300 – ohne Ausnahme in Transdanubien und hier überwiegend im Komitat Zala – auf 10 an. Das Interesse des Königshauses ist mit seinen zahlreichen Gütern im Komitat Zala bekannt: Die



Abb. 7

Die Gestalten von Kosmas und Damian an der Wand der reformierten Kirche von Csaroda (1250–1270)

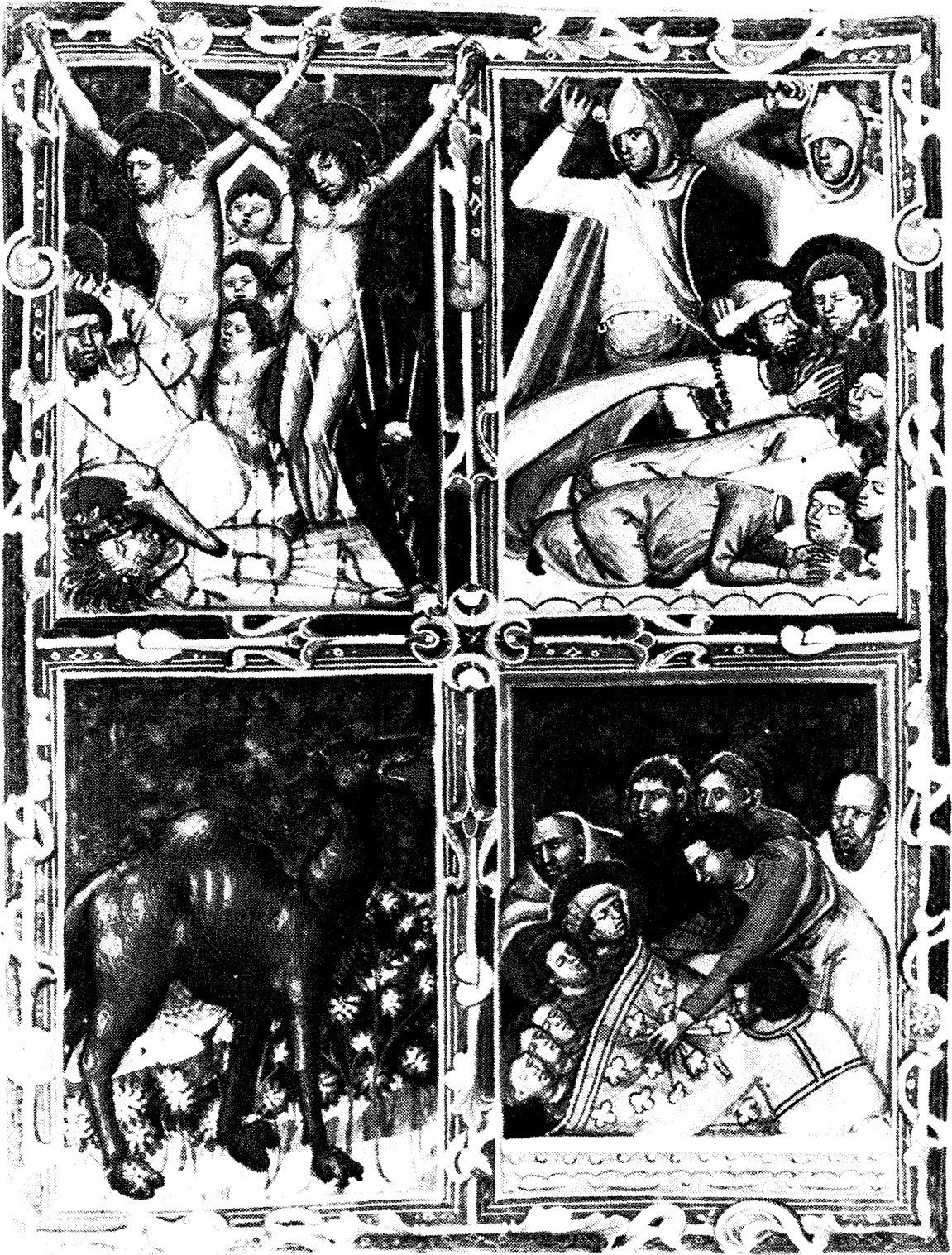
Gründung von Zalavár erfolgt durch Herzog Veszprém (Sohn von Stephans Schwester und Boleslavs des Tapferen), Zalaszántó ist Besitz des Kaplony-Geschlechts; sie sind in direkter Linie Abkömmlinge der landnehmenden Ahnen, wo der Urkunde zufolge bereits 1236 eine Kosmas-Damian-Kirche stand. Für den Kult der dem Arpaden Haus treuen Geschlechter ist das in Csaroda (im Nordosten Ungarns) entdeckte Wandgemälde (Abb. 7) – das einzige erhalten gebliebene Kosmas-Damian-Fresko – ein schönes Beispiel. Die Kirche wurde zwischen 1250 und 1270 vom Káta-Geschlecht erbaut; ein Mitglied der Familie war in dieser Zeit der Erzschenk von Béla IV. Die sich einander zuwendenden – hier dargestellten – Brüder reichen sich ein mit einem gerundeten Kreuz gekröntes Arzneigläschen zu. Die Darstellungsmethode erinnert uns an die gestickten Halbfigurenbilder auf dem Messegewand. Bis vor einigen Jahren war ein dazu ähnliches aus dem gleichen Zeitalter stammendes Fresko in der Sakristei der Sankt-Michael-Kapelle in Kassa zu sehen, die in der Zeit ihrer Erbauung zum königlichen Gut gehörte. Der Kult der beiden Heiligen dürfte in beiden Fällen bedeutend gewesen sein: in Csaroda ist das Weihkreuz zwischen den beiden Figuren zu ihren Füßen zu sehen, in Kassa nehmen sie den die Seele abwiegenden Erzengel und Namensgeber der Kapelle Sankt Michael in ihre Mitte. Die Tradition des Arpaden-Hauses wurde von der Anjou-Dynastie fortgesetzt. Karl Robert (Enkelsohn von Maria, der Tochter von Stephan V.) hat sich zu dem Erbe der Arpaden bekannt. Nach seinen Plänen und Vorstellungen wurde zwischen 1320 und 1330 ein für Lehrzwecke seiner Kinder dienendes Bildlegenda-



Abb. 8 (a–c)

Bildergeschichte von Kosmas und Damian im Anjou-Legendarium des Meisters von Hertul (zwischen 1320 und 1330)







et sic despiciat ad regem regis iherosolym

eos

III. quod dicitur



et sic despiciat ad regem regis iherosolym

III. quod dicitur

rium (Abb. 8) angefertigt, das sowohl für sein Zeitalter als auch für die folgenden Jahrhunderte zu einem wichtigen kulturhistorischen Dokument wurde. Auch seine Struktur erinnert wieder an das Messegewand: nach der Geschichte des Lebens Jesu, Mariae Himmelfahrt, Johannes des Täufers, der Apostel und der Evangelisten folgen unmittelbar die Märtyrersheiligen; dadurch gehen sie den Kirchenvätern, den ungarischen Heiligen und denen ungarischer Beziehung, den Gründern von Mönchsorden in Ungarn und den Schutzheiligen der Anjou-Dynastie voran. Die Heiligen des Krönungsmantels figurieren in einer umfangreichen Bilderserie. Cornelius und Pantaleon sind eine Ausnahme. Die Legende von Kosmas und Damian wird in zehn Miniaturen dargestellt; das Legendarium vergegenwärtigt zwar zahlreiche wunderbare Heilungen, aber die heilende Tätigkeit des Zwillingsärztepaares bleibt auch dieses Mal wieder aus. Obwohl es ein in der italienischen Malerei häufig verwendetes Thema ist (Fra Angelico, Ghirlandaio) wird im Legendarium die Miniatur der aus der „Legenda Aurea“ wohlbekannten Szene – die von der Heilung der Palladia – nicht aufgeführt. Eine ungarische Darstellung dieser Episode ist nicht erhalten geblieben, obwohl sie nach der „Legenda Aurea“ auch in das in ungarischer Sprache geschriebene Legendar, den Erdy-Kodex (1527) aufgenommen wurde. Der Maler Meister Hertul hatte lediglich die Geschichte ihrer Prüfung, Tortur und Hinrichtung verewigt. Sie sind in den Augen von Karl Robert und seiner Vorgänger die Vorbilder der glaubensbekenndenden Selbstaufopferung. Der Kult ist in der Zeit von Karl Robert eindeutig: ja, in dem Krönungsmantel und mit der ungarischen Krone hatte ihn der Erzbischof von Esztergom in Székesfehérvár zum König gesalbt. Diese Krönung nämlich war die Vorbedingung für den Regierungsantritt, der ihm erst beim dritten Mal – am 20. August 1310, dem Tage des Heiligen Stephan – gelang.

Als Beweis für unsere Hypothese dürfen wir noch ein weiteres, wenn auch späteres, so doch in der heimischen Kunst einmaliges Beispiel erwähnen: es handelt sich um zwei erhalten gebliebene Tafelbilder eines einstigen Flügelaltars mit dem „Fragment der Legende von Szepeshely“ (Abb. 9). Die beiden Titel lauten: „Die Heiligen Kosmas und Damian vor dem Richter“ und „Enthauptung des Heiligen Kosmas“. Unsere diesbezügliche Studie zielt nicht dahin, die um die Jahrhundertwende 15./16. Jahrhundert entstandenen Gemälde zu bewerten; sie hier anzuschließen bietet sich aufgrund des Entstehungsortes und des ikonographischen Inhalts dieser Epoche an. Auch wenn die erhalten gebliebenen Tafeln eines – aller Wahrscheinlichkeit nach – Kosmas-Damian-Flügelaltars aus kunsthistorischer Sicht nicht zu den meist qualifizierten Gemälden gehören, so verdienen sie aber doch des Themas wegen unsere Aufmerksamkeit. Auf ihre Analyse werden wir in einer späteren Arbeit zurückkommen; das Anjou-Legendar wird uns für die Klärung des Inhalts der fehlenden Bilder eine Hilfe sein. Von der aus vier Tafelbildern bestehenden Legende sind nur das erste und das vierte Bild erhalten geblieben (die Tafel links oben, bzw. rechts unten, innen). Es ist anzunehmen, daß die zweite Tafel (links unten, innen) die Szene der „Dämonenbeschwörung“ und die dritte (rechts oben, innen) eine Folterung – Schießen mit Pfeilen, Steinigung oder Kreuzigung – darstellte.

Es ist auffällig, daß der einzige die Kosmas-Damian-Legende darstellende Altar gerade in Szepeshely angefertigt wurde. An keinem anderen Ort wurden heimische Tafelbilder mit der Darstellung eines ähnlichen Themas gefunden. Allein



Abb. 9 (a u. b)  
Kosmas und Damian  
vor dem Richter und  
ihr Martyrium. Szene  
aus dem Anjou-Legen-  
darium bzw. Tafeln des  
Legendenbuches von  
Szepeshely, heute  
Spisska Kapitula in der  
ČSSR (Anfang des  
16. Jahrhunderts)

und einzig ist die Kathedrale, deren Anjou-Interesse allgemein bekannt ist, und in der auch das die Krönung vor Károly Róbert wiedergebende Wandgemälde sich befindet.

Wir wissen, daß Károly Róbert seine Wahl zum König in erster Linie dem Banderium der Zips zu verdanken hatte, mit dessen Hilfe er Máté Csák niederschlug und die Macht der sich gegen ihn zusammenschließenden Oligarchen in der Schlacht bei Rozgony brechen konnte. Für ihren in dieser Schlacht bewiesenen Heldenmut wurden mehrere Zipser in den Adelsstand erhoben; zu den so Ausgezeichneten gehörte auch der das Wandgemälde mit der Darstellung der Krönung von Károly Róbert in Auftrag gebende Zipser (1317).



Der Kult der Anjou-Herrscher faßte also in der Zips festen Fuß. Das die Krönung darstellende Fresko erinnerte auch noch Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts nachdrücklich an jene ruhmreiche Periode und ihren Beginn. Die ursprünglich aus vier Szenen bestehende Legendenreihe des Flügelaltars von Szepeshely mit Holzskulpturen von Kosmas und Damian in der Mitte des Altarschreines stellte das Märtyrium der beiden Heiligen dar.

Die mythische Ära des Kults findet Ende des 14. Jahrhunderts ihren Abschluß. Er taucht Anfang des 15. Jahrhunderts – entsprechend der auf den Menschen bezogenen Auffassung der Renaissance – in einer neuen realistisch-pragmatischen Funktion auf, nämlich in der der Schutzheiligen der Heilkunde, der Chir-

urgie und der Pharmazie. Während der ersten Jahrhunderte des offiziellen Christentums lebte in ihrem Kult die aus dem römischen Reich übernommene pragmatische Betrachtungsweise: Die Inschrift des ersten Mosaikbildes aus dem 6. Jahrhundert verspricht dem römischen Volk dann sichere Genesung, wenn es sich Kosmas und Damian zuwendet. Diese Auffassung stimmt mit dem Schutzheiligen-Kult des Spätmittelalters annähernd überein. In den Jahrhunderten der Bekehrung wird dieser Pragmatismus vom Mystizismus abgelöst und vor den „umsonst heilenden“ heiligen Ärzten öffneten sich sogar die meisten der bis dahin fest verschlossen gewesenen Türen des Heidentums. Jetzt trat ihre bekehrende Funktion in den Vordergrund. Zu Beginn dieser Geistesepoche (11. Jahrhundert) wurde der ungarische Staat geboren; eine der grundlegenden Voraussetzungen dafür war die Übernahme des christlichen Glaubens. Mystizismus und Notwendigkeit also hatten sich verknüpft! Mit dem 15. Jahrhundert erlangt in Europa die frühchristliche Auffassung wieder Geltung, die medizinische Tätigkeit von Kosmas und Damian tritt wieder in den Vordergrund und so werden sie zu Schutzheiligen der Medizin.

Dem späteren Kult um Kosmas und Damian, eben dem der heilenden Heiligen wurde die Verehrung aus der Zeit der Arpaden zugrundegelegt. Dieser Zeit (zwischen 1400 und 1530) entstammt die 400jährige reiche heimische Kosmas- und Damian-Ikonographie. Die davon erhaltenegebliebenen Stücke (10 Tafelbilder, 8 Holzfiguren, insgesamt 14 Altäre) überdauerten – nach der Einnahme Budas (1541) und infolge der 150jährigen Türkenherrschaft im Donau-Theiss-Zwischenland, Transdanubien und Südungarn – nur in dem der Habsburgischen Krone unterstellten Nordungarn. Auf dem Gebiet des ehemaligen unabhängigen Fürstentums von Siebenbürgen ist nur noch ein Tafelbild (Szászbogács, heute: Bagacui) aus dem Jahre 1518 vorhanden. Den Grund dafür kann man in der Verbreitung des Protestantismus finden.

Die ersten Darstellungen von Kosmas und Damian mit ihren Attributen wurde für die Sankt Ägidus-Kirche in Bártfa (heute: Bardejov) 1460 geschaffen, zwei Jahrzehnte später für die Heilige-Elisabeth-Kathedrale in Kassa (heute: Košice) in den Jahren zwischen 1470 und 1480. Erst nach 1500 erschienen derartige Anfertigungen in Szepeshely (Spišska Pohradie), Lócse (Levoča) und in Malompatak (Mlynica).

Für die zunehmende Verehrung der Schutzpatrone der Medizin darf man zwei Gründe annehmen:

1. Die medizinischen Fakultäten wählten bei der Begründung ihrer Universitäten Kosmas und Damian zu ihren Schutzpatronen.
2. Aufgrund der Mängel in der ärztlichen Praxis entstand bei den Gläubigen das Bedürfnis, diese Unzulänglichkeit durch Schutzheilige zu ersetzen.

Die Attribute der Ärzteheiligen (Uroskop, Apothekereimer, chirurgische Instrumente) erschienen demzufolge im Alltag der ärztlichen Praxis.

Es ist daher kein Zufall, daß im Mittelalter gerade das Uroskop zum Symbol des Arztes wird: die harntreibende Medikation spielt neben diätetischen Maßnahmen und Schröpfen, Aderlassen und Purgieren eine wichtige Rolle. Die oft dargestellte Harnflasche mit nach oben schlank werdendem Hals erscheint von dieser Zeit ab in den erhobenen Händen von Kosmas und Damian als Symbol der Ars medica. Das zumeist hölzerne Apothekergefäß charakterisiert die Pharmazie.

Die oben genannten Darstellungen werden in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der europäischen Ikonographie gängig. Die Berufssymbole erscheinen etwas später und meist im Zusammenhang mit den die Kultverbreitung fördernden Epidemien. Bei den in Ungarn erhalten gebliebenen frühmittelalterlichen Wandbildern fehlen Darstellungen von Kosmas und Damian; man sieht dort andere Schutzpatrone wie Apollonia, Antonius den Eremiten und die arpadische Elisabeth. Im übrigen waren die mittelalterlichen ungarischen Universitäten (Pécs, Buda, die von Matthias Corvinus geplante Universität von Visegrád) zu kurzlebig, um es zu einem Schutzpatronkult kommen zu lassen. Erhalten gebliebene Wandbilder und Holzfiguren des späten Mittelalters und der Renaissance bestätigen aber das Weiterleben der Verehrung in den Zeiten der Arpaden und Anjous. In den nordungarischen Städten entwickelte sich damals eine Lebensform, in der Ärzte und Apotheker wichtige Stellungen einnahmen und sich hohen Respekt zu verschaffen wußten. Entsprechend dieser Lebensform ist auch die Kleidung auf derartigen Darstellungen gehalten: die Symbolfiguren tragen dabei zugleich auch die Merkmale ihrer Nationaleigenschaften. Obwohl sich die Miniaturen nicht mit der heilenden Tätigkeit der Ärzteschutzpatrone des Anjou-Legendarium befassen, verewigt sie der Maler in der Tracht der Medizinischen Fakultät von Bologna. Die bereits erwähnten Wandbilder aus Csaroda sind in den Jahren 1250 bis 1270 gemalt worden, also ein halbes Jahrhundert früher. Die Attribute der Heiligen bestehen aus Medizinflaschen, doch deutet im Gegensatz hierzu ihre Kleidung nicht auf Vertreter des ärztlichen Standes. Dieser Vergleich von Wandbild und Miniatur charakterisiert also deutlich den sich im 14. Jahrhundert vollziehenden Wandel im Denken.

Die früheste Darstellung kann sowohl vom ikonographischen als auch vom strukturellen Aspekt her als diejenige temporären Charakters angesehen werden. Am höheren Mittelteil des heute im Museum von Košice befindlichen Nikolausaltars von Szezsőalja (ehemaliges Komitat Saros, heute Šiba) stehen die Figuren von Kosmas und Damian (Abb. 10); die Plastizität der bemalten Holzfiguren trägt die Zeichen sowohl des alten als auch des neuen Stils. Trotz hierarchischer Steifheit in Haltung und Kleidung stellt der zur Schule von Saros gehörende Meister die Ärzteheiligen bereits mit einer (ihren Beruf andeutenden und von Wandbildern wohlbekannten) Kopfbedeckung dar; ihr Gesichtsausdruck weicht von dem steifen bärtigen Gesicht des mit geschlossenen Augen dargestellten Bischofsheiligen deutlich ab. Der Blick des einen ist zuversichtlich, des anderen besorgt. Vielleicht wollte der Künstler mit diesen gegensätzlichen „Grimassen“ den ärztlichen Optimismus mit dem ewigen berufsbedingten Pessimismus konfrontiert sehen. Die Hände der Schutzpatrone sind leider verstümmelt, so daß man nicht weiß, was sie trugen; aus der realistischen Darstellung der Gesichtszüge läßt sich aber folgern, daß es sich um das Uroskop oder um ein Apothekergefäß gehandelt haben muß.

Die chronologisch nächstfolgende, um 1420 angefertigte Darstellung ist die gemalte Kosmas-Damian-Tafel am Andreasaltar in der Ägidienkirche in Bártfa (Abb. 11). Von hier ausgehend, war der Kosmas-Damian-Kult offenbar regional weit verbreitet. Zusätzlich wurden 2 weitere Tafeln gemalt (1460–1470 und 1489). Um die den Hauptteil des Altars bedeckende Figur des namengebenden Heiligen sind 4 Täfelchen zu sehen, auf deren einer Kosmas und Damian zum



Abb. 10

Kosmas und Damian  
auf dem Nikolausaltar  
in Szekcsőalja, heute  
Siba (zwischen 1400  
und 1410). Gegenwärtig  
im Museum von Kosice

ersten Mal mit den in Europa wohlbekannten Attributen dargestellt sind. Der Auftraggeber des Altars war mit großer Wahrscheinlichkeit ein adliger Ungar, vielleicht sogar ein Vertreter des Hochadels, denn neben Kosmas und Damian finden sich die im Inland verehrten Schutzpatrone wie Martin von Tours (savarischer Herkunft) und die arpadische Elisabeth. Die Tafelbildheiligen tragen insgesamt ärztliche bzw. bürgerliche Kleidung des Spätmittelalters. Der Heilige mit dem Uringlas trägt die Universitätstracht des Mediziners, den später als Talar dienenden weiten Überrock. Der Schutzpatron der Pharmazie ist mit dem Apothekergefäß in der rechten und mit einem Skalpell in der linken Hand dargestellt; am Gürtel trägt er einen chirurgischen Instrumentenbehälter. Letztere Garnitur ist typisch für die Darstellungen in Ungarn. Der Meister des Mariae-Tod-Altars schuf diese Figuren zwischen 1470 und 1480 in Kassa. Der Unterschied besteht darin, daß der das Uringlas haltende Kosmas nicht das Ärztegewand der Universitäten trägt, sondern ähnlich seinem Gefährten die viel pompöser aussehende bürgerliche Kleidung mit einem Mantel über der Schul-





Abb. 11

Tafelbild von Kosmas und Damian am Andreasaltar in Bártfa, heute Bardejov in der ČSSR (um 1420)

ter. Mit Ausnahme eines einzigen Punktes stimmen daher die ungarischen Kosmas-Damian-Darstellungen mit denen in Westeuropa überein: der lokale Künstler malt sie, ohne Bezug auf ihre arabische Herkunft zu nehmen. Auf den ungarischen Tafelbildern erscheinen sie blond oder mit rötlichem Haar, der eine mit glattem Gesicht, der andere mit Vollbart oder Schnurrbart. Die Annahme, daß man hierdurch zwischen einem Hochschulabsolventen und einem nicht auf einer Akademie ausgebildeten Mediziner habe unterscheiden wollen, ist hinfällig: auf den Tafeln von Kassa und Bártfa ist der das Uroskop haltende Schutzpatron jeweils der jüngere.

Das vom europäischen Typ abweichende Votivbild des Apothekers Bertalan Czotmann und seiner Frau (Abb 12) – von hohem ikonographischen Wert und einzig in seiner Art – wurde 1516 hergestellt und ist heute am Mettercia-Altar der Domkirche in Kassa zu sehen. Der Name des Altars stammt von der im Mittelpunkt des Gemäldes stehenden Mettercia-Darstellung. Das von Bertalan Czotmann bestellte Bild wurde in seinem Auftrag zum Andenken an die Apo-





Abb. 12

Votivbild des Apothekers Bertalan Czottmann und seiner Frau im Elisabeth-Dom Kassa, heute Kosice in der ČSSR (1516)

theckenübergabe an seinen Schwiegersohn angefertigt. Das Wappen in der Bildmitte zeigt an, daß Czottmann Stadtrat geworden war und ein heraldisches Zeichen führen durfte. Der Maler war vermutlich János Babocsay; die unrichtige Schreibweise des lateinischen Namens weist jedenfalls auf einen ungarischen Meister hin (Sebastianus, Pongracius). Die mit ihren bekannten Attributen unmittelbar über den Köpfen des knieenden Apothekerpaares befindlichen Kosmas und Damian sind hier als echte Schutzpatrone von Medizin und Pharmazie zu betrachten. Der Apotheker als selbstbewußter Bürger der Renaissance verehrt in Damian den Patron seines nunmehr verselbständigten Berufes. In den medizinischen Fachbüchern erscheinen Kosmas und Damian zur gleichen Zeit in ähnlicher Darstellung; so werden sie beispielsweise im „Feldbuch der Wundarzney“ des Hans von Gersdorff durch den Holzschneider Johannes Wechtlin (1490–1530) verewigt. Das Votivbild von Kassa hat neben dem „votiven“ Charakter zudem besonderen medizinhistorischen Wert: gemäß dem Beruf des Donators sind die meisten im Bild vorkommenden Schutzpatrone zugleich Heilpatrone.

Hinsichtlich der Gemäldestruktur ist nach traditioneller Art ein Aufbau zu erkennen, bei dem das Spenderpaar mit dem Familienwappen im Vordergrund steht. In der Bildmitte beginnt die Verzweigung eines aus einer Urne sprießenden Lebensbaumes, ein charakteristisches Renaissance-Ornament mit einem Weintraubenranken nachahmenden Muster. Diese Darstellung des Jesse-Baumes (Virgo Jesse) erscheint in der ungarischen Sakralkunst seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Unzweifelhaft ist das Votivbild in Kassa unter schematischer Anwendung dieses Symbols verfertigt worden. Beweis hierfür ist die Darstellung der über dem giebelförmigen Lebensbaum stehenden „mit der Sonne bekleideten“ Frau und dem apokalyptischen Mond zu ihren Füßen. Am Hauptaltar von Szászebes ist der Jesse-Baum mit seiner Blume Maria – Symbol der unbefleckten Empfängnis – in gleicher Form dargestellt. Die unterhalb Marias bei der Vereinigung der beiden Zweige zu erkennende Mettercia-Darstellung, welche die vorangehende und die kommende Generation der „heiligen Sippschaft“ offeriert, unterstreicht diese Ansicht noch deutlicher. Auf die Äste der „Virgo Jesse“ sind hier nicht die Vorfahren Christi, sondern die Patrone des Donatorenpaares von der Immaculata und Mettercia an in verhältnismäßiger Verteilung gemalt. Bei der Auswahl der Heiligen spielte die Tatsache, daß der Donator Apotheker war, eine bedeutende Rolle. Demgemäß sind von den 22 dargestellten Schutzpatronen 14 heilende oder wegen ihrer sozialen Denkweise bzw. Barmherzigkeit bekannte Heilige. Ihre Identität ist aufgrund der muniskularen Inskriptionen in den über den Köpfen der Heiligen schwebenden Glorien zu bestimmen. Unmittelbar über dem Spenderpaar sind Kosmas und Damian zu sehen. Ersterer hebt das Uroskop als Symbol der Ars medica mit den Händen empor, letzterer hält ein die Pharmazie symbolisierendes hölzernes Apothekergefäß mit Deckel und Instrumentarium in den Händen. Oberhalb von Kosmas und Damian sind in den Ästen des Lebensbaumes sprießenden Blumenkelchen die Halbfiguren einer Reihe von Schutzpatrone zu erkennen: Erasmus (für die Magenkranken), Sebastian und Rochus (für die von der Pest Befallenen), Valentin (für die „Fallsüchtigen“), Job (für die Aussätzigen), Jodokus (für die Epileptiker), Antonius

(für die Kriebelkranken), Otilia (für die Augenkranken), Margit von Antiochien (für die Gebärenden) und Nikolaus (für die Armen), desgleichen St. Christoph als Schutzpatron vor einem plötzlichen Tod.

Als einen Altar der „heilenden Schutzpatrone“ kann man den zwischen 1515 und 1525 entstandenen Hauptaltar in Malompatak (heute Mlynica) bezeichnen. Er wurde von Margit Thurso zu Ehren der Margit von Antiochien errichtet. Am inneren Flügelbild rechts unten ist die verkleinerte Gestalt der knienden Spenderin zu sehen, gegenüber der ihr Martyrium erwartenden Schutzpatronin. Margits Gestalt wird von den dargestellten weiblichen Heiligen umrankt: Ida die Selige (welche Kinder und Kranke betreut), Margit von Kartona (an deren Grab ein besessenes Kind geheilt wurde). Zu Füßen beider stehen Kinder. Am linken unteren Tafelbild reicht die Arpadin Elisabeth einem Krüppel Brot. Ida die Selige und Margit von Kartona tauchen übrigens in der ungarischen Ikonographie sonst nirgendwo auf; wahrscheinlich wurden sie von der Spenderin wegen ihrer Opferbereitschaft gegenüber Kindern ausgewählt. Auf den äußeren Tafeln sieht man neben Schutzpatroninnen wie Apollonia und Lucia auch die in Ungarn kaum bekannte Regina (Patronin der Hautkranken) sowie Genoveva (die Schutzheilige von Paris und Patronin der Zahnkranken). Die Kirche erflachte Genovevas Hilfe außerdem für Fiebernde und Augenkranke sowie bei Eintritt einer Epidemie. Antonius der Eremit steht in der Mitte; an den Rändern finden sich Kosmas und Damian. Letzterer trug wahrscheinlich ein Uroskop (sein Arm fehlt). Die beiden Schutzheiligen der Medizin finden sich an Flügelaltären und Giebeln in Ungarn ausschließlich in Malompatak. Ihr Vorkommen ist dort nicht zufällig: der Besteller sicherte ihnen als Zeichen seiner Verehrung der Heilkunde und Pharmazie einen betonten Platz. Die Darstellung von Antonius dem Eremiten hängt mit der Tätigkeit des Antoniterordens in der Zips zusammen.

Die Fertigstellung des Motivbildes von Kassa und des Motivaltars von Malompatak fällt in die Anfänge des Protestantismus mit dem Auftreten von Martin Luther. Im Gefolge der Reformation läßt die Verehrung von Schutzheiligen nach; bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts verschwinden die Darstellungen der eine Vermittlungsfunktion ausübenden Heiligen aus Malerei und Bildhauerkunst. Das Ende der Verehrung von Schutzpatronen kommt mit den Beschlüssen der Synode von Trident (1545–1563). Im unter die Herrschaft der Habsburger gelangten Nordungarn begegnet man noch bis 1530 den Gestalten der beiden Ärzteheiligen Kosmas und Damian. Das Ende des regionalen Kultes wird schließlich auch aus der Entwicklung der ungarischen Geschichte heraus verständlich: nach der Niederlage bei Mohács (1526) und der Einnahme von Buda (1541) sind weite Teile des Landes türkisch okkupiert.

Unmittelbar vor der Reformation wählen sich mehrere medizinische Fakultäten deutscher Hochschulen Kosmas und Damian zu ihren Schutzheiligen, die 1443 im Wappen der Universität Leipzig zu finden sind (Abb. 13) und außerdem bei den Medizinern von Erfurt und Wittenberg. Nach der Reformation begegnen sie uns als Schutzpatrone in Königsberg. In Ungarn werden sie erst wieder im 18. Jahrhundert zu Symbolfiguren einer medizinischen Fakultät. Das ist 1773 in Nagyszombat (Trnava) und im Anschluß in Buda der Fall, als die Universität von Nagyszombat dorthin verlegt wird. Diese Verehrung nimmt aber ihren Ausgang von der Wiener Medizinischen Fakultät und fußt nicht auf ungarischer Tradition. Den Epilog der zweiten Periode einer lokalen Verehrung bildet die ungarischsprach-



Abb. 13  
Großes Siegel der Me-  
dizinischen Fakultät  
Leipzig (1443)

chige, auf der Basis der Legenda aurea geschriebene Legende des Erdy-Kodex von Jacobus Voragine. Ein Mönch des Klosters Lövöld (Városlöd) im mittleren Transdanubien beendete 1527 als „unbekannter Karthäuser“ sein Manuskript. Im in lateinischer Sprache niedergelegten Vorwort seiner Predikationen- und Legendensammlung erläutert der Verfasser sein Vorhaben: er will der Lutherschen Ketzerei mit deren ureigenen Mitteln begegnen, nämlich dem Gebrauch der Muttersprache und der Rückkehr zur Bibel. Indirekt verdankt Ungarn seine reichste und in der Landessprache abgefaßte Legendensammlung daher dem Protestantismus. In der aus 90 Legenden bestehenden Sammlung findet sich auch die Geschichte von Kosmas und Damian. Seinem Ziel gemäß überbetont der Verfasser selbstverständlich die hagiographischen Elemente: der sittenlosen Christenheit seiner Zeit will er den Typ des wahrhaftigen Heiligen gegenüberstellen. Er erwähnt die heilende Tätigkeit der Ärzteschutzpatrone und schildert die Geschichte von der Heilung der Palladia am Schluß des Berichts vom Martyrium von Kosmas und Damian. Von den verschiedenen Legendenvariationen (arabische, römische, syrische und kleinasiatische) mischt der Autor hierbei die arabische und die kleinasiatische Version. Er variiert die Geschichte der angeblich arabischstämmigen Patrone mit der sogenannten Palladia-Episode der kleinasiatischen Legende, derzufolge Damian von einer Frau namens Palladia „manche Geschenk“ für die Heilung empfangen habe, weswegen Kosmas es ihm versagte, mit ihm im gemeinsamen Grab zu ruhen. Die Erzählung von einer erfolgreichen Transplantation – Kosmas und Damian sollen das fehlende Bein eines Weißen durch das eines toten Mauren ersetzt haben – fehlt an dieser Stelle. Letzterer Vorgang ist aus mehreren Darstellungen bekannt; aufgegriffen

wurde er im 15. Jahrhundert von einem schwäbischen Meister (Württ. Landesmuseum Stuttgart), von Ambrosius Franken (Koninklijk Museum Antwerpen) und von Fernando del Rincon (Prado Madrid) im 16. Jahrhundert. In der ungarischen Kosmas-Damian-Ikonographie ist das letztere Thema ebenso unbekannt wie die in der lateinischen Malerei festgehaltene Palladia-Szene (Fra Angelico, Pasellino); die Palladia-Geschichte ist aber in der bereits genannten Form in der ungarischen Legende fixiert. Lediglich am Ende der Legende empfiehlt der Kodex-Verfasser den tödlich Verwundeten im Rahmen einer Benediktion den Anruf von Kosmas und Damian.

Mit der ungarischsprachigen Legende geht die regionale mittelalterliche Verehrung zu Ende; aus späterer Zeit sind lediglich ein Patrozinium (1530 Osztropatak) und ein Altar (1539 Győr) bekannt. Spuren einer Verehrung fehlen dann bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Ihre Wiedererweckung gegen Ende des 17. Jahrhunderts basiert auf einer andersartigen Auffassung, nämlich auf der Religiosität des Barocks mit einer im symbolischen Sinne „weltlichen“ Funktion.

Die Geschichte des Kosmas- und Damian-Kults – aufgezeigt am ungarischen Beispiel – mag an dieser Stelle nicht uninteressant sein, weil sie zugleich das Auftauchen dieser beiden „heilenden Heiligen“ als Symbolfiguren der Medizinischen Fakultät der Leucorea interpretiert. Ein Eintrag im Wittenberger Dekanatsbuch (Abb. 14) weist aus, daß man sie in dieser Eigenschaft durchaus anrief. Daß die Universität Wittenberg zur akademischen Heimstatt einer ungarischen Landsmannschaft wurde und vielen ungarischen Absolventen das dann in der Heimat genutzte Wissen vermittelte, sei hier nur randständig erwähnt. An diese traditionsreiche Verbindung erinnert schließlich ein Symbol ganz anderer Art: ein Glasfenster der Universität Debrecen (Abb. 15) zeigt das alte Wittenberg der Luther- und Melanchthon-Ära und charakterisiert unter diesem Aspekt die Fruchtbarkeit der Wissenschaftsverbindungen in der Reformationsperiode.

Anno m d x i t. Cosma &  
 Damianam Medicorū & Martyrū  
 celebrata est missa solennis in eade omni scilicet  
 ad laudem Dei omnipotentis & duorum Cosma  
 & Damiani Martyrum. Cuius pro laude Dei  
 intererat Ill. princeps Berninus Dei gratia  
 dux primarius &c. ut Rector Universitatis.  
 Egregio viro Dn. Thoma Eschhaus in eadem  
 facultate Doctorū Antesignano. quo admi-  
 fente pro opus prolibat in publicum

Abb. 14  
 Eintrag im Wittenberger Dekanatsbuch

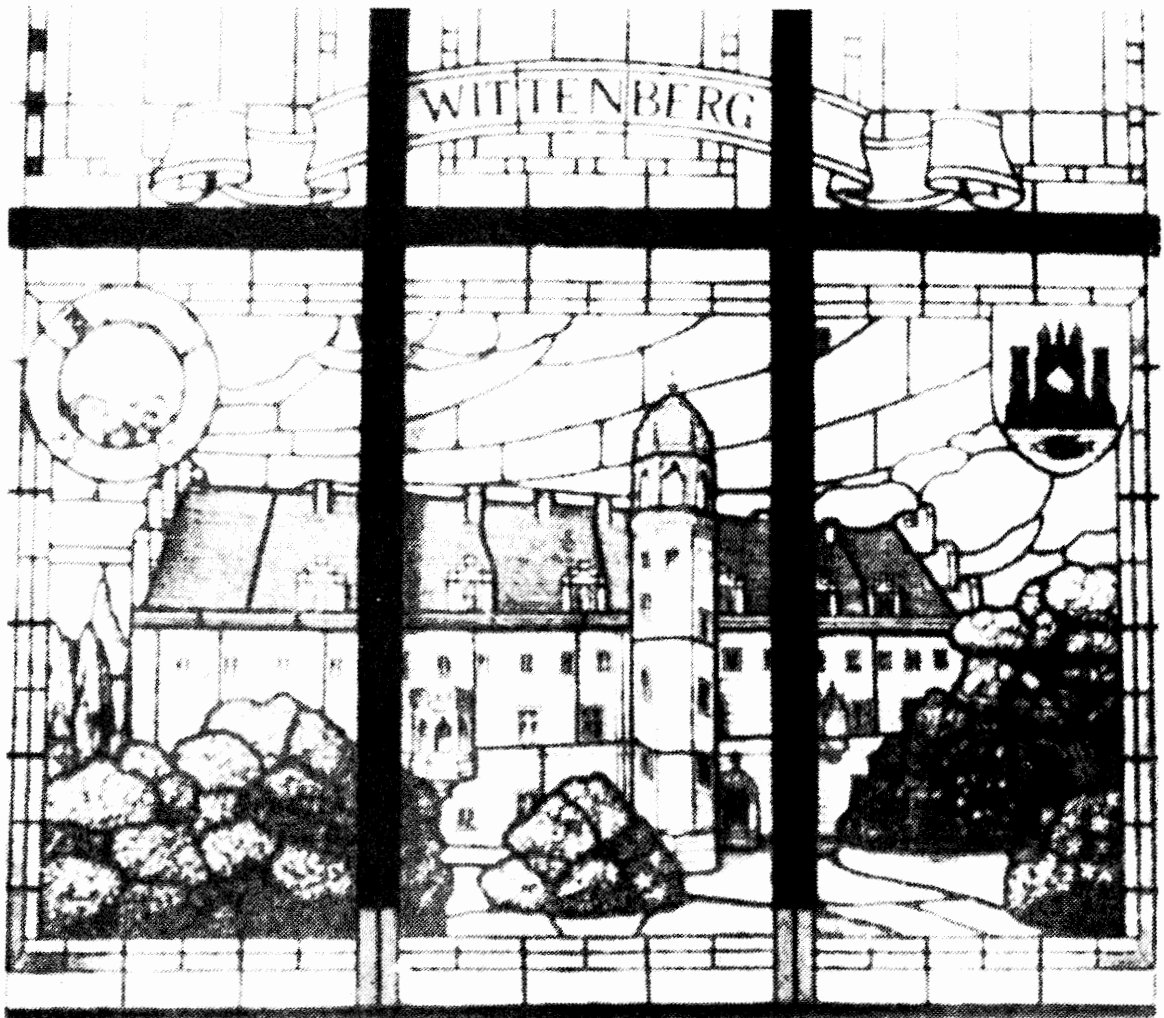


Abb. 15

Glasfenster der Universität Debrecen mit Darstellung von Wittenberg

## B I B L I O G R A P H I E

ADAM, M.: Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion durch die hamburgische und bremische Kirche ... (a. d. Lat. übers. von Carsten Miesegaes); Bremen 1825. ARMELLINI, M.: Le chiese di Roma dal secolo IV. al XIX. (Hrsg. Carlo Cechelli); 3. Aufl. T. 1; Roma 1942. BAETHGEN, F.: Die Curie und der Osten. Deutsche Ostforschung 1 (1942), S. 310 ff. BALASSA, F.: Casulas S. Stephani Regis Hungariae vera imago et expositio; Vienna 1754. BALICS, L.: A római katolikus egyház története Magyarországon (Die Geschichte der römisch-katholischen Kirche in Ungarn). II, Bd. 2; Budapest 1890. BALINT, S.: Kozma és Damján tisztelete a régi Magyarországon (Der Kosmas- und Damiankult im alten Ungarn). Comm. Hist. Art. Med. 64–65 (1972), S. 141–145. BALINT, S.: Unnepi kalendárium (Ein Festkalender), S. 301–305; Budapest 1977. BALOGH, J.: A magyar királyság megalapításának világpolitikai háttérre (Der weltpolitische Hintergrund der Begründung des ungarischen Königtums). Századok 66 (1932), S. 152–168. CZETSCH-LINDENWALD, v.: Kosmas und Damian die beiden „Araberjünglinge“. Dtsch. Apotheker-Ztg. 110 (1970), S. 1999–2001. FLEISCHMANN, M., u. ZALAI, K.: Kozma és Damján a hazatért magyar koronán. (Cosmas und Damian auf der heimgekehrten Krone). Gyógyszerész 1980, 304–308. BEKEFI, R.: A Balaton környékék egyházá és vária a közéjépkorban (Die Kiráen und Burgen der Balatongegend im Mittelalter); Budapest 1907. – Benedek-rend története (Die Geschichte des Sankt Benediktinerordens von Pannonhalma), Bd. I; Budapest 1902. BEUMANN, H., u. W. SCHLESINGER: Urkundenstudien zur deutschen Ostpolitik und Otto III. Archiv für Diplomatik 1 (1955), S. 132–250. BEUMANN, H.: Wissenschaft vom Mittelalter; Köln-Wien 1972. BOCK, F.: Die Kleinodien des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation nebst den Kroninsignien Böhmens, Ungarns und der Lombardei, mit kunsthistorischen Erläuterungen; Wien 1864. BOGYAY, Th. v.: Byzantinische Zeitschrift 45 (1952), S. 421. BRACKMANN, A.: Kaiser Otto III. und die staatliche Umgestaltung Polens und Ungarns. Abhandlung der Preufjischen Akademie der Wissenschaften 1 (1939). BRAUN, J.: Meisterwerke der deutschen Goldschmiedekunst der vorgotischen Zeit, Teil I, 9.–12. Jahrhundert; München 1922. BURCKHARDT, R.: Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Bd. 2, S. 9–14 u. S. 28–44. CSANKI, D.: Magyarország történelmi földrajza a Hunyadiak korában (Ungarns geschichtliche Geographie im Zeitalter der Hunyadis), Bd. 2, S. 616; Budapest 1890. CZOBOR, B.: A magyar Szent Korona és koronázási palást. II. Béla magyar királyi emlékezete (Die ungarische Heilige Krone und der Krönungsmantel, ein Gedenken an den ungarischen König Béla III.), hrsg. Forster, G., S. 109; Budapest 1900. – Debreceni Déri Múzeum Evkönyve (Jahrbuch des Déri-Museums von Debrecen) 1968; Debrecen 1970, S. 145–177. DEER, J.: Die Heilige Krone Ungarns. Wien 1966. DEER, J.: A magyar királysá megalakulása (Die Entstehung des ungarischen Königtums), A Magyar Tudományos Akadémia Evk. (Jahrbuch der Ungarischen Akademie der Wissenschaften), Budapest 1942, S. 1–88. DEHNIG (DEHN), R.: Syntagmatis historicis, seu veterum Graeciae monumentorum de tribus sanctorum anargyrorum Cosmae et Damiani nomine partibus partes duae ... cum interpretatione latina R. P. Simonis Wagnereckii, S. J. R. Dehnius ... 1660, l. r. Syntagmatis in qua agitur de sanctis Cosma et Damiano confessoribus ex Asia, nominis paribus Romanorum scilicet, ac Arabum ...;



Wien 1666. DERCSENYI, D.: A magyar koronázási ékszerek (Die ungarischen Krönungsjuwelen), Műemlékvédelem 22 (1978), S. 98. DUEBNER, L.: De incubatione; Berlin 1900. DEUBNER, L.: Kosmas und Damian. Texte und Einleitung; Berlin 1907. DIEPGEN, P.: Über die Siegel der medizinischen Fakultät ... in Freiberg, Arch. Gesch. Med. 2 (1915), Leipzig. DIVALD, K.: Magyar művészettörténet (Ungarische Kunsthistorik); Budapest 1927. DIVALD, K.: Szepes vármegye művészeti emlékei (Die Kunstandenken des Komitats Szepes), Bd. 1–3; Budapest 1905. EBERSOLT, J.: Les Sanctuaires de Byzance; Paris 1921. ENTZ, G.: Csaroda (kézirat) Magyarország Műemléki Topográfiája. Szabolcs-Szatmár megye topográfichja. OMF kéziratára (Die Denkmäler-Topographie Ungarns. Die Topographie vom Komitat Szabolcs-Szatmár, Archiv der OMF). ENTZ, G.: A középkori Magyarország falfestészetének bizanci kapcsolatairól (Über die byzantinischen Beziehungen in der Wandmalerei Ungarns im Mittelalter). Művészettörténeti Ertesítő (Mitteilung für Kunstgeschichte) 16 (1967). ERDEY, F.: Hipotézis a feldebrői altemplommal kapcsolatban (Eine Hypothese über die Unterkirche von Feldebrö). Műemlékvédelem (XIX), 1975, S. 196–203. ERDMANN, C.: Kaiserliche und päpstliche Fahnen im hohen Mittelalter. Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken. 25, S. 1–48; Rom 1934. Erdy-Kodex (1527). Nyelvelmélet V. Régi Magyar Kódexek és nyomtatványok (Sprachgedenksammlung V. Alte ungarische Kodexe und Drucksachen). Veröff.: György Volf-Lajos Katona; Budapest 1874–1908. – Euchologien (214); Rom 1873. EVERS, G.: Römische Mosaik, Wanderungen durch Rom. S. 415; Regensburg 1897. FEJER, G.: Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus ac civilis I. S. 421–422; Buda 1829. FEJERPATAKY, L.: A Gutkeled biblia (Die Gutkeled-Bibel). Magyar Könyvszemle 14, S. 1892–1893. FERDINANDY, M.: Der heilige Kaiser Otto III. und seine Ahnen; Tübingen 1969. FETTICH, N.: A besztereci románkori aspensorium (Das Beszterecer Aspensorium romanischen Zeitalters). A Nyiregyházi Jósza András Múzeum Evkönyve II. (1959), Jahrbuch des Jósza-András-Museums von Nyiregháza. (1961); S. 33–48. FLOSS, H. J.: Geschichtliche Nachrichten über die Aachener Heiligthümer; Bonn 1885. GEDAI, I.: Anfänge der ungarischen Münzprägerei. 72–73 (1973/74), S. 35–41. (Die Begutachtung des Opponenten). Alba Regia Evk. 14 (1975), S. 249–288. GEREVICH, T.: L' arte antica ungherese. Sonderdruck Ungheria. Pubblicazioni dell' Istituto per l'Europa Orientale, Prima seria 6 (1929). GEREVICH, T.: Magyarország románkori művészete (Die romanische Kunst in Ungarn); Budapest 1938. – Gesammelte Aufsätze. 140 kk; Weimar 1941. GIEYSZTOR, A., S. HERBST u. B. LESNODORSKI: Le Millénaire de la Pologne; Warschau 1964. GIEYSZTOR, A.: Christiana Respublica et la politiqu orientale de l'Empire. Renovatio Imperii. Atti della Giornata Internazionale di Studio per il Millenario. 41; Ravenna 1961 u. 1963. GOMBOS, I. F.: Katalogus Fontium Historiae Hungaricae I. S. 310 u. 421; Budapest 1937–1938. GRAVEN, H.: Die Rektorats- und die Fakultätssiegel der alten Universität Köln. Jahrbuch d. Köln. Gesch. Ver. 17 (1935), S. 18. GREGOROVIVUS, F.: Geschichte der Stadt Rom. 6. Aufl. Bd. I, S. 333; 1922. GROTEFEND, H.: Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Bd. II, Abt. 2 (1898), S. 82. GYÖRFFY, Gy.: István király és műve (König István und sein Werk). S. 137–147 u. S. 549–550; Budapest 1977. GYÖRFFY, Gy.: Krónikáink és a magyar östörténet (Unsere Chroniken und die ungarische Urgeschichte); Budapest 1948. HOLTZMANN, R.: Geschichte der sächsischen Kaiserzeit (900 bis



1024); München 1943. ifj. HORVATH, J.: Legrégibb magyarországi latin verses emlékeink (Unsere ältesten Gedichte lateinischer Sprache aus Ungarn). Irodalomtörténeti Közlemények (1956), S. 1–19. HORVATH, V.: Szent Márton püspökről címzett szepesi székesegyház (Der vom Heiligen Bischof Martin titulierte Dom in der Zips); Lócse 1885. HUIZINGA, J.: The Waning of the Middleage; London 1937. JACOBUS DE VORAGINE: Legenda Aurea, vulgo historia lombardica dicta. Ad optimorum librorum fidem recensuit Th. Graesse. Editio tertia; Vratislava 1890. Reproductio phototypica; Osnabrück 1965. JAHN, R.: Essener Geschichte, Essen 1952. KADAR, Z.: Okereztény és korabizánci művészet (Altchristliche und frühbyzantinische Kunst); Budapest 1959. – Kaiser Otto III. und Ungarn in der neueren Geschichtsschreibung (III. Ottó császár és Magyarország az újabb történetírásban). Századok 78 (1944), S. 1–35. KARACSONYI, J.: A hamis és hibás keltű és keltezetlen oklevelek jegyzéke 1400-ig (Verzeichnis falscher und undatierter Urkunden, bzw. derjenigen ohne Zeitangabe bis 1400); Budapest 1902. KARACSONYI, J.: A magyar nemzetségek a XIV. szd. közepéig (Die ungarischen Stammessippen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts), Bd. 2; Budapest 1901. KISS, L.: Beszterec. Egy lápi kisközség leírása (Beszterec. Die Beschreibung einer kleinen Dorfgemeinde im Moorgebiet). Föld és ember (Erde und Mensch) II; Budapest 1922. KOLBA, J. H., u. T. A. NEMETH: Ötvösművek (Goldschmiedewerkstätten); Budapest 1973. – A korona kilene évszázada. Történelmi források a magyar koronáról (Die neun Jahrhunderte der Krone. Geschichtsquellen über die ungarische Krone), hrsg. Katona, T.; Budapest 1979. KOVACS, E.: Arpá-kori ötvöség (Goldschmiedekunst im Arpaden-Zeitalter); Budapest 1974. KOVACS, E.: Casula Sancti Stephani Regis. Acta Historiae Artium Academiae Scientiarum Hungaricae 5 (1958), S. 181–221. KOVACS, E.: A kornázási palást István király éz Gizella királyné miseruhája (Der Krönungsmantel: ein Messegewand von König István und Königin Gizella). A magyar koronázásijelvények (Die ungarischen Krönungsinsignien); Budapest 1980. KOVACS, L.: A budapesti lándzsa (Die Lanze von Budapest). Folia archaeologica 21 (1970), S. 127–146. KOZAK, K.: A zalaszántói templon feltárása és környékének középkori története (Die Freilegung der Kirche von Zalaszántó und die mittelalterliche Geschichte ihrer Umgebung). Archeologica Ertesítő 87 (1962), S. 225. Közlemények a Nemzeti Múzeum Erem – és Régiségtárából (Mitteilungen aus dem Münzkabinett und der Antiquitätensammlung des Nationalmuseums) I. Nr. 1 (1916), S. 53. KURTH, B.: Seltene Legendenszenen auf einem spätgotischen Altarflügel. Zeitschrift für bildende Kunst 63 (1929/30), S. 234. KÜNSTLE, K.: Ikonographie der christlichen Kunst. Bd. 2; Freiburg i. Br. 1928. LE GOFF, J.: La civilisation de l'Occident médiéval. S. 22; Paris 1964. LEOPOLD, A.: Szent István király ikonográfiája. Emlékkönyv Szent István király halálának kilencszázadik évfordulójára (Sankt Stephans Ikonographie. Ein Gedenkbuch anlässlich der neunhundertjährigen Jahreswende Sankt Stephans/Ableben/), hrsg. J. Serédy, 3 Bd.; Budapest 1938. LEVARDY, F.: Feldebrö: Kelet vagy Róma? (Feldebrö: Ost oder Rom?). Műemlékvédelem XX (1976), S. 145 bis 151. LEVARDY, F.: A „feldebrői feltevések” értelme (Sinn der „Feldebröer Voraussetzungen“). Válasz Tóoth S.-nak (eine Antwort an S. Tóoth), Műemlékvédelem XXI (1977), S. 129–135. LINAGE CONDE, A.: Monasterios altomedievales espanioles de los santos Cosme y Damian. Cuad. Hist. Med. Espan. 9 (1970), S. 15–74. LIPPELT, H.: Thietmar von Merseburg; Köln-Wien 1973. LOVAG, Zs.: A

magyar koronázási jelvények (Die ungarischen Krönungsinsignien), hrsg. v. Ungarischen Nationalmuseum, Budapest 1978, S. 29. LUDAT, H.: Piasten und Ottonen. An Elbe und Oder um das Jahr 1000. Skizzen zur Politik des Ottonenreiches und der slavischen Mächte in Mitteleuropa; Köln-Wien 1971. LUKINICH, I.: II. Sylvester pápa (Papst Sylvester II.); Kolozsvár 1901.. MAAS, P., u. L. DEUBNER: Kosmas und Damian. Byzant. Zeitschrift 17 (1908), Leipzig, S. 606. – A Magyar Anjou-Legendárium (Das ungarische Anjou-Legendarium); Faksimile-Ausgabe (Einleitung, Zusammenstellung der Legendentexte v. F. Lévardy); Budapest 1973. – Magyarország vármegyéi és városai (Die Komitate und die Städte Ungarns). Nyitra vármegye (Das Komitat Nyitra), hrsg.: Sziklay, S., u. S. Borovszky; Budapest o. J. – Magyarország vármegye monográfiája (Die Monographie des Komitats Szabolcs); Budapest 1900. MATRAY, J.: Keresztneveink. Szentek, vértanúk, névnapok (Unsere Vornamen. Heilige, Märtyrer, Namenstage); Budapest 1960. MAYER, Th.: Papsttum und Kaisertum im hohen Mittelalter. Historische Zeitschrift 187 (1959), S. 1–53. MESTERHAZY, K.: Adatok a bizánci kereszténység elterjedéséhez az Apárdkori Magyarországon (Daten zur Verbreitung des byzantinischen Christentums im Ungarn der Arpadenzeit). MIHALIK, J.: A kassai Szent Mihály képolna (Die Sankt-Michael-Kapelle von Kaschau); Kassa 1904. MIHALYI, E.: Pannohalma. MORAVCSIK, Gy.: Bizánc és a magyarság (Byzanz und das Ungartum); Budapest 1953. MORAVCSIK, Gy.: Görög nyelvű monostorok Szent István korában (Monasterien griechischer Sprache in Istváns Zeitalter). Szent István Emlékkönyv (Sankt Stephans Gedenkbuch) III; Budapest 1938. MORAVCSIK, Gy.: A magyar Szent Korona a filologiai és történeti kutatások megvilágításában (Die ungarische heilige Krone im Licht philologischer und geschichtlicher Forschungen). Szent István Emlékkönyv (Sankt Stephans Gedenkbuch) III; Budapest 1938. – A Pannonhalmi Szent Benedekrend története (Geschichte des Sankt Benediktinerordens von Pannohalma) XII B. Az elenyészett bencés apátságok (Die verfallenen Benediktinerabteien), hrsg.: Sörös, P., S. 183–184, Budapest 1912. PAULER, Gy.: A magyar nemzet története az Arpádházi királyok alatt (Die Geschichte der ungarischen Nation während der Herrschaft der Arpaden-Dynastie); Budapest 1893. PAULSEN, P.: Flügellanz. Zum archeologischen Horizont der Wiener Sancta Lancea. Frühmittelalterliche Studien 3 (1969), S. 289 ff. POGANY, F.: Róma; Budapest 1967. PRAY, G.: Diatribe; Posonii et Cassoviae 1777. – Privatarchiv des Hauptdomkapitels von Esztergom. Lad. 24, fasc. 2, Nr. 12. PUSKAS, L.: A magyar falfestészet Arpádkori emlékei (Andenken der ungarischen Wandmalerei aus der Arpadenzeit); Budapest 1932. RADOCSAY, D.: Falképek a középkori Magyarországon (Wandgemälde im mittelalterlichen Ungarn); Budapest 1977. RADOCSAY, D.: A középkori Magyarország falképei (Die Wandgemälde Ungarns im Mittelalter); Budapest 1954. RADOCSAY, D.: A középkori Magyarország faszobrai (Die Holzstatuen des mittelalterlichen Ungarn); Budapest 1964. RADOCSAY, D.: A középkori Magyarország táblaképei (Die Tafelbilder des mittelalterlichen Ungarn); Budapest 1955. – Régi magyar kódexed és nyomtatványok (Alte ungarische Kodices und Drucksachen). Veröff.: V. Gy. Katona L. I–IX; Budapest 1874–1908. Nyelvemléktár (Archiv für Sprachdenkmäler) V, S. 328. RUPP, J.: Magyarország helyrajzi története (Die topographische Geschichte Ungarns). I; Pest 1870. RYNES, V.: Über den St. Kosmas- und Damian-Kult in Böhmen. Zur Geschichte der Pharmazie (Mitt. Internat. Ges.

Pharmazie) 14 (1962), Nr. 1, S. 5–7. SASVÁRY, L.: Emlékek és adatok az ingenyörvosok tiszteletére a magyarországi ortodoxok és görögkatolikusok köréből (Andenken und Daten über den Kult der Gratis-Ärzte aus dem Kreis der Orthodoxen und Griechisch-Katholiken Ungarns). *Comm. Hist. Artis Med.* 87–88 (1979), S. 65–78. SCHADEWALDT, H.: Heilige in der Medizin. *Dtsch. Ärzteblatt* 77 (1980), S. 922–924 und 997–1006. SCHRAMM, P. E.: Herrschaftszeichen und Staatssymbolik. *Monumenta Germaniae Historica. Schriften XIII/2*, S. 579. SCHRAMM, P. E.: Kaiser, Basileus und Papst in der Zeit der Ottonen. *Historische Z.* 129 (1924), S. 424–475. SCHRAMM, P. E.: Kaiser, Rom und Renovatio. I–II; Leipzig-Berlin 1929. SCHREIBER, G.: Christlicher Orient und mittelalterliches Abendland. *Oriens Christianus* 39, Ser. 4, Bd. 3 (1955). – *Scriptores Rerum Hungaricum tempore ducum regumque stirpis Arpadianae gestarum*, hrsg.: Szentpétery, E.; Budapest 1937/38. SERGENT, J.-P.: Une broderie à l'effigie des saints Côme et Damien. *Hist. Pharmacie* 21 (1972), S. 13–14. SZENTPÉTERY, I.: Az Arpád-házi királyok okleveleinek kritikai jegyzéke (Urkundenregister von Königen der Arpaden-Dynastie mit kritischen Bemerkungen). Bd. 1; Budapest 1923. THUROCZY, J.: A magyarok krónikája (Chronik der Ungarn). TIBUS, A.: Gründungsgeschichte der Stifter, Pfarrkirchen, Klöster und Kapellen im Bereich des alten Bisthums Münster . . . Th. 1; Münster 1885. TOTTH, E.: Zur Ikonographie des ungarischen Krönungsmantels. *Folia Archeologica* 24 (1973), S. 219–240. TOTTH, M.: Az Arpád-kori falfestészet (Die Wandmalerei in der Arpadenzeit); Budapest 1974. TOTTH, S.: Feldebröröl hipotézisek nélkül (Über Feldebrö ohne Hypothesen). *Müemlékvédelem XXI* (1977), S. 29 bis 39. TOTTH, Z.: A Hartvik-legenda kritikájához (Zur Kritik der Hartvik-Legende). A szent korona eredetkérdése (Die Entstehungsfrage der heiligen Krone); Budapest 1942. UHLIRZ, M.: Jahrbücher des Deutschen Reiches unter . . . Otto II. S. 983–1002; Berlin 1954. UHLIRZ, M.: Kaiser Otto III. und das Papsttum. *Hist. Z.* 162 (1940), 258–268. VACZY, P.: Magyarország kereszténysége a honfoglalás korában (Das Christentum Ungarns im Zeitalter der Landnahme). *Szent István Emlékkönyv (St. Stephans Gedenkbuch) I*, S. 257. VIDA, M.: A gyógyító-védsszentek magyarországi topográfiája (Die Topographie der heilenden Schutzheiligen in Ungarn). Datensammlung des Semmelweis-Museums für Med.-Gesch.; Budapest, 693–78. VIDA, M.: Die Ikonographie der heilenden Heiligen in der Malerei von Ungarn (Vortrag). Plovdiv 1978, Internat. Kongr. f. Gesch. d. Med.; Plovdiv 1978. VIDA, M.: A Kozma és Damján tisztelet irásos és tárgyi emlékei Magyarországon (Schriftliche und ikonographische Quellen des Kosmas- und Damian-Kults in Ungarn). *Comm. Hist. Artis Med.* 89–91 (1981). VIDA, M.: Die medizinische Praxis und die Ikonographie der heilenden Heiligen in der ungarischen Wandmalerei (13.–15. Jahrhundert). *Comm. Hist. Art. Med.* 87–88 (1979), S. 13–63. VIDA, M.: Die medizinische Praxis und der Kult der Heilpatrone in Ungarn im XIV. Jahrhundert (Vortrag); Prag 1978. VIDA, M.: Szent Kozma és Damján magyarországi tiszteletének eredete és értelmezése (11.–14. század) (Ursprung und Deutung der Verehrung der Heiligen Kosmas und Damian in Ungarn). *Századok* 115 (1981), S. 340–367. VIDA, M.: Ursprung und Deutung der Verehrung der heiligen Kosmas und Damian in Ungarn (11.–14. Jh.). *Comm. Hist. Art. Med.* 89–91 (1981). WEHLI, T.: Az admonti biblia (Die Bibel von Admont); Budapest 1977. WEYH, W.: Die syrische Kosmas- und Damian-Legende. 14. P. Programm d. K. Humanist. Gymn. 1909/10 (1910);

Sáweifurt. WEYH, W.: Die syrisae ... Berliner Philol. W.schr. 30 (1910), Sp. 1286 f. WILPERT, J.: Die römischen Mosaike und Malereien der kirchlichen Bauten vom IV.–XXII. Jahrhundert. Bd. 2; Freiburg 1917. WITTMANN, A.: Kosmas und Damian. Kulturausbereitung von Volksdevotion; Berlin 1976. – A Zichy és vásonkeői Zichy-Család idős ágának okmánytára (Die Urkundensammlung des älteren Zweiges der Familie Zichy von Zichy und Vásonkeő). I–XII, Bd. 1, S.11–12; Bd. 2, S. 426–427; Budapest 1871–1931. ZOLNAY, L.: Kincses Magyarország (Ungarn: ein Schatz); Budapest 1979. ZOLNAY, L.: Pénzverök és ötvösök a románkori Esztergomban (Münzpräeger und Goldschmiede in Gran im Romanischen. Archeologiai Ertesitö (Archäologische Mitteilungen) 92 (1965), S. 153–155.

**VERFASSER:**

Dr. phil. MARIA VIDA, Semmelweis-Bibliothek Budapest, 1137 Budapest, Török utca 12

## Medizinische Promotionen an der Universität Wittenberg in der Vorreformationszeit

Der Stand unseres Wissens über die Medizin an den deutschen Universitäten des 16. Jahrhunderts ist aus einer Reihe von Gründen lückenhaft. Ungünstige Quellenlage, unzureichende Erschließung, unvollständige und unzuverlässige Edition von Primärquellen sind daran ebenso beteiligt wie eine ungenügende Nutzung der weit verstreuten Sekundärliteratur.

Für die Medizingeschichte Wittenbergs stehen an gedruckten Quellen vor allem die Universitätsmatrikel [21], das Urkundenbuch [25] und die Universitätsgeschichte von Walter Friedensburg (1855–1938) zur Verfügung [23]. Die Fakultätsgeschichte von Rudolf Disselhorst (1854–1930) bringt mehr Fehler als neues Material [18], während in einer 1980 vorgelegten Studie zur *Ars medica Vitebergensis* [33] dem 16. Jahrhundert nur wenige Seiten gewidmet sind und besonders die Frühgeschichte nur kurz behandelt wird. Insgesamt besitzen wir wenig sichere Kenntnisse über die Anfänge der Medizin an der Universität, obgleich es mehrere Publikationen über Pollich von Mellerstadt (um 1450–1513) und Mitteilungen über Wittenberger Mediziner der frühen Periode gibt [41]. Eine Zusammenfassung der wichtigsten Fakten und ihre Ergänzung anhand bisher nicht ausgewerteter oder nicht bekannter Quellen ist daher wohl gerechtfertigt.

Auch für die Medizin bedeutet das Jahr 1517 eine Zäsur, denn mit Peter Burchard (gest. 1526) kam 1518 nicht nur ein namhafter Ordinarius in die Fakultät, sondern es wurden ihr auch neue Lehrkräfte zugeführt, die zum Vorschreiten der Wittenberger Medizin beigetragen haben.

### Kurzer Abriss der Fakultätsgeschichte zwischen 1502 und 1517

Der medizinische Lehrbetrieb Wittenbergs begann nach der Eröffnung der Universität am 18. Oktober 1502 mit Martin Pollich, der in Leipzig durch eine Reihe von Publikationen hervorgetreten war. Es soll hier nicht von seinem Streit über die Ursachen der Syphilis, über seine Stellung zur Astrologie und zum Frühhumanismus – über die es einander widersprechende Auffassungen gibt, die zuletzt von Eis [19] aus moderner Sicht interpretiert wurden – und von seiner Leipziger Edition der „Anathomia“ des Mondino dei Luzzi, die Nikolaus Mar-

schalk (um 1470–1525) später aus Wittenberg mit nach Rostock nahm und für seine Neuausgabe von 1514 benutzt hat [43], berichtet werden.

Pollich hat als Gründungsrektor neben vielen anderen Amtsgeschäften, die er zu führen hatte, die erste Promotion an der Universität überhaupt geleitet und noch im Herbst 1502 den Freiburger Magister Bernhard Schiller († 1533 34) zum Doktor der Medizin promoviert. Obgleich er schon 1503 theologischer Lizentiat, kurz darauf Doktor und danach mehrfach Dekan der theologischen Fakultät wurde [20], hielt er trotzdem noch Vorlesungen in der medizinischen Fakultät. So begegnet er uns im Rotulus Scheurl [25], dem ersten nach Bologneser Vorbild gedruckten Vorlesungsverzeichnis für das SS 1507, als medizinischer Extraordinarius. Weitere Vorlesungsankündigungen aus der Frühzeit sind bisher nicht gefunden worden und gingen wohl verloren; auch anderswo sind solche Dokumente nur zufällig und als Unika erhalten geblieben, wie der von Sudhoff [47] veröffentlichte Leipziger Vorlesungszettel Konrad Tocklers († 1530) vom WS 1506/07 beweist. Pollich ist nie Ordinarius der Medizin gewesen, denn sowohl die Matrikel als auch das medizinische Dekanatsbuch [1] verzeichnen Johannes de Bel im WS 1504/05 als ersten Ordinarius.

Wenn es auch nicht so lange dauerte, wie noch Grohmann [26] in seiner Universitätsgeschichte meinte, so konnte doch die medizinische Fakultät nur langsam mit ordentlichen Lehrkräften besetzt werden. Wie Friedensburg aus den Akten ermittelte, kam zunächst der Zwickauer Stadtarzt Erasmus Stuler († 1521), den Pollich aus seiner Leipziger Zeit kannte und nach Wittenberg holen wollte, nicht. Johannes de Bel hatte sein im WS 1504/05 angetretenes Amt wohl nur ein Jahr inne, denn im WS 1505/06 war er nicht mehr in Wittenberg. Der Leipziger Johannes Schwabe († 1517) kann im WS 1506/07 und lehrte noch im SS 1507 gleichzeitig mit dem im SS 1507 in der Matrikel stehenden, im Rotulus Scheurl aber noch nicht genannten Theodoricus Bloch († 1524). Hierfür spricht die Schilderung Wittenbergs durch den Magister Andreas Meinhardi [29]. Schwabe scheint aber bereits im SS 1507 Wittenberg wieder verlassen zu haben, so daß Bloch allein lehrte; anders ist jedenfalls nicht zu deuten, daß der Rektor Scheurl am 18. August 1507 – allerdings vergeblich – dem Freiburger Stadtarzt Ulrich Rülein († 1523?) ein Ordinariat anbot. In der älteren Literatur wird Schwabes erstes Ordinariat nicht erwähnt. Daraus ist zu folgern, daß für die Darstellungen der Fakultätsgeschichte die Matrikel nicht benutzt worden ist. Andererseits hängen Sennert [44] und Boerner [11] eindeutig von Suevus [50] ab; das beweist der gleiche Datierungsfehler in ihren Doktorlisten, von dem noch die Rede sein wird, und die Tatsache, daß beide die von Suevus in seiner Aufstellung vergessene Doktorpromotion des Johannes Rhagius-Aesticampianus am 13. September 1518 auch „übersehen“ haben!

Nachdem Schwabe 1507 und nach ihm Bloch (1511?) Wittenberg verlassen hatten, besaß die Fakultät erneut keinen ordentlichen Lehrer (Brief Scheurls vom 28. Oktober 1511), so daß im WS 1511/12 eilig Udalricus Erbar († 1512) promoviert und zum Ordinarius ernannt wurde. Doch auch er konnte nur ein knappes Jahr in seinem Amt wirken, weil er Ende des SS 1512 als Rektor von einem relegierten adligen Studenten überfallen wurde und am 11. Oktober 1512 an den erlittenen Verletzungen starb.

Die schon erwähnten Vakanzen zwischen den kurzen Ordinariaten von de Bel

und Schwabe sowie von Bloch und Erbar wurden offensichtlich von Pollich zusammen mit Bakkalaureen, Lizentiaten und Doktoren überbrückt, jedenfalls lief der akademische Betrieb weiter und Pollich steht 1511 und 1512 als Promotor im Dekanatsbuch. Anschließend finden sich einige Jahre keine Eintragungen. Die Verhandlungen über die Wiederbesetzung des Ordinariats nach Erbars Tod zogen sich hin. Ein von Simon Pistoris empfohlener, namentlich nicht genannter Mediziner sollte sich in Wittenberg vorstellen, am 13. Oktober 1513 lehnte Gregor Kopp aus Magdeburg ab und am 9. Dezember 1513 waren Schwabe und Bloch in der Diskussion. Den Briefkonzepten Scheurls [9, 45] ist zu entnehmen, daß er am 26. Oktober 1513 versucht hat, Bloch nach Nürnberg zu ziehen, doch schien Bloch weder gewillt nach Nürnberg, noch zu den alten Bedingungen nochmals nach Wittenberg zu gehen. Der Tod Martin Pollichs am 27. Dezember 1513 zwang dann zu schneller Entscheidung, die Schwabe Ende 1513 oder Anfang 1514 auf sein zweites Wittenberger Ordinariat führte. Im SS 1514 ist Schwabe bereits Rektor. Doch war nur ein Ordinariat damit besetzt, während die Statuten vom 15. November 1508 zwei Lehrstühle vorsahen. Durch Krankheit war auch Schwabe keine längere Wirksamkeit beschieden. So vermerkt der Rektor des WS 1516/17 in der Matrikel Schwabes Tod an einer nicht ansteckenden Krankheit. Neue Bemühungen um einen Nachfolger Schwabes blieben bis zum 29. September 1518 vergeblich. Am 26. April 1517 waren Stuler (Zwickau), Bloch (Magdeburg) und Tockler (Leipzig) genannt worden, dann konzentrierte man sich darauf, Tockler zu gewinnen (Briefe vom 8. Februar und 11. Juni 1518). Das SS 1518 war fast zu Ende, als Peter Burchard aus Ingolstadt kam, dessen Rolle als Rektor des SS 1520 in der reformationsgeschichtlichen Literatur ausführlich dargestellt ist. Nur durch die unter Simon Steyn († nach 1538) 1511 und 1518 sowie unter Christophorus Jodoci 1511 promovierten Ärzte wissen wir von der Anwesenheit von Professoren in Wittenberg zu einem Zeitpunkt, an dem ein Ordinarius fehlte.

So bleibt abschließend nur festzustellen, daß zwei Todesfälle und drei andere Abgänge bei fehlender Bereitschaft graduerter Ärzte, in das für einen praktizierenden Mediziner nicht attraktive kleine Wittenberg zu kommen, dahin führten, daß die Fakultät vom Herbst 1502 bis Herbst 1504, vom Herbst 1505 bis Herbst 1506, vom Herbst 1512 bis Ende 1513 und dann noch einmal vom Frühjahr 1517 bis zum Herbst 1518 ohne ordentlichen Lehrer war. Bis zu seinem Tod 1513 ließ sich Pollich mehrfach in die Pflicht nehmen und sicherte im Zusammenwirken mit jüngeren Lehrkräften die Kontinuität, sicher nicht immer die Qualität der Ausbildung.

### **Besetzungssituationen anderer medizinischer Fakultäten**

Bevor über die Promotionen in Wittenberg berichtet wird, soll noch ein Vergleich mit anderen Universitäten versucht werden. Ich beschränke mich auf einige charakteristische Angaben und statistisches Material, soweit es aus der vorliegenden Literatur abgeleitet werden kann.

Während Basel [14] bis 1534 nur ein Ordinariat hatte, verfügten Heidelberg, Ingolstadt [22] und Freiburg [42] beispielsweise statutenmäßig über zwei Lehrstühle. Im medizinischen Alltag traten aber die gleichen Probleme auf. So gab

es durch Beurlaubungen und Abgänge Vakanzen z. B. in Freiburg (1503–1505, 1512) und in Heidelberg (1503/04 ohne Lehrer). Universitätsverlegungen und Flucht des Lehrkörpers wegen der Pest waren an der Tagesordnung und häufiger Wechsel der Lehrer war keine Wittenberger Besonderheit. Im Vergleich mit größeren Universitätsstädten wie Leipzig, Erfurt oder Köln war das kleine Wittenberg allerdings dadurch im Nachteil, daß man nicht auf graduierte Ärzte der Stadt zurückgreifen und sie in den Lehrkörper rezipieren konnte.

In Leipzig wurden zwischen 1409 und 1509 10 Doktoren promoviert und 15 rezipiert. Zwischen 1460 und 1509 sowie zwischen 1509 und 1523 fand jeweils nur eine Doktorpromotion statt. Im gesamten Zeitraum erlangten 29 Magister das medizinische Bakkalaureat. Als 1509 zwei Studenten ohne Magistertitel zur Bakkalaureatsprüfung zugelassen wurden, weil die Fakultät „*mit ihrem Dozentenmaterial von der Hand in den Mund*“ lebte (Sudhoff), entschloß man sich nach heftigen Auseinandersetzungen zur Statutenänderung, um das künftig zu verhindern.

In Erfurt war die Fakultät um 1500 überbesetzt, obgleich zwischen 1460 und 1522 keine Doktorpromotion stattfand. Die Lehrer waren in Padua, Ferrara, Siena, Basel und Mainz promoviert und danach in Erfurt rezipiert worden. Innerhalb kurzer Zeit änderte sich die Situation völlig, als zwischen 1500 und 1510 vier von sechs Medizinern Erfurts starben, einer Erfurt verließ und der übriggebliebene 1513 auch noch starb [3, 35]. Dieser Aderlaß konnte durch fünf Rezeptionen zwischen 1500 und 1521 nur teilweise ausgeglichen werden. Danach erlebte Erfurt eine große Krise und zwei Jahrzehnte später war man in der traurigen Situation, daß man zu einer Promotion den Halberstädter Physikus holen, für einen Tag rezipieren und die Promotion vornehmen lassen mußte [40].

In Ingolstadt fanden dagegen zwischen 1500 und 1510 zehn und zwischen 1511 und 1520 nochmals 12 Doktorpromotionen statt [22], in dem zum Vergleich mit Wittenberg gewählten Zeitraum zwischen 1502 und 1517 waren es 17 Promotionen.

Da an den meisten Universitäten Fakultätsmatrikeln nicht geführt wurden oder nicht erhalten blieben, lassen sich kaum verläßliche Angaben über die sicher niedrige Studentenfrequenz der medizinischen Fakultäten machen. Rückschlüsse auf die Anziehungskraft der Universitäten lassen sich dagegen beim Vergleich der Immatrikulationen in bestimmten Zeiträumen ziehen. So wichtig quantitative Untersuchungen in universitätsgeschichtlicher Hinsicht sind, so scheint mir beim Stand unserer Kenntnisse über die Promotionen an den medizinischen Fakultäten und die verschiedenen sie beeinflussenden Faktoren der Zeitpunkt zu früh zu sein, um daraus Rückschlüsse auf die Fakultäten ziehen zu können.

### **Medizinische Promotionen an der Universität Wittenberg 1502–1517**

Nach der erstmalig von Suevus nach dem Dekanatsbuch aufgestellten und von Sennert und Boerner nur modifizierten Liste fanden in Wittenberg in der Vorreformationszeit 9 Promotionen zum Doktor der Medizin statt. Lizentiaturen wurden nicht eingetragen und die Bakkalaureate sind bisher nicht ermittelt worden. Das Dekanatsbuch enthält sehr wenig Eintragungen über andere Ereig-



nisse, keine Hinweise auf den halbjährlichen Dekanatswechsel und keinerlei Notizen aus den beiden Amtsperioden Schwabes, von denen die erste allerdings in das Pestjahr 1506 fiel, in dem die Universität vom 4. Juli bis zum 9. Dezember nach Herzberg umgezogen war. Die Feststellung Alands [4] über die Häufigkeitsunterschiede der Promotionszahlen in den höheren Fakultäten und die daraus abgeleitete Meinung, die Medizin sei in Wittenberg ein Stiefkind gewesen, trifft nicht nur für Wittenberg, sondern auch für alle anderen Universitäten im deutschen Sprachgebiet in jener Zeit zu. Die Bemerkung Alands, daß die in den Akten genannten Zahlen mit den Eintragungen im Dekanatsbuch nicht übereinstimmen, gilt auch für die Medizin.

Die vergleichsweise hohen Promotionszahlen Wittenbergs finden zum Teil ihre Erklärung in der im Patent vom 24. August 1502 [32] verkündeten befristeten gebührenfreien Promotionsmöglichkeit – die auch Frankfurt 1506 anbot –, die ein Anreiz für auswärtige Studenten und Bakkalare der Medizin war, ihr Studium in Wittenberg fortzusetzen und die teuren akademischen Grade der Medizin kostenlos zu erlangen. Die bisherige Liste bedarf der inhaltlichen Ergänzung durch die Bakkalaureate und Lizentiaturen und einer kalendarischen Korrektur. Möglichkeiten zur Ergänzung ergeben sich aus dem Dekanatsbuch und durch zwei datierte Promotionsreden von Theodoricus Bloch in der Handschriftenabteilung der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel [2], über die an anderer Stelle berichtet wird.

Die neun Doktorate zwischen 1502 und 1511 erhielten 1502 Bernhard Schiller (unter Pollich), 1504 Jacobus Lausthein und Validus Eberhardus de Bel (unter Johannes de Bel), 1510 Simon Steyn und Christophorus Jodoci (unter Bloch) und auf 1511 sind die Promotionen von Philippus Egranus (= Culmacher) (unter Steyn), Udalricus Erbar (unter Pollich), Hieronymus Cingulatoris (= Gürtler) (unter Erbar) und Sebastian Berenringk (unter Pollich) datiert. Am 13. September 1518 wurden Thomas Eschhaus, Martinus Berger und Alexius Neumann (alle unter Steyn) promoviert. An dieser Stelle ist Johannes Aesticampianus (= Rha- gius) zu ergänzen.

Bakkalaurei wurden Thomas Eschhaus (WS 1504/05 unter de Bel senior), Michael Fabri aus Rothenburg (1511 unter Steyn), Hieronymus Beyr aus Zwickau (28. Juli 1511 unter Christophorus Jodoci) sowie Nicolaus Moller und Augustinus Schurff (13. September 1518 unter Steyn).

Durch die Blochschen Reden sind die Doktorpromotionen von Steyn und Jodoci auf den 17. April 1510 und die Lizentiatenpromotion Steyns auf den 14. Juni 1509 zu datieren.

Steyn machte aber auch sein Bakkalaureat in Wittenberg, obgleich es darüber keine Aufzeichnungen gibt. Er ist im Rotulus Scheurl unzweideutig als med. bacc. Vitebergensis bezeichnet und muß sein Examen zwischen dem 13. Dezember 1505 und dem 1. Mai 1507 gemacht haben (SS 1506 oder WS 1506/07 in Herzberg, unter Schwabe?).

Zum anderen ist der spätere Erfurter Mediziner Wendelin Baghus im SS 1504 in Wittenberg immatrikuliert und am 28. September 1508 in Mainz zum Doktor promoviert worden. Bei seiner Rezeption in Erfurt nennt er sich u. a. „baccalarius Witteburgensis“ [35], sein Wittenberger Examen fand also nach dem SS 1504 und vor seinem Abgang nach Mainz statt.

Weiterhin sind bisher das Bakkalaureat von Martin Berger und die Lizentiaturen

von Berger und Thomas Eschus nicht nachzuweisen. Das Bakkalaureat machte Berger nach seiner Magisterpromotion frühestens 1508, die Lizentiatur vor seiner Promotion im SS 1518. Eschus erwarb den Lizentiatentitel, den er bei seiner Promotion zum Doktor im SS 1518 führte, nach dem 1. Mai 1507.

Für Petrus Koenradt (Conradi), den späteren Erfurter Mediziner, der auch am 28. September 1508 in Mainz promoviert wurde, ist ein Wittenberger Bakkalaureat möglich. Er wurde nach Studien in Erfurt im WS 1502/03 in Wittenberg immatrikuliert und 1503 als Erfurter Magister in die Artistenfakultät rezipiert. Auch er hat vermutlich einige Zeit in Wittenberg medizinische Vorlesungen gehört.

Bis 1518 sind im Dekanatsbuch alle Eintragungen mit einer Ausnahme nicht genau datiert. Exakteren Angaben sind damit ohne neue Quellen Grenzen gesetzt. Aus der Reihenfolge der Promotionen und der Dekanate sind jedoch Eingrenzungen möglich, weil das auf den 28. Juli 1511 datierte Bakkalaureat von Beyr (unter Christophorus) zwischen den Promotionen unter Steyn und Pollich liegt, auf die nochmals Erbar und Pollich als Promotoren folgen. Alle diese sind bisher auf 1511 datiert worden. Das ist richtig für die beiden Examina von Egranus und Fabri (Dekanat Steyn im Frühjahr des WS 1510/11). Dann folgt Beyr im SS 1511. Anschließend sind drei Eintragungen ohne Datum vorgenommen worden, doch enthält die letzte Notiz von Pollichs Hand die Worte „eodem anno“. Von Suevus bis Boerner haben alle dieses „eodem anno“ auf die obenstehende Jahreszahl 1511 bezogen. Ein Blick in die Matrikel zeigt, daß der aus Leipzig kommende Magister Berenringk aber erst im SS 1512/13, und zwar Ende Oktober 1512 unter Küchenmeister in Wittenberg immatrikuliert ist! Kurz zuvor war Erbar gestorben und die Promotion durch Pollich findet so zwangsläufig ihre Erklärung. Das „eodem anno“ bezieht sich also auf das Jahr 1512 und die Promotion des Hieronymus Cingulatoris durch Erbar, bei der die Jahresangabe wohl vergessen wurde.

Da Cingulatoris im SS 1511 immatrikuliert wurde und seine Promotion nach den meisten Angaben der Literatur im nächsten Jahr erfolgte, wird diese These erhärtet. Die Entscheidung, ob sie im Frühjahr des WS 1511/12 oder im SS 1512 (also zwischen dem 1. Mai und dem Überfall auf Erbar) erfolgte, muß offenbleiben. Da Erbar im Sommer Rektor war und sich kein Hinweis darauf findet, ist die Promotion vor dem 1. Mai 1512 wahrscheinlicher.

Von den Doktoren der Jahre 1502–1517 gelangte nur Erbar auf ein Wittenberger Ordinariat. Steyn und Christophorus Jodoci wurden in die Fakultät kooptiert und amtierten als Dekane, dagegen sind die Spuren von Lausthein, Egranus und Berenringk verweht. Für sie war Wittenberg nur Promotions- und Durchgangsstation. Sie zogen wohl wie de Bel junior (Physikus in Stettin) und Cingulatoris (Stadtarzt in Thorn 1515–1558) gut dotierte Stadtarztstellen einer akademischen Tätigkeit vor, die sie als Magister der Artistenfakultät (Egranus und Berenringk in Leipzig) kannten. Nur Steyn ist nach zeitweiliger Abwesenheit noch einmal zurückgekehrt und fungiert Ende des SS 1518 als Promotor, vielleicht nur aushelfend wie zuvor Pollich. Im Dezember 1520 ist er (wieder oder noch?) in Wittenberg, sitzt aber als Theologiestudent und Inhaber einer Domherrnstelle in Altenburg in einem Kolleg Luthers. Akademische Karriere machte Bernhard Schiller in Freiburg, wo er schon zuvor als Artist gelehrt hatte. Er war nach seiner Promotion höchstens bis zum Sommer 1503 in Wittenberg, denn im September bemühen sich einflußreiche Hörer in Freiburg bereits um eine Anstel-

lung für ihn, die er auch erhielt. Von 1505 bis zu seinem Ausscheiden 1520 war er Freiburger Ordinarius. Sein Leben endete in einer Basler Irrenanstalt, da ihn weder Paracelsus in Basel [5] noch sein als Autor einer Schrift über den Englischen Schweiß bekannt gewordener Sohn heilen konnte. Simon Steyn nahm als Domherr in Altenburg eine ärztliche Armenpraxis auf und propagierte 1529 eine vernünftige Behandlung des grassierenden Englischen Schweißes, da durch die Schwitzkur mehr Menschen getötet wurden als von der Krankheit. Die Übersicht über die Wittenberger Promotionen zum Bakkalaureus, Lizentiaten und Doktor der Medizin hat nach den oben gemachten Erörterungen folgendes Aussehen (Tabelle).

Tabelle

Wittenberger Graduierungen in den Jahren 1502 bis 1518

Semester	Jahr Datum	Promovend	Pro- motor	Grad
WS 1502/03	1502	Bernhard Schiller	Pollich	Dr.
WS 1504/05	1504	Jacobus Lausthein	de Bel	Dr.
WS 1504/05	1504	Eberhard de Bel	de Bel	Dr.
WS 1504/05	1504	Thomas Eschus	de Bel	bacc.
vor SS 1507		Simon Steyn	?Schwabe	bacc.
SS 1509	1509 14. Jun.	Simon Steyn	Bloch	lic.
WS 1509/10	1510 17. Apr.	Simon Steyn	Bloch	Dr., koopt.
WS 1509/10	1510 17. Apr.	Christophorus Jodoci	Bloch	Dr., koopt.
WS 1510/11	1511	Philippus Egranus	Steyn	Dr.
WS 1510/11	1511	Michael Fabri	Steyn	bacc.
SS 1511	1511 28. Jul.	Hieronymus Beyr	Jodoci	bacc.
WS 1511/12	1511	Udalricus Erbar	Pollich	Dr.
?WS 1511/12	1512	Hieronymus Cingulatoris	Erbar	Dr.
WS 1512/13	1512 4. Nov.	Sebastianus Berenringk	Pollich	Dr.
SS 1518	1518 13. Sept.	Thomas Eschus	Steyn	Dr.
SS 1518	1518 13. Sept.	Martinus Berger	Steyn	Dr.
SS 1518	1518 13. Sept.	Alexius Neumann	Steyn	Dr.
SS 1518	1518 13. Sept.	Johannes Aesticampianus	Steyn	Dr.
SS 1518	1518 13. Sept.	Augustinus Schurff	Steyn	bacc.
SS 1518	1518 13. Sept.	Nicolaus Moller	Steyn	bacc.

Über die genannten Wittenberger Absolventen sind die erreichbaren persönlichen Daten in folgenden Kurzbiographien in chronologischer Folge erhalten:

### Doktoren

#### 1. Bernhard Schiller

Aus Riedlingen. SS 1490 Imm. Freiburg, 1492 bacc. Freiburg, 1494 mag. Freiburg, hält Aristotelesvorlesungen. WS 1502/03 Imm. Wittenberg als Magister eberhardus (!) schiller de rudlingen (!), 1502 (WS 1502/03) Promotion in Wittenberg unter Pollich. 7. 9. 1503 Ersuchen von adligen Freiburger Studenten, ihn

zum Lektor der Medizin anzunehmen. Anstellung in Freiburg für ein Jahr. 1505 Ordinarius Freiburg, 1520 Ausscheiden aus dem Amt („mania laboranti“). 1523 und 1527 verwendet man sich für seine Wiederanstellung. 1527 Unterbringung im Irrenhaus St. Anastasius in Basel. 1528 Briefe der Ehefrau Margarethe an den Rat von Basel und Colmar wegen der Überbezahlung des Paracelsus durch den Ehemann „uss blodigkeit siner sinn“. Tod in Basel 1533/34. Zwei Söhne studierten seit 1523 in Freiburg. Joachim Schiller ist 1526 in Tübingen immatrikuliert, wird 1530 Dr. med. in Ingolstadt, verfaßt 1531 eine Schrift über den Englischen Schweiß und ist 1536 im Feldlager des Königs von Frankreich. Der Enkel Leoman Schiller von Herdern (1531–1611) stirbt als Kanzler von Tirol. Genealogische Untersuchungen mit dem Versuch, verwandtschaftliche Beziehungen zu den Vorfahren Friedrich Schillers nachzuweisen, halten strenger Kritik nicht stand.

## 2. *Jacobus Lausthein*

Aus Hofheim? Identität mit Jacobus de hofhaym, imm. WS 1502/03 in Wittenberg? Promotion 1504 (WS 1504/05) unter Johannes de Bel. Studiengang und weiteres Schicksal bisher nicht bekannt.

## 3. *Eberhard de Bel (Pell, Belle)*

Sohn des ersten Ordinarius Johannes de Bel. Imm. Wien WS 1494/95 (Erhardus de Pell, zusammen mit Hainricus de Pell), Imm. Krakau WS 1498/99 (Ebrehardus! Johannis de Bel), Imm. Wittenberg WS 1504/05 (Eberhardus de bel medicinis baccalaureus, zusammen mit seinem Vater). 1504 (WS 1504/05) Promotion zum Doktor der Medizin (Promotor Johannes de Bel). 1526 Ratsherr und 1531 Kämmerer in Stettin (Friedeborn, Teil 2, S. Zzj: Eberhard von Belle, Medicin. Doct. 17 Jahre Ratsherr). † Stettin 1543. Nach ihm noch Träger des gleichen Namens im Rat.

## 4. *Simon Steyn (Sthenius, Stehnius, Stein, Lapidanus)*

Geboren in Penig/Chemnitz. 1496 Imm. Köln, 1497 bacc. Köln, WS 1502/03 Imm. Wittenberg (Simon stein de kemnicz), 1503 mag. Wittenberg (Simon de Bemck!). Am 12. 12. 1505 Besoldung von 5 fl. im Quartal als Magister. Medizinstudium unter de Bel (?), Schwabe und Bloch. Bacc. med. zwischen 13. 12. 1505 und 1. 5. 1507. SS 1507 Dekan der Artistenfakultät und lesender Bakkalaureus in der medizinischen Fakultät. Im WS 1509/10 Rektor der Universität. Promotion zum lic. med. am 14. 6. 1509 unter Bloch und zusammen mit Christophorus Jodoci am 17. 4. 1510 unter Bloch zum Dr. med., Kooptierung am gleichen Tag. 1507–1510 Inhaber des Lehrstuhls der Grammatik in der Artistenfakultät. Als Dekan der medizinischen Fakultät promoviert er im WS 1510/11 Philipp Culmacher (Egranus) zum Doktor und Michael Fabri zum Bakkalaureus. Abgang aus Wittenberg Ende SS 1511 wahrscheinlich. Anschließend Stadtarzt in Nordhausen. 29. 8. 1517 Berufung als Stadtarzt nach Zwickau, dort 1518–1522 (mit zeitweiliger Abwesenheit?). 13. 9. 1518 Promotor für vier

Doktoren und zwei Bakkalaurei in Wittenberg. Studium der Theologie, 1519 Domherr am St. Georgenstift in Altenburg, dort mehrfach nachweisbar bis 1538. Nimmt medizinische Armenpraxis wieder auf. Publiziert 1529 „De sudore anglico“, wendet sich gegen die gefährliche Schwitzbehandlung der Erkrankung und nennt sich als Verfasser Simon Lapidanus Aldeburgensis, artium et medicinae professor. Bekennt sich 1525 in einem Brief an den sächsischen Kurfürsten zur Reformation und unterstützt als einziger aus dem Georgenstift Spalatin. Heiratet um 1525 und ist heimlicher Trauzeuge Spalatin. Der Sohn Simon Lapidanus wird 1527 geboren, ist 1547 in Leipzig und 1549 in Wittenberg immatrikuliert und wird am 23. 5. 1554 ordiniert, als Diakon in Frohburg. Steyn fertigte in Wittenberg 1508 eine Abschrift des Macer Floridus an. Sie gelangte in die Bibliothek nach Wolfenbüttel und wurde von Ludwig Choulant für seine Macer-Edition (Leipzig 1832) benutzt [15].

##### 5. *Christophorus Jodoci Lignitzensis*

Imm. Krakau WS 1506/07 (Christophorus Jodoci de Leuczouia ?), Imm. Wittenberg SS 1509 (Christofferus Jodocj lignacen.). Promotion zum Doktor und Kooptierung unter Bloch am 17. April 1510. Dekan im SS 1511, promoviert Hieronymus Beyr aus Zwickau zum Bakkalaureus. Im WS 1511/12 wohl nicht mehr in Wittenberg. Weiteres Schicksal unbekannt. Nach Angaben in der Blochschen Promotionsrede hat er an der Universität Wien studiert, durchwanderte Österreich und Ungarn und sah die Universitätsbauten in Krakau.

##### 6. *Philipp Culmacher (Egranus)*

Aus Eger. Imm. Köln 1486, bacc. Köln 13. 6. 1487, Imm. Leipzig WS 1489/90 (Philipp Culmacher bacc. Colon.), rezipiert als bacc. am 9. 5. 1490 in Leipzig, mag. Leipzig WS 1494/95 (Philippus Culmacher de Egra sub Ulrico Novoforo). Imm. Wittenberg SS 1510 (Magister philippus culmacher de egra) während des Rektorats von Steyn, unter dem er 1511 (WS 1510/11) den Dokortitel erhielt. Weiteres Schicksal unbekannt.

Von ihm sind zwei Inkunabeldrucke bekannt: „Elixir vitae philosophice ingematum“, erschienen etwa 1495 in Leipzig, bei Martin Landsberg (GK 7844) und ein „Regimen wider die Pestilenz“, erschienen um 1495 in Leipzig, bei Martin Landsberg (GK 7845). Die hier nur mit Kurztitel zitierten Schriften sind relativ selten, vor allem die Schrift über das Elixier. Sudhoff (Med. Inkunabeln S. 176 bis 178) und Klebs (Pestinkunabeln S. 28) beschreiben die Drucke, Culmacher ist von Sudhoff im Verfasserlexikon Bd. 2, S. 986 kurz erwähnt. Sudhoff datierte die Pestschrift auf „um 1490“, weil er die im Register der Leipziger Matrikel nicht vermerkte Magisterprüfung 1494/95 übersah. Der Druck muß danach erschienen sein, weil Culmacher auf dem Titelblatt als Magister genannt ist.

##### 7. *Udalricus Erbar (Erber, Erberer)*

Aus Cham (Oberpfalz). Imm. Wittenberg SS 1503 (Udalricus erber de käm), 1504 bacc. art. Wittenberg, 1507 mag. art. Wittenberg, 1509 Rezeption in den Senat der Artistenfakultät. Dr. med. Ende 1511 (nach dem 28. Oktober 1511)

unter Pollich. Er promoviert (wohl im WS 1511/12) 1512 Hieronymus Gürtler-Cingulatoris aus Goldberg zum Doktor und ist im SS 1512 Rektor der Universität. Stirbt am 11. 10. 1512 an den Verletzungen, die ihm von einem adligen Studenten am 3. 10. 1512 zugefügt worden sind.

8. *Hieronymus Gürtler von Wildenberg (Cingulator, Cingulatoris, Cingularius, Cingulatorinus, auch Wildenbergius oder Aurimontanus)*

Geb. 1464/65 in Goldberg, Imm. Köln 1496, bacc. 1497, mag. 1501. Rektor an der Schule der Gregorianer in Culm, Begründer und Rektor einer Partikularschule in Goldberg, wo er 1503–1511 wirkte. Imm. Wittenberg SS 1511 (gleichzeitig sind Jacobus und Sebastianus Cingulatoris in Wittenberg, während Fabianus 1508 immatrikuliert wurde und Wittenberg schon wieder verlassen hatte). Dr. med. 1512 (WS 1511/12) unter Erbar. 1513 in Thorn, 1515 bis zum Tod 1558 Stadtarzt in Thorn.

Verfasser zahlreicher humanistischer Schriften, 1531 Autor einer Pestschrift.

9. *Sebastianus Berenringk alias Aurifabri*

Aus Weißenburg (Bayern). Sohn eines Goldschmieds? Imm. Leipzig SS 1499 (Sebastianus Aurifabri de Wyssenburga), bacc. Leipzig SS 1501, mag. WS 1504/05, hält als Magister im WS 1505/06 eine Vorlesung. Bakkalaureat des (Bruders?) Leonardus Beringk oder Bernringk alias Aurifabri Weissenburgensis im SS 1507 unter Sebastianus. Imm. Wittenberg WS 1512/13 (Sebastianus Berenringk de weissenburga ... Magister Liptzen die quarta novembris ddt. dimidiatum florenum universitati et ths. promotus est hic in doctorem Medicine). Promotion unter Pollich 1512 (WS 1512/13). Weiteres Schicksal unbekannt.

*Bakkalaurei*

10. *Thomas Eschhaus (Eshaus, Esthaus, Eschkhaus, Eschusen, Esthimius)*

Geb. in Recklinghausen (andere Angaben: Münster, Köln), Imm. Köln 28. 11. 1491, Imm. Wittenberg WS 1502/03, Universitätsnotar 1502–1511, bacc. can. jur. vor WS 1504/05, med. bacc. WS 1504/05 unter de Bel am Tag der Promotion von Lausthein und de Bel junior, im SS 1507 lesender Bakkalaureus in der medizinischen Fakultät. Lizentat zu unbekanntem Zeitpunkt. Dr. med. 13. 9. 1518 unter Steyn. Im Urkundenbuch führt er die Bezeichnung clericus Monasteriensis dioc. Mehrfach Dekan, SS 1523 Rektor. Hielt Festrede über Kosmas und Damian. Mit Luther befreundet, auch dessen behandelnder Arzt. Starb hochbetagt 1535/36.

11. *Michael Fabri*

Aus Rothenburg. Imm. Freiburg 14. 9. 1497, Imm. Wittenberg WS 1509/10 während des Rektorats von Steyn, der ihn im Jahre 1511 (WS 1510/11) zum Bakkalaureus promovierte. Weitere Daten nicht bekannt.

## 12. Hieronymus Beyr (*Payr, Beyer, Baioarius*)

Aus Zwickau. Imm. Leipzig WS 1496/97 (Iheronimus Payr de Zcwigkavia, zusammen mit Johannes Payr), bacc. art. Leipzig SS 1498 (Iheronimus Beyer de Zcwigkavia det. sub Mattheo Hennigk), Imm. Wittenberg SS 1510 (Iheronimus baioarius de czwickauie), bacc. med. 28. 7. 1511 Wittenberg unter Christophorus Lignitzensis. Im Dekanatsbuch als Hieronymus Beyr verzeichnet. Weiteres Schicksal nicht bekannt.

## L I T E R A T U R

- [1] Archiv der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Med. Dekanatsbuch Wittenberg, Rep. XXXIV, Nr. 1.
- [2] Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, Codex Guelf. 58. 6. Aug. 2°.
- [3] ABE, H. R.: Die Erfurter Medizinische Fakultät in den Jahren 1392 bis 1524. Beitr. Gesch. Univ. Erfurt 17 (1973/74).
- [4] ALAND, K.: Die Theologische Fakultät Wittenberg und ihre Stellung im Gesamtzusammenhang der Leucorea während des 16. Jahrhunderts, in: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. I, S. 155–237; Halle 1952.
- [5] BAAS, K.: Notiz zum Leben des Paracelsus. Mitt. Gesch. Med. Naturwiss. 4 (1905), S. 249–250.
- [6] BAUCH, G.: Johannes Rhagius Aesticampianus in Krakau, seine erste Reise nach Italien und sein Aufenthalt in Mainz. Archiv Litt. gesch. 12 (1884), S. 321–370 .
- [7] BAUCH, G.: Die Vertreibung des Johann Rhagius Aesticampianus aus Leipzig. Archiv Litt.gesch. 13 (1885), S. 1–33.
- [8] BAUCH, G.: Hieronymus Gürtler von Wildenberg. Der Begründer der Goldberger Particularschule. Ein Beitrag zur Schulgeschichte des deutschen Ostens im XVI. Jahrhundert. Z. Ver. Gesch. u. Alterthum Schlesiens 28 (1895), S. 159–196.
- [9] BAUCH, G.: Zu Christoph Scheurls Briefbuch. Neue Mitt. Geb. histor.-antiq. Forsch. 19 (1898), S. 400–456.
- [10] BOERNER, F.: Noctes guelficae sive Opuscula argumenti medico-litterarii antehac separatim editae etc.; Rostock und Wismar 1755.
- [11] BOERNER, F.: Memoriae professorum medicinae in academia Wittembergensi inde a primis illius initiis renovatae. Specimen primum; Wittenberg 1755. Specimen secundum; Leipzig 1756.
- [12] BOERNER, F.: De vita et meritis Martini Pollichii Mellerstadii primi in academia Vittembergensi rectoris magnifici et professoris medicinae commentatio; Wolfenbüttel 1751 (nochmals in: Noctes guelficae, S. 81–109).
- [13] BUCHWALD, G.: Zur Wittenberger Stadt- und Universitäts-Geschichte in der Reformationszeit. Briefe aus Wittenberg an M. Stephan Roth in Zwickau; Leipzig 1893.

- [14] BURCKHARDT, A.: Zur Geschichte der medizinischen Fakultät zu Basel 1460–1900; Basel 1917.
- [15] CHOULANT, L.: *Macer Floridus de Viribus Herbarum . . .*; Lipsiae 1832.
- [16] CLEMEN, O.: Zur Literatur über den englischen Schweiß von 1529. *Arch. Gesch. Med.* 15 (1923), S. 85–97.
- [17] DIEPGEN, P.: Die alte Mainzer medizinische Fakultät und die Wissenschaft ihrer Zeit; Mainz 1951.
- [18] DISSELHORST, R.: Die medizinische Fakultät der Universität Wittenberg und ihre Vertreter von 1503–1816. *Leopoldina* 5 (1929), S. 79–101.
- [19] EIS, G.: Martin Pollichs Vorhersage für 1490. *Libri (Copenh.)* 4 (1953/54), S. 103–129.
- [20] FOERSTEMANN, C. E.: *Liber Decanorum Facultatis Theologicae Academiae Vitebergensis*; Lipsiae 1838.
- [21] FOERSTEMANN, C. E.: *Album Academiae Vitebergensis ab a Chr. MDII usque ad a MDLX*; Lipsiae 1841.
- [22] FRENINGER, F. X.: *Das Matrikelbuch der Universitaet Ingolstadt-Landshut-München*; München 1872.
- [23] FRIEDENSBURG, W.: *Geschichte der Universität Wittenberg*; Halle 1917.
- [24] FRIEDENSBURG, W.: Die Berufung des Johannes Rhagius Aesticampianus an die Universität Wittenberg 1517. *Arch. Ref. gesch.* 21 (1924), S. 146–148.
- [25] FRIEDENSBURG, W.: *Urkundenbuch der Universität Wittenberg*, 2 Bde.; Magdeburg 1926–27.
- [26] GROHMANN, J. C. A.: *Annalen der Universität zu Wittenberg*; Meissen 1801–1802.
- [27] GRÜNEBERG, Th.: Das Streitthema Pollichs von Mellerstadt „Der Ursprung des Morbus gallicus“ im Lichte moderner Syphillisforschung. Vortrag, Halle 22. 10. 1952.
- [28] GRÜNEBERG, Th.: Martin Pollich von Mellerstadt, der erste Rektor der Wittenberger Universität, in: *450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg*, Bd. 1, S. 87–91; Halle 1952.
- [29] HAUSSLEITER, J.: Die Universität Wittenberg vor dem Eintritt Luthers (Nach einer Schilderung des Mag. Andreas Meinhardi vom Jahre 1507). *Neue kirchl. Zschr.* 14 (1903), S. 81–103 u. S. 190–213.
- [30] HERZOG, E.: *Chronik der Kreisstadt Zwickau*. 2 Teile; Zwickau 1845.
- [31] HIPPE, M.: Hieronymus Gürtler von Wildenberg. *Allg. Dtsch. Biogr.* 42 (1897), S. 499.
- [32] ISRAEL, F.: *Das Wittenberger Universitätsarchiv, seine Geschichte und seine Bestände*; Halle 1913.
- [33] KAISER, W., u. A. VÖLKER: *Ars medica Vitebergensis 1502–1817*. *Wiss. B. Univ. Halle* 1980/9 (T 34), Halle 1980.
- [34] KLEBS, A. C.: *Incunabula scientifica et medica*; Bruges 1937.
- [35] KLEINEIDAM, E.: *Universitas Studii Erffordensis, Teil II: 1460–1521*; Leipzig 1969.
- [36] KOCH, H.-Th.: Die Bedeutung der Wittenberger Medizinischen Fakultät und die wissenschaftliche Stellung ihrer Doktoranden im 16. Jahrhundert; Vortrag 11. Tag. *Ges. Gesch. d. Med. i. d. DDR*, 2. Juni, Neubrandenburg 1981.



- [37] KÖSTLIN, J.: Die Baccalaurei und Magistri der Wittenberger philosophischen Fakultät 1503–1517; Osterprogramm Halle 1887.
- [38] KRAUSS, R.: Zur Schiller-Genealogie. Zschr. Gesch. Oberrheins N. F. 20 (1905), S. 670–675.
- [39] KUDLIEN, F.: Mondinos Standort innerhalb der Entwicklung der Anatomie. Med. Mschr. 18 (1964), S. 210–214.
- [40] LOTH, R.: Das Medizinalwesen, der ärztliche Stand und die medizinische Fakultät bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts in Erfurt. Jbb. Kgl. Akad. gemeinnützl. Wiss. zu Erfurt N. F. 30, Erfurt 1904, S. 383–466.
- [41] MÜLLER, N.: Die Wittenberger Bewegung 1521 und 1522. Die Vorgänge in und um Wittenberg während Luthers Wartburgaufenthalt. 2. Aufl.; Leipzig 1911.
- [42] SCHREIBER, H.: Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau. 1. Theil; Freiburg 1857.
- [43] SCHUMACHER, G.-H., u. H. WISCHHUSEN: Anatomia Rostochiensis. Berlin 1970.
- [44] SENNERT, A.: Athenae . . . Editio altera Wittebergae 1678.
- [45] SODEN, F. v., u. J. K. F. KNAAKE: Christoph Scheurl's Briefbuch, ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und ihrer Zeit. 2 Bde.; Potsdam 1867 u. 1872.
- [46] STEINMETZ, M.: Die Universität Wittenberg und der Humanismus (1502 bis 1521), in: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. 1, S. 103–139, Halle 1952.
- [47] SUDHOFF, K.: Die medizinische Fakultät zu Leipzig im ersten Jahrhundert der Universität; Leipzig 1909.
- [48] SUDHOFF, K.: Pestschriften aus den ersten 150 Jahren nach der Epidemie des „Schwarzen Todes“ 1348. Arch. Gesch. Med. 16 (1924), S. 1–69.
- [49] SUDHOFF, K.: Deutsche medizinische Inkunabeln; Leipzig 1908.
- [50] SUEVUS, G.: Academia Witebergensis ab anno foundationis 1502 . . . usque ad annum 1655 . . . ; Wittenberg 1655.
- [51] UHLIG, P.: Arzt und Apotheker in Altwickau. Sudhoffs Arch. Gesch. Med. Naturw. 30 (1937/38), S. 301–306.
- [52] UHLIG, P.: Auf der Suche nach Stadtärzten. Zwickauer Ratsprotokolle berichten, Sudhoffs Arch. Gesch. Med. Naturw. 31 (1938), S. 330–336.
- [53] UHLIG, P.: Die Pest im Spiegel Zwickauer Ratsprotokolle. Sudhoffs Arch. Gesch. Med. Naturw. 36 (1943), S. 106–115.
- [54] WEGELE, Erasmus Stella. Allg. Dtsch. Biogr. 36 (1893), S. 30–31.

VERFASSER:

MR Dr. HANS-THEODOR KOCH, Kreispoliklinik, 4200 Merseburg

## Die Entwicklung der Universitätsstadt Wittenberg unter kommunal-hygienischem Aspekt

Um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert geht der Ernestinerfürst Friedrich III. – nicht zu Unrecht als „der Weise“ apostrophiert – energisch daran, Wittenberg zu einem Zentrum Kursachsens zu entwickeln. Durch eine massive Brücke über die Elbe stabilisiert er die Südverbindung der Stadt, läßt anstelle der alten Askanierburg am Westende Wittenbergs ein repräsentatives Schloß erbauen und ersetzt die zur einstigen Burg gehörende Kapelle durch die nun den Nordflügel des Schlosses bildende Schloßkirche Allerheiligen. Zu Schloß und Schloßkirche gesellt sich eine dritte Einrichtung, die im Reformationsjahrhundert überregionale Bedeutung gewinnt: die für den Ausbau der kursächsischen Landesverwaltung notwendig gewordene Universität eröffnet gemäß kaiserlichem



Abb. 1  
Wittenberg zur Lutherzeit

Privileg 1502 den Studienbetrieb in den vier klassischen Fakultäten. Diese „Leucorea“ stellt nicht nur einen lokalen Ausgangspunkt der Reformation in Deutschland dar, sondern sie wird auch zu einer wesentlichen Ursache für die folgenden weitgehenden Veränderungen im städtischen Gemeinwesen Wittenbergs. Ihre Entwicklung zur berühmtesten Universität Deutschlands im Reformationsjahrhundert führt zeitweise zu die Einwohnerzahl aufwiegenden Studentenbesuchen. Da Wittenberg die Herbeiströmenden nicht ohne weiteres fassen kann, setzt eine das Stadtbild weiterhin verändernde Bautätigkeit ein. Universitätsgebäude und Bursen werden errichtet. Am Ostende der Stadt verdrängt ein Klosterbau für den Bettelorden der Augustinereremiten das alte Heilige-Geist-Hospital. Er wird vom Kurfürsten gefördert, da hierdurch Hörsäle für die Universität gewonnen werden. Der mit deren Aufblühen verbundene wirtschaftliche Aufschwung und der Mangel an Wohnunterkünften läßt viele neue Wirtschafts- und Wohnbauten entstehen; die Stadtordnung von 1504 verfügt, daß jeder Besitzer eines unbebauten Grundstückes dieses binnen Jahresfrist zu bebauen habe. Schon bestehende Häuser werden aufgestockt und um Neben- und Hintergebäude erweitert. Als Zentrum ihres wirtschaftlichen und politischen Lebens errichten sich die Wittenberger – gleichsam als Spiegel ihres gewachsenen Selbstbewußtseins – ein neues Rathaus.

Die am Ende des zweiten Jahrzehnts von Wittenberg ausgehenden reformatorischen Ereignisse lassen die Stadt zeitweilig zum Mittelpunkt der frühbürgerlichen Revolution in Deutschland werden. Mit Lucas Cranach d. Ä. (1472–1553), der zu Anfang des Jahrhunderts nach Wittenberg kommt, wird die Residenz eine Stadt der Kunst. Universität und Reformation fördern das typographische Gewerbe und machen die Stadt zu einem Zentrum der Buchherstellung. Die Bedeutung dieser Entwicklung wird auch aus dem Lutherschen Urteil augenscheinlich, der rückblickend feststellt, daß Wittenberg *„vor dreißig Jahren keinen Namen gehabt hätte, ganz schmutzig und gering gewesen wäre“* [15].

Mit Luthers Tod im Jahre 1546 und der Niederlage des Kurfürsten im Schmalkaldischen Krieg erlebt die Stadt hinsichtlich ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung einen spürbaren Einschnitt, doch tritt der befürchtete Niedergang Wittenbergs nach dem Sieg der kaiserlichen Heere und dem Übergang der Kurwürde an die Albertiner nicht ein. Die städtische Entwicklung erlebt im Gegenteil in der zweiten Jahrhunderthälfte einen erneuten Aufschwung; die Universität kann ihre führende Position unter den deutschen Hochschulen behaupten. Die studentischen Immatrikulationszahlen liegen teilweise sogar über denen der Lutherzeit [3]. Stadtentwicklung und zunehmender Fremdenverkehr erfordern wachsende Bemühungen kommunalmedizinisch-sanitärer Art, insbesondere zwecks Schutzes der Einwohner und Studenten vor den immer wieder grassierenden Seuchen. In dieser Beziehung gewinnt die Medizinische Fakultät der Leucorea eine besondere Bedeutung [6]. Allerdings ist die Stadt noch zu unbedeutend und das Professorengehalt zu niedrig, als daß hochqualifizierte und angesehene Mediziner sich auf Dauer niedergelassen hätten. Für die Fakultät gewonnene Hochschullehrer verbleiben meist nicht lange; von den wohlgemeinten kurfürstlichen Satzungen des Jahres 1508 profitieren die Vertreter der Heilkunde nur wenig. Lehrkörper und Studenten wenden sich daher im Juni 1517 an den Landesherrn, um auf Nachteile aufmerksam zu machen, die sich aus diesem Mißverhältnis ergeben [4], und zwar nicht nur für die Fakultät, sondern auch für

die Stadt, der es um die Schaffung zeitgerechter kommunalmedizinischer Einrichtungen geht.

### Die kommunalhygienischen Verhältnisse

Die städtische Entwicklung im frühen 16. Jahrhundert widerspiegelt sich in den Willküren und Statuten der Residenzstadt. Sie reglementieren wichtige wirtschaftliche und soziale Beziehungen der Einwohner untereinander sowie deren Sicherung vor Seuchen, Feuer und äußeren Feinden. Seit der ersten überlieferten Willkür von 1504 finden sich in allen folgenden die dringenden Ermahnungen, allgemeinhygienische Weisungen des Stadtreignments streng zu beachten. 1504 werden die Einwohner diesbezüglich verpflichtet:

*„1. Niemand soll hintort einige Privethe noch Schweinekoben auf oder bei den Bächen noch auf den Gassen haben noch bauen lassen bei Abtun solcher Unbau und Pön eines halben Silberschock Groschen. 2. Niemand soll hintort einigen Unflat oder Kehrriecht in den Bach werten. Welcher das übertritt, soll dem Rat von einem itzlichen Male fünf Silbergroschen verfallen sein. 3. Ein itzlicher, er sei Brauer oder Budeling, der soll den Steinweg, so lang und breit sein Haus und*

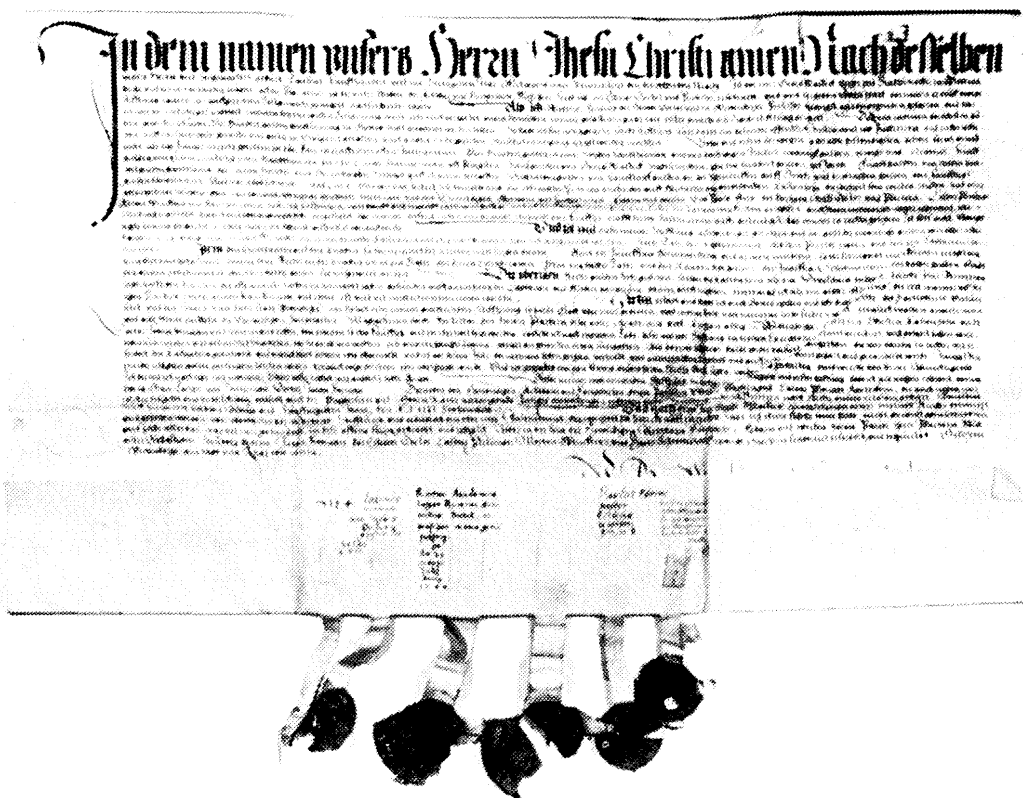


Abb. 2  
1560 ausgestellte Stiftungsurkunde von Melchior Fendt (1486–1564), der hierin Armen und Kranken einen Anteil vermacht (Museum Lutherhalle)

Hof gegen die Gasse oder Straße ist, alle und etzliche Wochen einmal rein schüppen und kehren, dasselbige inwendig dreier Tage aus der Stadt führen lassen bei fünf Silber Groschen. 4. Niemand soll Mastschweine aus seinem Hote auf die Straße gehen lassen, ausgenommen Schweine, die vor dem Hirten gehen. Und wenn die Stadtknechte darum pfänden würden, der soll ihnen einen Groschen Pfandgeld geben" [22].

Nachlässige Einwohner bereiten der Stadtverwaltung zunehmend Sorgen, da sie durch Nichtbeachtung der Hygienevorschriften dem Ruf der Universitätsstadt Abbruch tun. So findet sich unter der Rubrik über „Einnahmen von Fälln und Bußen“ des Stadtgerichts 1510 u. a. der Name eines Balthasar Heyns, der seiner Pflicht, den Steinweg zu reinigen nicht nachkam und zur Zahlung von zwei Groschen verurteilt wurde [23]. Hans Kilian werden 1537 40 Groschen Buße auferlegt, da er „über des Rates mannigfältiges Gebot Ziegen gehalten und den Rat darum übel in Rede gesetzt“ [24]. 1540 muß Thomas Melnitz fünf Groschen Gerichtsbuße zahlen, denn er „hat sein Vieh bei Tage in die Gärten gehen lassen, was aus Reinlichkeitsgründen gänzlich verboten“ [25]. Wegen zunehmender Unreinlichkeit wenden sich die kurfürstlichen Räte Fabian von Feilitzsch und Hans von Taubenheim 1517 an Universität und Magistrat „des Einschüttens in den Bach halben“. Der Rat der Stadt verteidigt sich mit dem Hinweis, er habe solches Tun „am nächstvergangenen Sonntag öffentlich ... verbieten lassen“; auch habe er eine Willkür ediert, daß diejenigen, welche tagsüber hierbei ertappt würden, fünf Groschen zu zahlen, nächtliche Übeltäter aber das Doppelte zu entrichten hätten. Alle Bürger seien zudem zu verstärkter Aufsicht aufgerufen

1521. 156<sup>b</sup>  
 Jedem der demogenen Stadts sei  
 Befehlung gemacht, wenn er ein  
 Vieh in die Gassen, Straßen oder  
 Plätze führen will, dass er es  
 zuvor an dem Ort, wo es  
 stehen soll, anhalten und  
 mit Wasser besprengen soll.

In Handlungen, so als man ein  
 Vieh in die Gassen, Straßen oder  
 Plätze führen will, soll man es  
 zuvor an dem Ort, wo es  
 stehen soll, anhalten und  
 mit Wasser besprengen soll.  
 Jedem der demogenen Stadts sei  
 Befehlung gemacht, wenn er ein  
 Vieh in die Gassen, Straßen oder  
 Plätze führen will, dass er es  
 zuvor an dem Ort, wo es  
 stehen soll, anhalten und  
 mit Wasser besprengen soll.

Abb. 3  
 Details aus der Wittenberger Armenordnung von 1520/21 (Original im Wittenberger Stadtarchiv)

worden. Allein die „Geistlichen auf der Pfarre, desgleichen die im Collegio Sophia und andere schütten viel darein und kehrten sich nicht an ihrem Gebot“ [4]. Mit den unter den Kurfürsten Johann und Johann Friedrich verstärkten Anstrengungen, das Zentrum der Reformation durch den Ausbau der Befestigungsanlagen gegen drohende Angriffe von außen zu schützen, ergeben sich für die Wittenberger neue Möglichkeiten zur Unratsbeseitigung: die Einwohner haben ihn durch Fuhrleute aus der Stadt schaffen und im Zwinger zwischen dem Elbtor und dem alten Collegium abladen lassen, damit man gleich Erde zum Wall habe. In einer Abmachung zwischen dem kurfürstlichen Amtmann und dem Rat der Stadt wird diese Regelung 1543 verbindlich besiegelt [5], wobei Martin Luther die Befürchtung äußert: „Der Dreckwall wird uns zu Wittenberg nicht schützen“ [2].

## Wie man beten sol für Meister Peter Balbirer.

Lieber Meister Peter/ Ich gebs euch so gut als ichs habe/ vnd wie ich selber mich mit beten halte. Unser Herr Gott gebes euch vnd iderman besser zu machen/ A M E N.



**F**ürlich/wenn ich füle/ das ich durch frembde geschafft oder gedanken/bin kalt vnd vnlästig zu beten worden/ wie denn das fleisch vnd der teuffel allwege das gebet wehren vnd hindern/ Neme ich mein Psalterlein/ lauffe inn die kamer / oder so es der tag vnd zeit ist/ inn die kirchen zum hauffen/ vnd hebe an/die Zehen Gebot/ den Glauben/ vnd darnach ich zete habe / ettliche spräche Christi / Pauli oder Psalmen / mündlich bey mir selbs zu sprechen / aller ding / wie die kinder thun.

Darumb ist gut/ das man frue morgens lasse das gebet das erste / vnd des abends / das letzte werck sein. Vnd hüte sich mit vleis für diesen falschen betrieglichen gedanken/ die da sagen/ Harre ein wenig / vber eine stunde wil ich beten / Ich mus dis oder das zuuor fertigen/ A ij Denn

Abb. 4  
Ein 1535 bei Hans Lufft in Wittenberg erschie-  
nener Druck Luthers  
(Museum Lutherhalle)

Allgemein ist es damals üblich, die Abwässer aus Häusern und Fenstern auf die Gassen zu schütten. Gelegentlich wird diese Unart zum gerichtlichen Streitpunkt. Als im Mai 1543 eine Reihe von Studenten mit den Fischern in der Vorstadt und dann mit einem Barbier und dessen Gesellen eine „Unlust“ anfängt, gibt der nach der Rauferei verhaftete Studiosus Nikolaus Richter vor dem Wittenberger Rat zu Protokoll: *„Freitagabend, als er um 10 Uhr, nachdem er bis dahin bei seinem Tischwirt gezecht, mit zwei Gesellen in deren Wohnung habe gehen wollen, sei er im Neuen Gäßlein (Marstallstraße) aus eines Barbierers Haus mit Kammerlagen begossen worden und derjenige, so es getan, habe dazu gesagt ‚proficiet vobis‘“* [4].

Bösartig polemisch ist die Schilderung, die der Dominikaner Johann Dietenberg, der spätere Generalinquisitor von Mainz und Köln, dem Luthergegner Johann Cochläus 1523 in einem Brief übermittelt:

*„Das arme, elende, kotige Städtchen Wittenberg, gegen Prag kaum eine Stadt dreier Heller wert, ja nicht wert, daß sie soll in deutschem Land eine Stadt genannt werden, welche vor zwanzig Jahren Gelehrten und Ungelehrten unbekannt war, eine ungesunde, unliebliche Erde ohne Weingärten, ohne Baumgärten, ohne fruchtbare Bäume, eine bäurische Kammer, rauh, Frost halb, ohne Freud, ganz kotig. Was ist doch in Wittenberg, wenn das Schloß, Stift und Schule nicht wären? Sähest ohne Zweifel nichts anderes da, denn lutherische, d. i. kotige Häuser, unreine Gassen, alle Wege, Stege und Straßen voll Kots, ein barbarisch Volk, die keine andere denn bäurische Händel treiben und dreihellerische Kaufmannschaft. Ihr Markt ist ohne Volk, Stadt ohne Bürger, kleinbürgerliche Kleidung da, großer Mangel und Armut der Einwohner“* [8].

Das Motiv dieser Darstellung mag offenkundig sein, doch deckt sich das Urteil von Johann Dietenberg hinsichtlich der kommunalhygienischen Belange mit den Äußerungen der Reformatoren, die sich auf Jahrzehnte mit derartigen Problemen konfrontiert sehen. Sie bleiben auch nach dem Übergang der Kurwürde an die Albertiner bestehen. So rügt Herzog Moritz in einer Ordnung von 1551, daß in der Universitätstadt auf Reinlichkeit *„wenig Fleiß verwendet wird“*. Energisch wird gefordert, daß mit der Verunreinigung der Gassen und Fließbäche aufgehört, Markt und Gassen vor den Häusern gekehrt und der Unflat aus der Stadt hinausgeführt werden müsse, auf daß *„Gebräuche in der Stadt, die auf den Dörfern und nicht in vornehmen Städten gewöhnlich sind, abgestellt werden“*. 1585 klagt die Universität, daß *„dieser Stadt Gassen ganz abscheulich mit Mist und Kot belegt worden sind“*. Besonders schlimm sind die Zustände an der Stadtmauer und in der Juristengasse, wohin die Einwohner aus der benachbarten Umgebung *„ihre Aas, Mist, Stroh und Schutt getragen und geworfen haben“*. Ausdrücklich verweist die Universität auf die allgemeine Gesundheitsgefährdung, die durch derartige Unreinlichkeiten heraufbeschworen werde.

Der Wittenberger Rat bemüht sich nach Kräften um die Abstellung, doch bereitet ihm nicht allein die Nachlässigkeit der Einwohnerschaft Sorge; die Studenten aus aller Herren Länder gehören ebenfalls zu den Übeltätern und sind in dieser Hinsicht kaum zu disziplinieren, denn sie unterstehen der Gerichtsbarkeit der Leucorea. Als sie den Karzer der Universität bis zur Unbenutzbarkeit verschmutzen, muß man sogar einen Neubau in Vorschlag bringen [4]. Bei Kirchenvisitationen wird immer wieder die Unsauberkeit von Kirchhöfen moniert; die

Kontrolleure müssen dem Rat die dringende Order geben, dem durch „Ausgießen von Wasser und Herumlauten etlicher Schweine“ verursachten Zustand mittels scharfer Mandate zu begeben [11].

Die mit der wachsenden Bautätigkeit einhergehende Straßenpflasterung beseitigt eine der Ursachen der allgemeinen Stadtverschmutzung; diesbezüglich weisen die Kämmereirechnungen kontinuierlich auf Ausgaben für Steinsetzerarbeiten in den Gassen hin. 1508 wird ein Steinweg in der Neuen Gasse beim Marstall angelegt. 1512 bessert man den Steinweg in der Rittergasse beim Coswiger Tor aus. Einen Schock 32 $\frac{1}{2}$  Groschen zahlt der Rat 1514 für das Pflastern eines Weges von 20 $\frac{1}{2}$  Ruten „von Dr. Wolfgangs bis an Urban Asmus' Haus und auf dem Elsterende“. Für 1521 und 1522 sind „Ausgaben vom Steinweg zu bessern“ registriert. 1529 erhält der Steinsetzer Hans Wecke aus Torgau den Auftrag, 156 Ruten Steinweg „auf der Gassen bei dem Collegio wiederum zu setzen“. Bereits 1516 war „ein Steinweg in und vor dem Collegio“ angelegt worden. Noch 1563 ist aber die Hauptdurchgangsstraße Wittenbergs nur in der Mitte gepflastert, so daß der die an der Leucorea studierenden Pommerschen Herzogsöhne betreuende Hofmeister in einem Bericht an seinen Fürsten nach Wolgast schreibt: „Wenn's regnet, ist es ziemlich unflätig und kotig“ [9].

**E**ine Predigt D.  
 Martin Luthers. Von Nüchtere-  
 keit vnd Messigkeit / Wider  
 völlerer vnd Truncken-  
 heit. Aus der Epistel  
 S. Petri.

1. Petri 4.  
 Lieben Brüder: Seid messig vnd  
 nüchtern zum Gebet.

1. Corinth. 6.  
 Laßet euch nicht verführen: Weder  
 die Hurer / noch die Abgöttischen / noch die Ehebre-  
 cher / noch die Diebe / noch die Ertzigen / noch die  
 Trunckenbold / noch die Eßlerer / noch die Rauber /  
 werden das Reich Gottes erben.

M. D. LII

Abb. 5  
 Eine von Luther am 18.  
 Mai 1539 in der Wit-  
 tenberger Stadtkirche  
 gehaltene Predigt;  
 Druck 1552 bei B.  
 Sachse in Erfurt (Mu-  
 seum Lutherhalle)



Die Partialpflasterung der Gassen wirft damals die Frage nach dem Abfluß der Abwässer auf, die manchenorts durch „Abzüchte“ unter den Häusern gelöst wird, zuweilen auch durch eine Pflasterungsgestaltung, die ein Abrinnen des Wassers garantiert *„daß es in den Gassen der Häuser allmählich in der Mitte absackt, woselbst ein Gerinne gefertigt, daß also das von den Dächern ablaufende Regenwasser allen Unflat abschweift und in dem Gerinne fort entweder in die unterirdischen Abzüchte oder auch durch die Mauern fortführet“* [7]. Eine derartige Kanalisation gibt es damals in Wittenberg wahrscheinlich nur an wenigen Häusern. Aus dem Schloßbauverzeichnis von 1525 ist zu erfahren, daß dort *„die heimlichen Gemach . . . auswendig gegen den Schloßgraben mit einer Anzucht ins Wasser und aus dem Wasser“* versehen waren. Eine ähnliche Anlage könnte um 1540 im Lutherschen Hause, dem ehemaligen Augustinerkloster, vorhanden gewesen sein [5]: Luther beschwert sich bei Tisch über die Wallknechte, die sich während der Festungsarbeiten weigern *„ein wenig Erde aus dem heimlichen Gemach“* seines Hauses zu entfernen. Möglicherweise war eine solche Art der Wasserspülung nur dort vorhanden, wo es – wie etwa beim Fridericianum – eine unmittelbare Verbindung zum wassergefüllten Festungsgraben gab. In einem an den Kurfürsten Friedrich 1516 gerichteten Universitätsbericht heißt es, daß es *„von Nöten ist, daß wir bauen einen neuen steinernen Turm für ein heimliches Gemach, denn das alte wird bald eintallen“* [4]. Beim Bau des neuen Collegiums wird 1519 wiederum festgestellt, daß die Universität *„Mangel an heimlichen Gemach“* hat und es wird gleichzeitig für Neubauten die Auflage erteilt, daß diese sich nicht über die Stadtmauer hinaus erstrecken dürften. Da die Stadtordnung den Kloakenbau an oder über fließenden Bächen untersagt, errichtet man wahrscheinlich Senkgruben, die von Zeit zu Zeit mit Fässern oder Tonnen geräumt werden. Diese Form der Fäkalienbeseitigung ist bis in die Anfänge unseres Jahrhunderts beibehalten worden.

Der vom produktionstechnischen Fortschritt begleitete Aufschwung der städtischen Entwicklung drängt zudem nach neuen Möglichkeiten der Wasserversorgung. Dieses liefern vorerst noch die in Archen die Stadt durchlaufenden beiden Stadtbäche. *„Die Wittenberger trinken den Faulbach und Frischbach, das ist Wittenbergisch Bier“*, registriert Luther im Jahre 1527 [2]. Fünf Jahre später fragt er seine Gemeinde in der Predigt:

*„Wieviel Menschen haben hier zu Wittenberg Gott jemals gedankt allein für die zwei Wasser Faulbach und Frischbach, daraus sie so viele Jahre so manchen fröhlichen Trunk gebraut und gesoffen und zu aller Notdurft im Hause so reichlich genützt haben, daß solche Nützung mit keinem Gelde immermehr zu bezahlen ist?“* [15]. Allerdings beklagt Luther im gleichen Zusammenhang die mangelnde Bierqualität infolge häufiger Verschmutzung des Bachwassers. Melanchthon sieht hierin 1538 die Ursache vieler Krankheiten.

Bei der allgemeinen Verunreinigung wird es immer mehr problematisch, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit Rinnsteinen ausgekleideten Stadtbäche für die Trinkwasserversorgung zu benutzen; ähnlich anderen Städten geht man dazu über, neue Möglichkeiten zu erschließen. Außerhalb des Mauerringes befindliche Quellen werden angezapft und über ein weitverzweigtes System hölzerner Röhren in die Stadt geführt, die auf diese Weise ausreichend Frischwasser er-

An die  
**Stur-Stadt**  
**W i t t e n b e r g**  
 ergangene  
**Verordnungen**  
 wegen

- |  |   |
|--|---|
| <p>1.) Bau und Erhaltung derer Ufer an denen Stadt-Bächen in rechter Breite und Tiefe.</p> | <p>3.) Reinigung der Gassen, und</p>  |
| <p>2.) Beschaffung des Bach- und andern Schuttes.</p>                                      | <p>4.) Erhaltung des Pflasters, so weit der Bezirk eines jeden Hauses sich erstreckt.</p> |

**Churfürst Friedrichs III. Confirmation über der Stadt Wittenberg Statuta d. a. 1504.**

**N**iem niemand soll hinfürder eynige Privetthe noch Schwein-Koben auf, oder Pries an den den Bach, noch auf der Gassen haben, noch bauen lassen, bey Abthun solcher Hindan und Verhinderung halben Züder Schock Groschen.

Niem niemand soll hinfürder eynigen Unrat oder Schricht in dem Bach werffen, Wast und weicher darüber fallen würde, soll dem Rathe von einem ichtigen mahle fünf silberne Groschen verfallen seyn.

Niem ein ichtiger, er sey Brauer oder Bäckling, der soll den Stein-Weg, so lang Pflaster und breit sein Haus und Hoff tegen der Gassen oder Straassen ist, all und ichtige Wochten ein mahle eyn schöpfen und kehren, dasselbige inwendig dreien Tagen aus der Stadt führen lassen, bey fünf silbernen Groschen.

**Von den Schwegen.**

Nomand soll Schwegen aus seinem Hofe auf der Straffen gehen lassen, ausgenommen, wenn die vor dem Dieten gehen, und wen die Stadt-Richter darum pfänden werden, der soll ihnen Einen Groschen Hand-Geld geben.

X

2. Von

Abb. 6  
 Auszug aus der Wittenberger Stadtordnung von 1504 in einem späteren Plakatdruck (Stadtarchiv Wittenberg)

hält. Stadt und Universität stellen zur Instandhaltung dieser Anlagen Röhrrmeister an. Die Besitzer der Häuser mit Zapfstellen schließen sich zu Gewerken zusammen. Ihre Statuten legen Bedingungen, Umfang und Unkosten der Wasserversorgung fest [26]. Bis zur Inbetriebnahme des städtischen Wasserwerkes im Jahre 1884 sichern die Röhrrwasser die Versorgung der Stadt, und auch heute noch holen sich viele Wittenberger ihr Kaffeewasser aus den erhaltengebliebenen Röhrrwasserbrunnen. 1543 wird dann die erste Röhrrfahrt gebaut und das „Schloßwasser“ in die Stadt geleitet. Am Schloßtor in die Stadt eintretend, durchfließt es die Hauptverkehrsstraße östlich bis zum Fridericianum. Abzweigungen gehen zum Markt, zum Ratskeller, in die Juristenstraße sowie die Bürgermeisterstraße. Hauptnutzer sind Schloß, Rathaus und Universität.

1556 schließen sich sieben wohlhabende und einflußreiche Bürger (die Bürgermeister Hieronymus Crapp und Christoph Niemeck, der Drucker Hans Lufft,

der Maler Lucas Cranach d. J., die Verleger Conrad Rühel und Christoph Schramm sowie der Apotheker Caspar Pfreundt) zusammen und lassen das „Alte Jungfernwasser“ in die Stadt führen. Es entspringt auf der „Brüder Angerdörfer Mark“ bei Trajuhn im „Jungferngarten“ und durchfließt vom Elstertor bis zur Apotheke auf dem Markt die Stadt in entgegengesetzter Richtung wie das Schloßwasser. Ebenfalls aus Trajuhn kommt das „Neue Jungfernwasser“ 1559 in die Stadt und verteilt sich nördlich und südlich der Judenstraße und der Coswiger Straße. Zwei weitere Röhrwasser sollen 1591 existiert haben: das Rhodische Wasser und das Eiserswasser. Allerdings liegen diesbezüglich widersprüchliche Angaben vor. Der Mathematiker Ambrosius Rhode als vermutlicher Schöpfer der ersteren Leitung wäre zum genannten Zeitpunkt erst vierzehn Jahre alt gewesen! Auch zum Eiserswasser finden sich erst später genauere Festlegungen. Eine Vielzahl von Ziehbrunnen ergänzt die Trinkwasserversorgung; zusätzlich zu den bereits vorhandenen wird 1542 der Bau von weiteren zwanzig bis dreißig Brunnen gefordert.

Die Röhrfahrten gibt es zu Luthers Zeiten noch nicht; so ist auch ein eigenes Bad nur sehr wenigen Bürgern vorbehalten. Eigene Badestuben besitzen u. a. das Schloß, das Franziskanerkloster, die Hospitäler und das Wohnhaus Luthers. Drei in Privatbesitz befindliche öffentliche Badestuben werden von den Einwohnern offenbar reichlich genutzt, denn mancher Bader gelangt zu ansehnlichem Wohlstand. Gegen das öffentliche Baden hat Martin Luther übrigens mehrfach polemisiert (*„züchtige und ernste Leute bleiben vom öffentlichen Baden fern“*). Diese Einstellung dürfte dadurch zustande gekommen sein, daß die Badestube seiner Zeit nicht ausschließlich eine der Hygiene dienende Institution war, sondern häufig eine Stätte der Belustigung mit Bordellcharakter.

Bevölkerungszuwachs und Seuchenbedrohung werfen für die Stadtväter schließlich auch das Problem der Bestattung der Verstorbenen auf, ist doch der im Stadtzentrum gelegene Hauptfriedhof überfüllt und gilt als eine permanente Infektionsquelle. In diese Diskussion schaltet sich auch Martin Luther ein. Anlässlich der Pestepidemie von 1527 wendet sich der Reformator in der Schrift „Ob man vor dem Sterben fliehen möge“ an die Öffentlichkeit und drängt auf eine Veränderung der gegebenen Situation:

*„Aber unser Kirchhof, was ist er? Vier oder fünf Gassen und zwei oder drei Märkte ist er, daß nicht gemeinerer, unstillerer Ort ist in der ganzen Stadt als eben der Kirchhof, da man täglich, ja Tag und Nacht darüber läuft, Menschen und Vieh, und ein jeglicher aus seinem Haus eine Tür und Gasse darauf hat und allerlei darauf geschieht, vielleicht auch solche Stücke, die nicht zu sagen sind.“* Luther hält es für erforderlich, den Friedhof außerhalb der Mauern an einem stillen Ort anzulegen, der wenig begangen wird. Seine Erwägungen sind nicht nur vom Moment der Pietät getragen, sondern berücksichtigen auch sanitärhygienische Gründe:

*„Aufs erste laß ich das die Doktoren der Arznei urteilen und alle, die des besser erfahren sind, ob es gefährlich sei, daß man mitten in Städten Kirchhöte hat. Denn ich weiß und verstehe mich nicht darauf, ob aus den Gräbern Dunst und Dampf gehe, der die Luft verrücke. Wo dem aber also wäre, so hat man aus obgesagten Warnungen Ursachen genug, daß man den Kirchhof außer der Stadt habe. Denn wie wir gehört haben, sind wir allesamt schuldig, dem Gift zu wehren, womit man vermag“* [15].



Abb. 7

Während der Pest von 1527 entstandene und von Hans Lufft gedruckte Schrift Luthers (Museum Lutherhalle)

Gemäß Luthers Rat wird im gleichen Jahr der Hospitalfriedhof zum Heiligen Kreuz zum allgemeinen Gottesacker erweitert und mit der Stadt durch den „Leichendamm“ verbunden. 1528 trägt der Reformator hier sein Töchterchen Elisabeth zu Grabe. Doch auch der neue Friedhof erweist sich bald als nicht mehr ausreichend: der Rat der Stadt muß 1598 die Landesregierung um Unterstützung für eine weitere Anlage bitten, denn die Kirchhöfe in der Stadt und vor dem Elstertor sind inzwischen voll belegt, so daß *„keine Stelle gefunden würde, darin nicht zuvor etliche Kadavera putreficirt seien“* [11].

### Seuchengefahren

Die sanitären und hygienischen Mißstände haben ohne Zweifel dazu beigetragen, daß die Bevölkerung Wittenbergs ständig von Seuchen bedroht ist. Hilflos steht man den immer wieder grassierenden Infektionswellen gegenüber. Retrospektiv ist es dabei kaum möglich, die Massenerkrankungen jeweils zu analysieren, denn die „Pest“ ist damals ein Sammelbegriff, hinter dem sich auch andere Krankheiten verbergen. Um die Pest selbst muß es sich aber bei jener

Epidemie gehandelt haben, die zwischen Juli und Dezember 1506 die Bevölkerung in Schrecken hält und die Verlegung der vier Jahre zuvor gegründeten Universität nach Herzberg an der Elster veranlaßt. Die Rechnungen des Heilig-Kreuz-Hospitals von 1506/1507 weisen aus, daß das erkrankte Gesinde damals in dem extra muros befindlichen Hospital von der Stadtgemeinde abgesondert wurde. Während des laufenden Wintersemesters 1516/1517 hält die Pest erneut Einzug in Wittenberg und führt zur Flucht von etwa 200 Studenten. Im Oktober 1521 berichten die Protokolle der Leucorea von der „*erschrecklichen Krankheit der Pestilenz*“, der ein Dutzend Studenten erliegt [4]. Wegen der Seuche schickt man einen Ratsboten aus, der u. a. in Torgau und Leipzig den Wittenberger Galli-Markt abkündigt. Allerdings werden auch Zweifel laut, ob es sich in diesem Falle wirklich um Pest handelt: Philipp Melanchthon meint, zumindest ein Teil der Studenten sei an einer anderen Krankheit gestorben.

Noch größer ist der Schrecken des Jahres 1527, als zwischen Juli und August 18 Tote bei einer „*hartnäckigen mörderischen Seuche*“ gezählt werden: diesmal ist es die Pest, die besonders in der Fischervorstadt grassiert, während im Elsterviertel anfänglich keine Todesfälle registriert werden. Auf dem Höhepunkt der Infektionswelle wird auch Luthers Haus zum Hospital. Als die Frau des Pfarrers Georg Rörer stirbt, nimmt Luther deren Kinder auf. Auch Margarethe von Mochau, die Schwägerin von Luthers einstigem Verbündeten und späterem Gegner Andreas Bodenstein, findet im Hause des Reformators Unterkunft, als sie an einem „verdächtigen Geschwür“ darniederliegt. Luthers Arzt, der Hochschullehrer Augustin Schurff, zieht mit Frau zu seinem Patienten; Schurffs Frau erkrankt an einem „innerlichen Geschwür“, erholt sich aber wieder [15]. An Justus Jonas, dessen Sohn ebenfalls ein Opfer der Seuche wird, berichtet Luther in einem vom 4. November 1527 datierten Brief nach Nordhausen über das Leiden der Frau des Johannes Weber; er erwähnt ein Geschwür, das „*hartnäckig unbezungen stehen bleibt, weder weicht noch reif wird.*“

Aus Wittenberg flieht, wer eine Zuflucht außerhalb der bedrohten Region hat. Die Leucorea wird im August 1527 nach Jena verlagert. Der ärmeren Bevölkerung bleibt eine derartige Ausweichmöglichkeit allerdings fast immer versagt. Aber auch Luther bleibt am Ort, obwohl die Pest inzwischen „aus den Winkeln“ hervorgetreten ist und das Elsterende, den Markt, die Schloß- und Brüdergasse sowie andere Gegenden der Stadt erfaßt hat. Panik ergreift die zurückgebliebene Bevölkerung; Rohheiten und Übergriffe bei Begräbnissen sind an der Tagesordnung. Der spätere Stadtschreiber Urban Balduyn berichtet von einem Ereignis, wo „*der Totengräber hat die alte Schliebnerin mit einem Stecken oder einer Krücke geschlagen, daß sie ins Grab gefallen*“. Wahrscheinlich nutzt man bereits jetzt den linken Teil des alten Friedhofs als Pestgottesacker und legt mehrere Leichen in ein Grab, denn Balduyn berichtet, daß einmal „*alle fünf Leichen beieinander gestanden, daß es zum Erbarmen gewesen*“ [1].

Mit täglichen Ermahnungen, mit der bereits genannten Schrift und mit der am 15. September 1527 gehaltenen Predigt „Wie man sich der Seelen halben schicken und halten soll in solchen Sterbensläuften“ sucht Luther auf die Verhältnisse in der Stadt Einfluß zu nehmen. Mit moralischem Zuspruch fordert er zum verantwortungsbewußten Handeln gegenüber den Mitmenschen auf [15]. Besonders appelliert er an jene, die von Beruf und Berufung her besondere Verant-

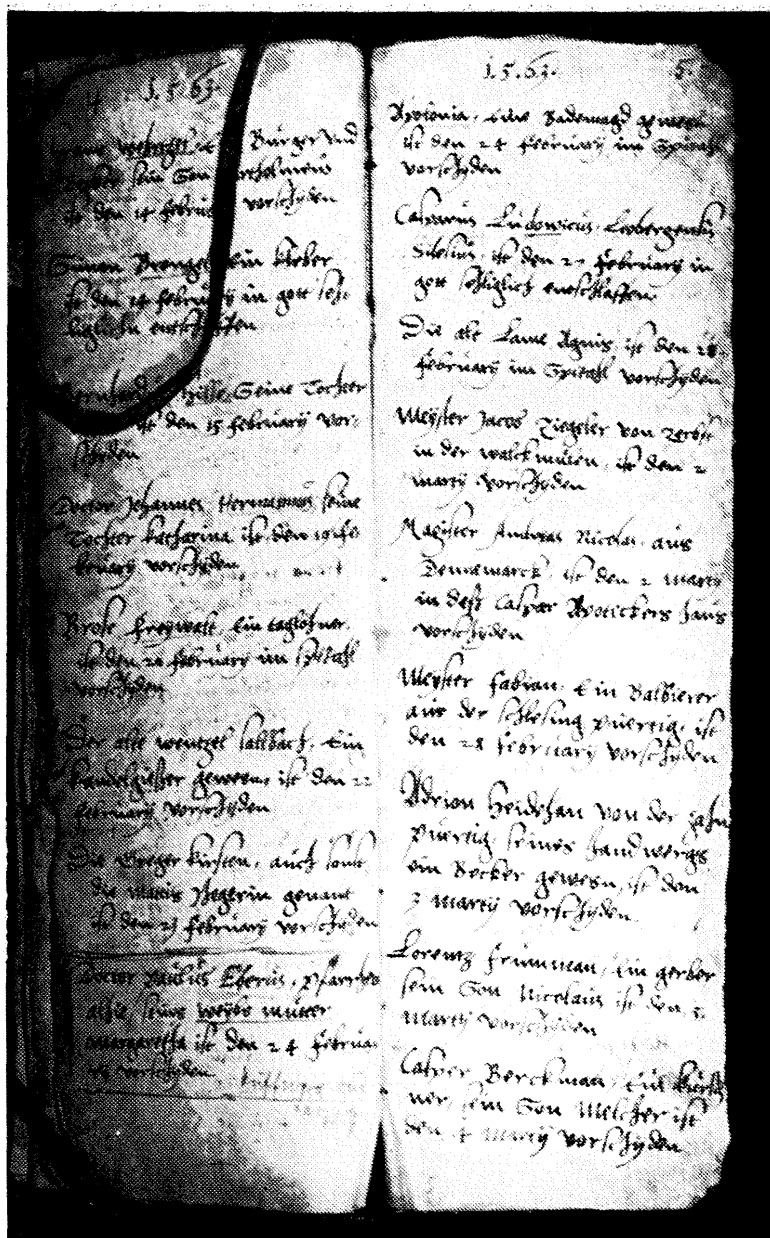


Abb. 8  
 Auszug aus dem ersten  
 Jahrgang der Toten-  
 register (Kirchenarchiv  
 Wittenberg)

wortung tragen („Zur Pestzeit, da sollen Lehrer und Prediger aushalten, daß sie ihr Leben lassen für ihre Brüder . . . item, was gemeine Personen sind, auf Sold und Lohn gedingt, wie ein Stadtarzt, Stadtdiener, Söldner und wie die mögen genannt werden, die mögen nicht fliehen“). Die Aufforderung zum Gottvertrauen will Luther dabei nicht mit Leichtsinn verwechselt wissen. Daher schilt er jene „die Gott versuchen und alles anstehen lassen, womit sie dem Sterben oder der Pestilenz wehren sollten, die verachten, Arznei zu nehmen und Stätten und Personen nicht meiden, so die Pest gehabt und ausgekommen, sondern zechen und spielen“. Er verweist auf das Beispiel von Leuten, „die wieder aufkommen, da sie Arznei genommen“ und wendet sich gegen die, welche „sind so beschränkt, daß sie die Arznei verachten und ohne Ursache sterben“ [15]. Seine scharfen Angriffe sind gegen diejenigen gerichtet, die böswillig und leichtfertig zur Verbreitung der Infektion beitragen.

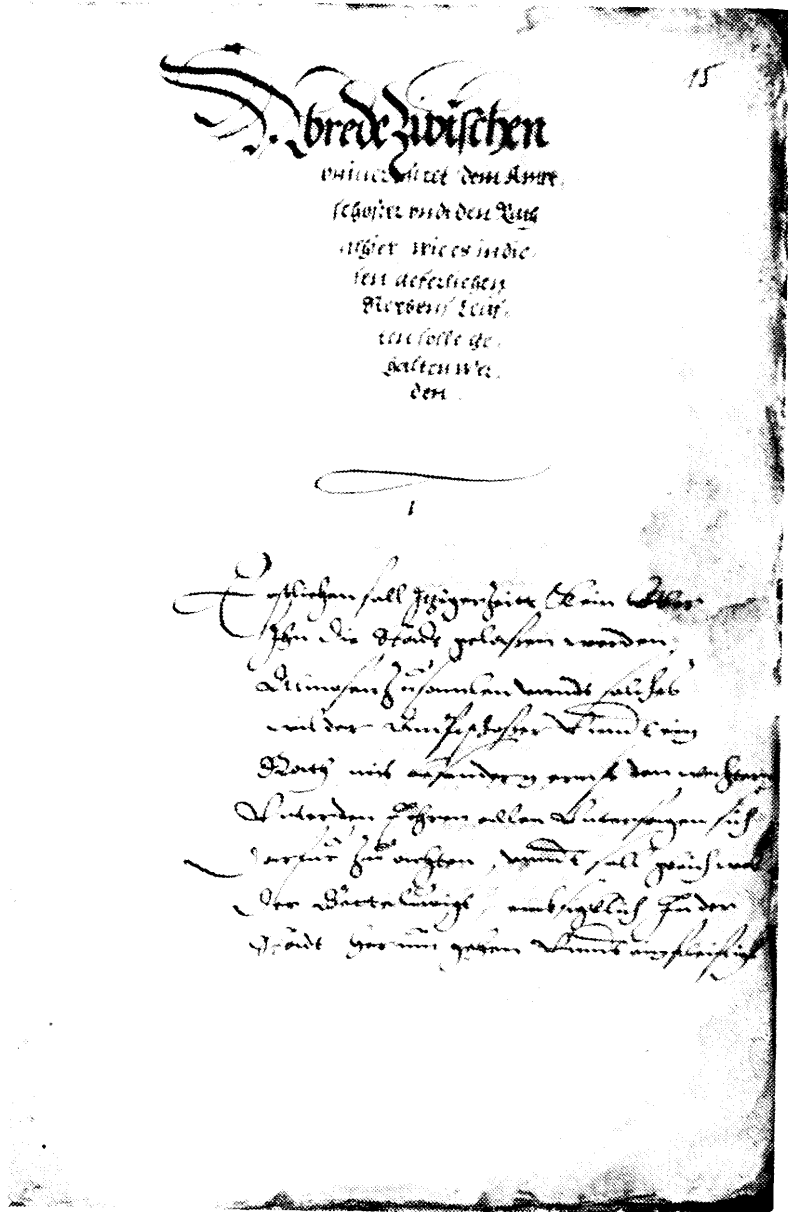


Abb. 9  
 Abrede wegen der Pest  
 von 1566 (Stadtarchiv  
 Wittenberg)

Die Ursachen der Pest sind zu diesem Zeitpunkt noch unbekannt. Eine Hauptgefahr sieht man in dem „aer infectus“, der durch Infektionskeime verunreinigten Luft. Daher fordert Luther seine Mitbürger auf, in ihr tägliches Gebet die Bitte einzuschließen, daß die Luft rein sei und die Früchte „nicht vergiftet werden und wir mit dem Vieh daran essen und trinken die Pestilenz, Franzosen und andere Krankheiten“ [15]. Das Räuchern soll „die Luft tegem“. Durch Abbrennen aromatischer Hölzer in Stuben, Häusern und Gassen hofft man, der Verbreitung in der Luft befindlicher Krankheitskeime zu begegnen. Im Brief vom 4. November 1527 berichtet Luther auch von „Pommer“, seinem Freund und Beichtvater Bugenhagen, „der heute zur Reinigung seines Leibes ein Purgiermittel eingenommen hat“. Ersten Symptomen der Pestilenz wirkt man mit Suppositorien und Klistieren, mit Aderlässen und vielen anderen Ingredientien

entgegen, darunter auch Aufbereitungen aus der Dreckapotheke und das vielgerühmte Allheilmittel Theriak. Wichtigste Vorbeugungsmaßnahme bleibt aber die Isolierung der Kranken. Die Beutelordnung von 1520/21 wird zur Grundlage für die Absonderung aller in Seuchenzeiten erkrankten Stadtarmen. Bei der Pest von 1527 wird diese Maßnahme wirksam. Die Kastenrechnungen dieser Zeit lassen Ausgaben erkennen *„für die armen Leute im Heiligen Kreuz, die da krank gelegen an der Pestilenz“* und enthalten Formulierungen wie *„wenn etliche krank geworden und um Vermeidung der anderen Leute sich haben innen halten müssen“* [27]. Auch *„Mellerstadts Bude“* wird als Isolierungsort erwähnt [12]. Als im August 1529 in Halle und Umgebung *„das Sterben einfällt“*, schirmt man sich von der infizierten Stadt ab. Diesmal ist es der *„Englische Schweiß“*, der den Kontinent überzieht. Luther spricht in Briefen vom August 1529 von der *„neuen Pest, welche man die englische nennt“*. Im Gegensatz zu Zwickau gäbe es gemäß dieser Äußerung in dem ebenfalls bereits betroffenen Wittenberg aber bisher kaum Opfer, die Kranken würden mehr aus Angst schwitzen. Luther berichtet bei dieser Gelegenheit von einem in Wittenberg erscheinenden Büchlein (*„Ein Regiment derjenigen, so durch Gottes Verfügung in die neue schwitzende Seuche fallen“*), das aber von der lokalen Ärzteschaft abgelehnt werde. Im September 1530 wird wegen des Einfalls der *„sterbenden Seuche“* den Wittenberger Bürgern verboten, die Leipziger Michaelismesse zu besuchen. Ein Rotgießer aus der Stadt erhält eine zusätzliche Entlohnung, weil er am Coswiger Tor Wache hält und den aus der Gegend Leipzig anreisenden Besuchern den Eintritt verwehrt.

Im Juli 1535 droht neuerliche Seuchengefahr und veranlaßt die Universität zum Ausweichen nach Jena; auch Luther soll gemäß kurfürstlicher Weisung mit seiner Familie die Stadt verlassen. Der Reformator bagatellisiert aber die unterstellte Gefährdung und schreibt am 9. Juli:

*„Mein gewisser Wetterhahn ist der Landvogt Hans Metzsch, welcher bisher eine ganz nüchterne Geiersnase gehabt hat auf die Pestilenz, und wo sie fünf Ellen unter der Erde wäre, würde er sie wohl riechen; weil derselbe hierbleibt, kann ich nicht glauben, daß eine Pestilenz allhier sei. Wohl ist's wahr, daß ein Haus oder zwei ein Geschmeiß gehabt, aber die Luft ist noch nicht vergiftet. Doch weil die Hundstage vorhanden und die jungen Knaben erschreckt, hab ich mir's gefallen lassen, daß sie umher spazieren, damit ihre Gedanken gestillet würden, bis man sehe, was werden will. Ich merke aber, daß derselben Jugend viele solch Geschrei der Pestilenz gern gehöret: denn etliche den Schwären auf dem Schulsack, etliche die Kolik in den Büchern, etliche den Grund an den Federn, etliche die Gicht am Papiere kriegen, vielen ist die Tinte schimmlicht worden . . . und mögen dergleichen Schwächlichkeiten mehr sein, denn ich erzählen kann“* [15].

Die allgemein verbreiteten Schreckensnachrichten sind jedenfalls übertrieben. Der Kutscher in Luthers Haus hat statt der Pest nur ein leichtes Fieber. *„Alles heißt jetzt Pestilenz, was krank sei“*, meint der Reformator und äußert sich am 25. August 1535 nicht ohne Ironie: *„Hier herrscht die Pest oder vielmehr sie wütet. Denn niemals sind hier in einem ganzen Jahre weniger Leichenbegängenisse gewesen als jetzt, wiewohl niemals ein größeres Geschrei über die Pest gemacht worden ist“* [15].



Im Dezember 1538 bricht in zwei Häusern eine Infektion aus. Als Luthers Tischrunde sich gegen die Anwesenheit des die Kranken besuchenden Pfarrers Peter Heß verwarren will, stellt sich Luther dieser Haltung entgegen: für ihn ist das Werk des Geistlichen Ausdruck einer gegenüber der Gemeinde verantwortungsbewußten Haltung [11]. In diesem Sinne ist auch die „öffentliche Vermahnung“ Luthers gehalten, die er am 21. Oktober 1538 von der Kanzel der Stadtkirche aus vorträgt. Ein „Pestchen“ des Jahres 1539 gibt ihm erneut Gelegenheit zu einer Polemik für karitatives Verhalten. Nach dem Tode des Juristen Sebald Münster – auch dessen Frau und einige Hausangehörige werden Opfer der Seuche – nimmt Luther die Münsterschen Kinder in sein Haus auf, obwohl die Rede geht, er versuche damit Gott. Luther entgegnet, es sei eine ganz andere Pest am Werk, nämlich ein „nicht geringer Mangel an Barmherzigkeit“. Im vollen Bewußtsein der Gefahr, der er sich aussetzt, besucht er Kranke und Sterbende. Bei Tisch berichtet er einmal von einem Vorfall nach einer Krankenvsited: „... und griff meiner Margarethen, die da zur Zeit noch kleine war, um das Maul mit unge-

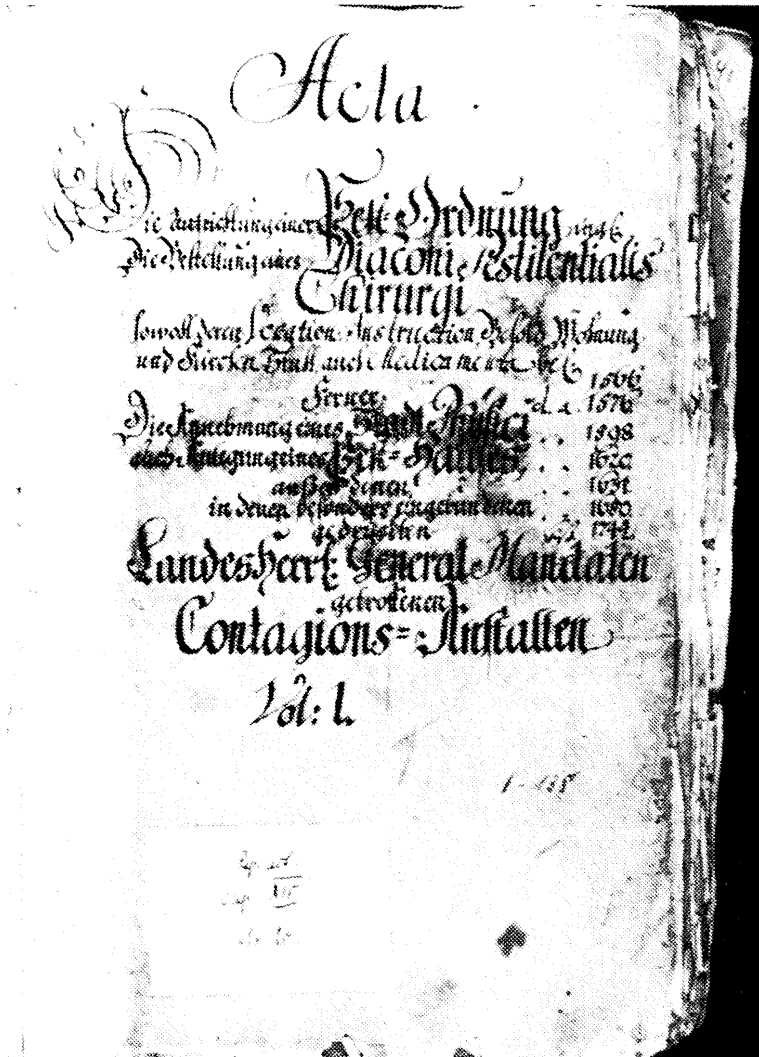


Abb. 10  
Die frühest nachweisbare Pestakte (Stadtarchiv Wittenberg)

*waschenen Händen; aber ich hatte es vergessen, sonst hätte ich's auch nicht getan, denn es wäre Gott versucht*" [15]. Wiederum macht er die Kanzel der Stadtkirche zum Ort höchster Verantwortung in der Stadt, indem er die fluchtbereiten Mitbürger mahnt: *„Euch, die ihr von dannen ziehen wollt, ermahne ich, daß ihr die Stadt versehet mit öffentlichen Dienern, Ärzten, Wundärzten, Barbieren und Krankenwärtern für die Armen, die im Hospitale von der öffentlichen Wohltätigkeit leben.“*

Bis 1552 bleibt Wittenberg von Seuchengeschehen verschont; wegen der anstehenden Gefährdung verlegt man die Universität für einige Monate nach Torgau. Als die Pest auch das Schwarze Kloster erfaßt, begibt sich die Witwe des Reformators mit den Kindern auf die Flucht. Nicht der Pest, sondern einem Unfall auf dem Weg nach Torgau fällt sie zum Opfer.

Bei neuerlicher Epidemiegefahr im Jahre 1566 kommt es bei dem Bemühen um die Seuchenabwehr zu einer bemerkenswerten Kooperation dreier Instanzen. Die „Abrede zwischen der Universität, dem Amtsschösser und dem Rat, wie es in diesen gefährlichen Sterbensläuften soll gehalten werden“ ist ein erstes Zeugnis gemeinsamer Bemühungen. Im wesentlichen gibt das Dokument Order über besondere Wachsamkeit an den Stadttoren zur Fernhaltung infektiöser Personen; es regelt die Kennzeichnung und Schließung „vergifteter Häuser“ sowie die Einstellung eines Pestarztes, eines Pestbarbiere und eines Pestdiakons. Auch die Vorkehrungen für Verhaltensweisen bei Begräbnissen werden präzisiert. Weil Klage geführt wurde, daß man zuvor bei „drohender Contagion“ lediglich einen Pestchirurgen und einen Pestdiakon bestellt habe, nicht aber Wartungspersonal unter Einrichtung eines Siechenhauses, wirkt ein kurfürstliches Mandat jetzt darauf hin [28]. Das Heilig-Kreuz-Hospital war nach 1554 vor allem als Asylierungs- und Pflegestätte für infektiöse Kranke aus der Stadt neu aufgerichtet worden; in der Folge wird gelegentlich ein in der äußersten linken Ecke des alten Gottesackers befindliches Pesthaus erwähnt, das auch Ortsfremden offenstand. Erste Registrierungen der Pestopfer finden sich in den seit 1563 angelegten Totenbüchern des Kirchenamtes [16, 17]. Unter ihnen sind die Angehörigen des Hauses von Diakon Schönborn, die Ehefrau und fünf Kinder des Magisters Antonius. Vier Kinder sowie zwei Erwachsene werden ohne kirchliche Zeremonien stillschweigend begraben. Eine Wehemutter trägt man zusammen mit ihrem Mann und den drei Kindern auf den Friedhof vor dem Elstertor. Ganze Familien sterben aus.

Über die Seuche des Jahres 1566 ist eine Pestakte erhalten geblieben. Ihr Titel verweist auf Inhalt und Ziele: *„Die Aufrichtung einer Pestordnung, ingleichen die Bestellung eines Diaconi Pestilentialis, Chirurgi, sowohl deren Vocation, Instruction, Besold, Wohnung und Kirchenstuhl, auch Medicamenta betreffend; ferner die Gewährung eines Stadt-Physici, auch Anlegung eines Pesthauses“* [29]. 1577 droht wiederum die „Seuche der Ungnade“. Kurfürstliches Amt, Rat der Stadt und Universität gehen mit einer im September 1577 vereinbarten Pestordnung erneut gemeinsam vor. Die detaillierten Bestimmungen fordern: Verbleiben der Einwohner und Studenten in ihren Häusern und Stuben – Einschränkung aller öffentlichen Veranstaltungen, Feiern und Festlichkeiten – Verbot für *„das unziemliche Schwelgen, Sauten und viehisch Schreien in den offenen Wein- und Bierhäusern“* – Meidung verdächtiger Lokalitäten und Personen – Gebrauch *„christlich geordneter Mittel“*, darunter medikamentöse Pro-

# Ordnung

Die die Universitat zu Wittenberg  
das durch das in Diät altes Fe. d. d. d.  
Anhangt, und es in die für die  
in jedem halben Jahr zu halten  
werden soll, anzuweisen, dass  
nach sich in jedem Jahr  
jeden Freitag zu halten  
in diesem Jahr  
anzuweisen  
soll, d. d.

Quint

5. 5. 7. 7.

30 Septembris.

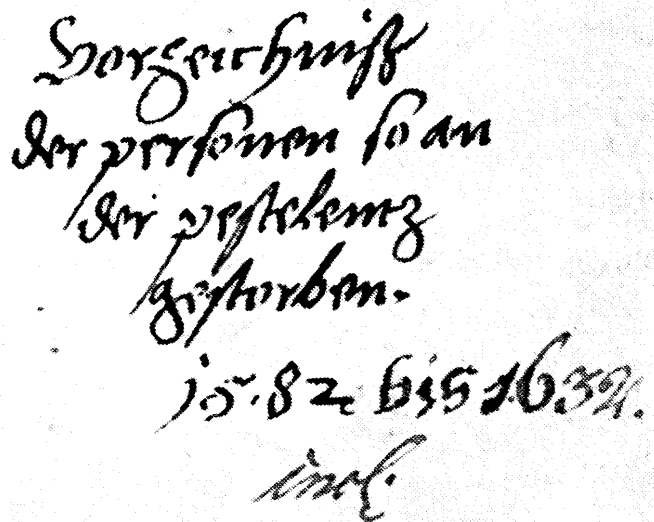
Abb. 11

Pestordnung von 1577  
(Stadtarchiv Wittenberg)

phylaxe und sinnvolle Diät. Anzustellen ist ein Pest-Diakon, der den Kranken geistlichen Beistand leistet und ansonsten „soviel als möglich die Leute auf der Gasse meide, damit sich die Blöden und Schwachen vor ihm zu entsetzen nicht Ursache nehmen mögen“. In Dienst zu nehmen ist außerdem ein speziell mit Pestaufgaben betrauter Arzt, der aber nicht verpflichtet ist, die Kranken persönlich aufzusuchen und zu behandeln, sondern lediglich „mit Fleiß verordne, was ad praeservationem et curationem pestis von Nöten ist für reiche und für arme, alte und junge Leute“. Auch einen Barbierchirurgen will man zur Hand haben, der persönlich am Krankenbett alles das tun soll, was der Arzt aus der Ferne verordnet. Für die Einwohner soll das Heilig-Kreuz-Hospital zur Verfügung stehen, für die Studenten das Universitätshospital. Pflegepersonal soll ebenso gewonnen werden wie spezielle Leichenträger. Zu Asylierung und Infektionsschutz durch Kontaktvermeidung mit Fremden kommen schließlich auch

Hygienemaßnahmen hinzu; bei Strafe untersagt wird „das Ausgießen auf den Straßen und sonst alle Unsauberkeit, wodurch Gestank erreget und die Luft vergiftet“ wird [29].

Im Oktober 1577 meldet die Universität neun Todesfälle unter den Studenten und Professoren; im Hospital war bereits im April die Frau des Kirchendieners mit ihren vier Kindern der Seuche zum Opfer gefallen. Im August 1582 bricht die „abscheuliche Krankheit der Pestilenz“ in einem Bürgerhaus gegenüber dem Augusteum aus und fordert drei Opfer. Die Universität bringt in Vorschlag, Infektionskranke grundsätzlich nicht mehr in ihren Häusern zu belassen, sondern ins Heilig-Kreuz-Hospital vor das Elstertor zu schaffen. Damit wird erstmalig auf eine allgemeine „Quarantäne“ bei Seuchengefahr orientiert. Der Rat der Stadt wendet ein, die Kranken wären wohl nur schwerlich zum Verlassen ihrer Häuser zu bewegen; es möge alles beim alten bleiben und die Asylisierung darauf beschränkt werden, die arme Bevölkerung ins Hospital zu bringen. Man solle aber mehr darauf achten, daß erkrankte Personen ihre Häuser nicht verlassen [29]. Die Seuche wütet diesmal furchtbar: gemäß Pesttotenregister sterben 1582 insgesamt 282 Erkrankte [17]. Bereits 1584 muß erneut ein „Kurzes und einfältiges Bedenken, wie es in itzo fürstehender und zugehender Sterbensgefahr möge gehalten werden“ in Umlauf gebracht werden: 257 Pesttote sind zu registrieren.



Vorgezeichnet  
der Personen so an  
der pestilenz  
gestorben.  
1582 bis 1639.  
incl.

Abb. 12

Titelblatt des ersten  
Pesttotenregisters

Zwei Jahre vor der Jahrhundertwende taucht die „Pest-Gifts-Geburt“ noch einmal in der Umgebung der Stadt auf. Am 4. Mai 1598 erläßt der Rat ein entsprechendes Mandat. Insgesamt 96 Pestopfer sind zu beklagen.

### **Besonderheiten der Organisationsform**

Bei einer Übersicht zur Wittenberger Kommunal- und Seuchenhygiene im 16. Jahrhundert läßt sich feststellen, daß die Probleme hier nicht anders liegen als in vergleichbaren Territorien und Gemeinden, die zu ihrer Lösung beschrittenen Probleme aber in manchem Detail einen spezifischen Charakter tragen, der sich aus den lokalen Gegebenheiten ableitet. Die Aufsicht befindet sich in den Händen von Behörden und Geistlichkeit, die auch außerhalb von Krisenzeiten eine Kooperation anstreben. Eine Trennung von kirchlicher und politischer Gemeinde gibt es im 16. Jahrhundert noch nicht; in die Kirchenordnungen werden damals u. a. auch Bestimmungen des Armen- und Gesundheitswesens aufgenommen. In der von Luthers Freund Bugenhagen verfaßten Hamburger Kirchenordnung von 1529 sind beispielsweise auch die Hebammen und die Bademuhmen erfaßt [14]. In Wittenberg drängt Luther auf obrigkeitliche Kontrollmaßnahmen, um die Durchsetzung derartiger Ordnungen zu gewährleisten. Daraufhin werden von Juristen und Theologen in bestimmten Abständen Visitationen durchgeführt, die auf die regionale Entwicklung maßgeblichen Einfluß nehmen. Unter den Armen versteht der Reformator nicht *„allein, die da arm an Gütern, sondern auch alle, die gedrückt, geplagt, elend, traurig, gedemütigt“*, insbesondere die *„Blinden, Tauben, Lahmen, Aussätzigen“* [15]. Er übt Kritik, daß die Herrschenden von jenen, die *„verachtet und unwert“* sind, keine Notiz nehmen, da sich diese *„zu ihren Höfen und Geschäften nicht schicken“*. Der Reformator betont, daß es *„not ist unter den Christen, daß die rechten Armen . . . die sich selbst aus Schwachheit und Alter nicht können ernähren, versehen und unterhalten werden“* [15]. In seiner berühmten Reformationsschrift von 1520 („An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“) spricht er entscheidende Bereiche des gesellschaftlichen Lebens an; er fordert, daß jede Stadt ihre Armen zu versorgen und Pfleger für sie anzustellen habe. Sein Postulat findet Gehör: der Rat erläßt Ende 1520 oder Anfang 1521 die „Ordnung des gemeinen Beutels“. Sie reguliert die städtische Fürsorge für gebrechliche und notleidende Einwohner sowie für die Hospitalinsassen. Materielle Grundlage des Gemeinen Beutels und späteren Gemeinen Kastens bilden zunächst Spenden, dann aber auch – nach Erlaß der „Löblichen Ordnung der fürstlichen Stadt Wittenberg“ von 1522 – Kircheneinkünfte sowie die Vermögen der Bruderschaften. Die Verwaltung dieser Armenkasse ist eine städtische Angelegenheit, zu der man den Pfarrer hinzuzieht. Als älteste evangelische Armenordnung enthält diese Einrichtung auch bemerkenswerte Bestimmungen für das kommunale Gesundheitswesen. So sieht sie u. a. vor, daß *„in sterblichen Zeiten . . . man auch der Armen Wartung und Versorgung an einem sonderlichen Ort, von anderen Leuten gelegen, bestellen“* soll [21]. Zur Versorgung gehören dabei Medikamente und ärztliche Behandlung. Die Beutelordnung geht auch auf die psychisch Kranken ein, deren Asylisierung unter fast menschenunwürdigen Bedingungen aber auch in Wittenberg nicht aufgegeben wird. Das Narrenhaus bleibt Requisit des Mittelalters,

auch wenn die Kämmereirechnungen [18–20] gelegentlich Ausgaben für die hilflosen und gleich Gefangenen gehaltenen Kranken ausweisen.

Aus der Beutel- und Kastenordnung erwachsen der Stadt jedenfalls neue und bedeutende Aufgaben. In seinem Brief an den ehemaligen Ordensbruder Johann Lang in Erfurt schreibt Luther 1523: „Wir werden hier, obgleich wir arm sind, täglich überlauten und unsere Kirche wird von fremden Armen beschwert, während wir den Einheimischen nicht Genüge tun können“ [15]. Es hat den Anschein, als hätten sich manche Gemeinden aus der Umgebung die Sache dadurch leicht gemacht, daß sie den genannten Personenkreis nach Wittenberg abschoßen. So klagt Luther 1536 dem kurfürstlichen Vertrauten Georg Spalatin: „Fast alle Gemeinden denken so: Wir wollen uns der Armen entledigen und sie nach Wittenberg schicken. Dies erfahren wir täglich.“

Das eindrucksvolle Beispiel der italienischen Spitäler [13] vor Augen, verwendet sich Luther für allgemeine Krankenhäuser, damit in Krisenzeiten nicht jedes Bürgerhaus zum Spital werden müsse. 1527 unternimmt er in dieser Beziehung auch praktische Schritte, als er brieflich an den Landesherrn mit der Bitte her-

**W** In Ehrwehster Hochweiser Racht allhier / leset allen  
und jeden ihren Bürgern und Untertanen / in und außser der Stadt / hiermit  
ernstlich befehlen / und sie dahin verwarnen und vernähnen das ein jeder fleißig auffachtunac und auff  
halten sol damit er keine fremde unbekandte Leute sonderlich von denen orten vmb enden des es der an  
fallenden pestilenzische der Pestilens und Sterbenssefahr halben nicht sicher und rein ist auff und einneme  
und beherbräue. Inmassen dann auch in sonderheit die Zünfte und Handwerge bei jesaen obstehenden teralichen kunst  
ten und an vielen orten andrawender Sterbens sefahr kein unbekandte Handwerge seinde Gekellen und andere so von den in  
steueren orten anders kommen und sich öffentlich oder heimlich allhier einschleiffen mochten beherbräuen auff noch einnemen  
sondern dieselbigen biß in anderer gelegenheit äücht abweisen sollen. Auch sol es ein jeder in und vor seinem Hause  
in allen Gemachen und Kammern so wol auff den Gassen allenthalben sauber und rein halten alle einlaubert Gschweime Mist  
und andere dardurch ein entleiblicher böler gestank und heror ausruchet und die Luft verunreinnet werden mochte in der  
Stadt aemlich abschaffen / Auch seinen Brun noch andere stinckende und unsaubere mater heraus auff die Gassen aegien / Solches  
auch seinen Gessen vernemden und sie dardur vernarnen bestraff fünf Thaler Wie dann dinstalls ein jeder Wirth vor seinem Gast  
und Haußgast zu zelten und die straffe unanfechtlich zuerlegen schuldig sein sol. Niemandes sol jesaer zeit  
Kleber / Weiben noch anders von fremdden und unbekandten Leuten kuffen / noch zu sich in sein Hauß nehmen die weil idg  
zu gebracht wirdet. Wie dann auch derweil alle Trödeln aemlich verboten und abgebräuet sein sol.  
Ferner sol ein jeder seiner Geste nahmen und wohero sie seind / auffzeichnen und dem reatierenden Wraemertier so balde sie  
aufkommen ein vorzeichnus derselben zuhicken / Auch auff das Feuer und Lichte fleißig auffachtunac abden Layen Tages und  
Nachte in seinem Hause einen Wecker halten / Auch seinen Gessen vernemden und ansetzen demnach des Nacts halben und  
damit die Landstraßen Straß und Wege richtig sicher und rein gehalten werden sollen allerhand notwendige Vorordnunge und  
anbahnunac aetban werden das sie vorsich selbst / und mit ihren wahren und gütern die freye öffentliche und ordentliche Landstraf  
sen und Fuhrwege / vernemden und imbalts des öffentlichen angeflagener Patens halten und alle beuweac und reuclstige zu  
verhütunac und abwendunac eines jeden gefahr / meiden sollen. Das sie sich auch mit anbahnunac und entrichtunac des  
Eckleackhaves Lohnunac und Waacpflicht nach imbalts eines Erbarn Nacts öffentlich publicirten Ordnung / in der Waac bey  
den Vorordnen anachen / und imvolac derselben / sich allenthalben der gebühre erzeigen und verhalten und sich vor straffe hüten.  
Die fremdden und einheimischen Fuhrleute sollen um und außserhalb der Märkte bey verlust ihrer Pferde und Wagen kei  
ne Kaufmans gütere und wahren wie die namen haben mögen außer der Stadt in den Vorstädten weder ablegen noch anfla  
den sondern dieselben in die Stadt herein führen bringen / heben / ablegen / und aufladen damit solche Kaufmans gütere und  
wahren dem berechnen nach und imbalts voriacer publicirter Mandaten / in die Stadt herein vor die Waac gebracht und die  
acordente und pflichtig lobhimeac und gebühre danon entrichtet werden müge. Hiernach sich ein jeder allenthalben wird zu  
richten und vor straff schaden und gefahr zuhüten wissen. Publication den 4. May Anno 8c. 98.

Abb. 13

Pestanschlag von 1598 (Stadtarchiv Wittenberg)

antritt, das von den Bettelmönchen verlassene Franziskanerkloster zum Armenhospital zu machen. Kurfürst Johann kommt dem Ersuchen nach; er gibt zum Brunnen, Röhrkasten, Badestube, Brauhaus und andere Teile des Klosters frei, obwohl er sie zuvor dem Schösser Gregor Bürger versprochen hatte. Die Regelung der kommunal- und sozialhygienischen Belange schließt die Notwendigkeit der Bevölkerungsinformation über jeweils aktuelle Erfordernisse ein. Wenn dabei die allgemeinen Hygiene-Vorschriften immer wieder der Erneuerung bedürfen, dann spricht das dafür, daß es der Wittenberger Bürger mit den dem Allgemeinwohl dienenden Anweisungen nicht sehr genau nahm. Viel sorgfältiger hält man sich – sofern die wirtschaftlichen Voraussetzungen gegeben sind – an die Regeln der individuellen Hygiene. Gemäß den geltenden medizinischen Anschauungen ist es notwendig, den Körper regelmäßig von schlechten Säften zu befreien. Purgieren, Schröpfen und Aderlassen gehören zu den Selbstverständlichkeiten einer Vorbeugungsmentalität, die den Bürger in regelmäßigen Abständen zum Bader oder zum Barbierchirurgen führt. Die Wittenberger Bader sind daher zu Lebzeiten Luthers durchaus wohlhabende Leute, während die Ärzteschaft sich immer wieder über schlechte Einkommensverhältnisse beklagt. Ein Mediziner wie Martin Berger, der in der Stadt mehrere Häuser besitzt [10], mag eine gewisse Ausnahme gebildet haben. Freilich sind die Angaben der Ärzte über schlechte Vermögensverhältnisse relativiert zu sehen; sofern sie im einzelnen wirklich zutreffen, mag eine gewisse Begründung darin zu sehen sein, daß sich der Kleinbürger die Konsultation eines akademischen Arztes wegen dessen hoher Forderungen gar nicht leisten kann und deswegen dem Bader und Chirurgen den Vorzug gibt, dessen Rechnung ihm zumindest erschwinglich erscheint. Handelt es sich lediglich um die im Sinne einer allgemeinen Prophylaxe gedeuteten Maßnahmen, dann kombiniert man die Visite der Barbierstube gern mit dem Aufsuchen des Balneators: wie bereits erwähnt, ist das Baden dabei nicht nur auf Reinlichkeit und Körperpflege ausgerichtet, sondern es dient zugleich dem Vergnügen. Die Badestuben leeren sich allerdings, als man in ihnen gefährliche Infektionsquellen zu erkennen glaubt. Eine große Rolle in dieser Individualprophylaxe spielt zudem die auch von Luther immer wieder apostrophierte Diätetik mit Empfehlungen zur Mäßigkeit, zur Vermeidung eines Luxuskonsums und zu einer generell sinnvollen Lebensweise.

In einem Punkt scheint es in Wittenberg besondere Schwierigkeiten gegeben zu haben, nämlich der Einsetzung eines besoldeten Arztes als städtischem Physikus. Derartige Amtsärzte begegnen uns in wohlhabenden Kommunen seit dem 15. Jahrhundert; ihnen unterliegt Hygieneaufsicht und Armenfürsorge, Apothekenvisitation sowie die Kontrolle des medizinisch tätigen Personals. Als weiterer Gesichtspunkt kommt bei der Errichtung von Physikaten hinzu, daß man den unzufriedenen Stadtarmen Zugeständnisse machen will und ihnen unentgeltliche ärztliche Betreuung in Aussicht stellt: so ist es bestimmt kein Zufall, daß in Halle im Jahre 1526 – kurz nach dem Großen Deutschen Bauernkrieg – ein städtisches Physikate entsteht. Von der Sache her muß man es in Wittenberg ähnlich haben halten wollen, doch scheint das Amt für die ortsansässigen Mediziner wenig attraktiv gewesen zu sein, denn es bleibt lange Zeit unbesetzt. Wegen „*vacantia salarii physici*“ kann ein Wittenberger Schulmeister zusätzlich zu seiner 40 Gulden betragenden Besoldung weitere 25 Gulden kassieren [11]: die

Besetzung des Amtes scheidet demzufolge nicht an der Bereitstellung von Geldern, sondern offenbar an der in Relation zu den zu übernehmenden Pflichten zu niedrig gehaltenen Summe. Scheinbar hat man in Wittenberg zumindest die Armenversorgung absichern wollen; aus dieser Haltung heraus erklärt sich der Einsatz eines Armenarztes. Vielleicht haben die akademisch gebildeten Ärzte zudem das Eingehen auf einen Vertrag gescheut, der sie verpflichtet hätte, in Krisenzeiten am Ort zu bleiben. Als Vertreter des Besitzbürgertums können sie aber, wenn eine Infektionswelle droht, mit diesem aus der Stadt flüchten; ein Vertragsabschluß mit dem Rat hätte ohne Zweifel die Klausel enthalten, in Not und Gefahr den am Ort verbleibenden Bürgern beizustehen. Gelegentlich ist es wohl zur Verpflichtung von Pest- und Seuchenärzten gekommen; das waren meist fremde Wundärzte, die sich gegen hohes Entgelt verdingten, d. h. sich das übernommene Risiko gut bezahlen ließen. Ein derartiger Einsatz läßt sich aus einem Visitationsbericht der Universität aus dem Jahre 1587 herauslesen. Die zur Fakultät gehörenden Ärzte führen bei dieser Gelegenheit Beschwerde darüber, daß bei Seuchengefahr *„auf solchen Fall der Rat keinen medicum pestilentialem, wie zuvor geschehen, halten tut, sondern ihnen in solcher Gefahr die Kranken angewiesen werden“*, was sie sehr bedenklich stimmt, zumal *„sie keine Besoldung dafür haben“* [14]. Auf Martin Luthers Forderung, den von den Gefahren einer Epidemie bedrohten Bürger nicht in seiner Not allein zu lassen und am Platz der geistlichen und ärztlichen Pflicht auszuharren, wurde bereits hingewiesen; insofern stellen die diesbezüglichen Postulate des Reformators einen interessanten Beitrag auch zur Geschichte der Kommunal- und Sozialmedizin seiner Zeit dar.



## LITERATUR und QUELLEN

- [1] BUCHWALD, G.: Zur Wittenberger Stadt- und Universitätsgeschichte in der Reformationszeit; Leipzig 1893.
- [2] Dr. Martin Luthers Werke: Kritische Gesamtausgabe; Weimar 1883 ff.
- [3] FRIEDENSBURG, W.: Geschichte der Universität Wittenberg; Halle 1917.
- [4] FRIEDENSBURG, W.: Urkundenbuch der Universität Wittenberg, Teil I: 1502–1611; Magdeburg 1926.
- [5] HEUBNER, H.: Der Bau des kurfürstlichen Schlosses und die Neubefestigung Wittenbergs durch die Kurfürsten Friedrich den Weisen, Johann den Beständigen und Johann Friedrich den Großmütigen; Wittenberg 1936.
- [6] KAISER, W., u. A. VÖLKER: Ars medica Vitebergensis 1502–1817. Wiss. B. Univ. Halle 1980/9 (T 34), S. 1–99; Halle 1980.
- [7] KNAUTHE, C.: Topographie von Görlitz, hs. Msk., 18. Jahrhundert, in: Oberlausitzische Bibliothek der Wissenschaft zu Görlitz.
- [8] KRÜGER, G.: Wie sah die Stadt Wittenberg zu Luthers Lebzeiten aus? Luther-Zschr. 15 (1933), S. 13–32.
- [9] MEDEM, F. v.: Die Universitätsjahre der Herzöge Ernst Ludwig und Barnim von Pommern; Anklam 1867.
- [10] MÜLLER, N.: Die Wittenberger Bewegung 1521 und 1522; Leipzig 1911.
- [11] PALLAS, K.: Die Registraturen der Kirchenvisitationen im ehemals sächsischen Kurkreise, Teile 1; Halle 1906.
- [12] PALLAS, K.: Die Wittenberger Beutelordnung vom Jahre 1521 und ihr Verhältnis zu der Einrichtung des Gemeinen Kastens im Jahre 1522. Zschr. Ver. Kirchengesch. in der Prov. Sachsen 12. u. 13. Jg.; Magdeburg 1915/16.
- [13] REICKE, S.: Das deutsche Hospital und sein Recht im Mittelalter; Stuttgart 1932.
- [14] RICHTER, Ä.: Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts, Urkunden und Regesten, 1. Bd.; Weimar 1846
- [15] WALCH, J. G.: Dr. Martin Luthers sämtliche Schriften; St. Louis 1880–1910.
- [16] Kirchenarchiv Wittenberg: Totenbücher 1563 ff.
- [17] Kirchenarchiv Wittenberg: Pesttotenbuch 1582–1632.
- [18] Stadtarchiv Wittenberg: Kämmereirechnung 1520.
- [19] ebendort, Kämmereirechnung 1528.
- [20] ebendort, Kämmereirechnung 1538.
- [21] ebendort, Bc. 4.
- [22] ebendort, Bb. 3.
- [23] ebendort, Kämmereirechnung 1510.
- [24] ebendort, Kämmereirechnung 1534.
- [25] ebendort, Kämmereirechnung 1540.
- [26] ebendort, Kap. 19, Nr. 1–9, 11, 14.
- [27] ebendort, Bc 5.
- [28] ebendort, Bb 6.
- [29] ebendort, Kap. 14, Nr. 20.

### VERFASSER:

Dr. RONNY KABUS, Staatliche Lutherhalle Wittenberg, 4600 Wittenberg, Collegienstraße 54

## Das Wittenberger Medizinalwesen der Reformationsära

Über eine ärztliche Tätigkeit in Wittenberg vor Errichtung der Universität liegen keine sicheren Angaben vor. Allerdings wird in dem bis zum Jahre 1332 zurückreichenden ältesten Stadtbuch [48] bei der Beschreibung der Stadtwache ein Magister Peter Medicus erwähnt; hierbei dürfte es sich um einen Arzt gehandelt haben. Eine exakte zeitliche Zuordnung ist aber nicht möglich. Sicherer läßt sich die Existenz von Badern belegen: das genannte Stadtbuch nennt einen Balneator namens Cunradus. Bei der medizinischen Versorgung der Bevölkerung dürften die Bader ärztlichen Funktionen nachgekommen sein. Dafür spricht eine Kämmereirechnung von 1430, wo unter Stadtausgaben ein Bader nominiert wird, der 35 gr. erhält, weil er „*Albrechten dem Knecht, der mit der büchsen geschossen wart, geheilt hat*“. Als 1508 die erste ausführliche Beschreibung der Stadt Wittenberg aus der Feder von Andreas Meinhard erscheint [19], sind die Pforten der jungen Universitätsstadt seit sechs Jahren geöffnet und ist der Rektor der Leucorea der Auftraggeber für die in Dialogform aufgebaute Abhandlung. Sie ist voller überschwenglicher Formulierungen, enthält aber auch viele sachliche Informationen über die Verhältnisse des Gemeinwesens. Demgemäß sind zu diesem Zeitpunkt drei Badestuben in Betrieb: das „Balneum Iovis“ neben der vom Verfasser als „Arces Iovis“ bezeichneten Schloßkirche, das „Balneatorium Minorium“ beim Barfüßerkloster und das Elsterbad im gleichnamigen Viertel. Die Bäder sind nur an bestimmten Tagen geöffnet, worüber jeweils der Aushang einer Schüssel Kunde gibt. Die Bäder befinden sich in Privatbesitz, unterstehen aber der Oberaufsicht des Rates. Den Balneatoren obliegt die „äußerliche Cur“, d. h. die Behandlung von Knochenbrüchen, Verletzungen sowie generell der operative Eingriff, dessen sich der ausschließlich internistisch behandelnde Arzt akademischer Provenienz enthält [1, 9]. Zweifellos gab es im mittelalterlichen Wittenberg auch Hebammen. Die Anstellung einer Ratshebamme läßt sich aber nicht sicher datieren. Unter den Ausgaben der Kämmereirechnungen fällt ab 1471 die häufig wiederkehrende Passage „*item 3 gr der frauen, die das Kinth helt*“ auf: das könnten Zahlungen für eine angestellte Hebamme gewesen sein.

Von alters her gab es in Wittenberg Hospitäler, aber auch hierbei ist es nicht möglich, ein genaues Gründungsdatum zu nennen. Im Visitationsbericht von 1533 heißt es:



Hospital gab es auch in der kleinen Stadt Zahna. Insgesamt sollen auf deutschem Territorium etwa 150 Hospitäler gleichen Namens existiert haben [24].

Dem Deutschritterorden zur Seite tritt seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts der von Guido von Montpellier gegründete Orden vom Heiligen Geist, der schon um 1200 die Aufsicht über alle Spitäler in christlichen Landen führt. Ein Heilig-Geist-Hospital wird im Wittenberger Stadtbuch häufig genannt; man liest von Pfründen („emit praebendam“), mit denen sich Einzelpersonen „*diebus suae vitae*“ in das Hospital einkauften. Auch später sind immer wieder Schenkungen an dieses Hospital nachweisbar. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts gehören gemäß dem „vorzzeichnung der stad Wittemberg“ [37] 6 Hufen auf Wittenberger Flur, ein Dörflein mit vier Hüfnern, drei Kossäten und 16 Hufen zum Hof des Hospitals. Das an der Stadtmauer in der Nähe des Elstertores befindliche Hospital wird, weil man Platz zum Bau des Augustinerklosters benötigt, im Jahre 1504 abgerissen [41], wobei Grundmauerreste in den Klosterbau einbezogen werden (im östlichen Kellergewölbe des heutigen Lutherhauses sind noch vom alten Heilig-Geist-Hospital stammende Bausubstanzteile vorhanden). Die nur 30 Fuß lange und 20 Fuß breite Hospitalkapelle war zu diesem Zeitpunkt bereits äußerst baufällig und mußte von allen Seiten außen abgestützt werden. Anfang 1507 legt Erzbischof Ernst von Magdeburg, der Bruder des Kurfürsten, den Grundstein zu einer neuen und größeren Kirche, die um die alte Hospitalkapelle herum gebaut werden sollte. Dazu kommt es dann aber nicht: die alte Hospitalkapelle ist noch in Benutzung, als Martin Luther seine ersten Predigten in Wittenberg hält [4]. Erst beim Festungsbau von 1542 wird sie endgültig abgerissen.

Auch das Hospital St. Crucis ist etwa seit dem Jahre 1300 nachweisbar. Es lag außerhalb der Stadtmauer vor dem Kreuztor, das später Elstertor genannt wurde, und stand auf dem Gelände des alten Friedhofs. Zu diesem Hospital gehörte eine Kapelle, die dem Apostel Matthäus und der Maria Magdalena gewidmet war. Auf diese wird hingewiesen in einer Urkunde vom 25. Februar 1330, in der dem Hospital 2 Wispeln Roggen aus der Mühle und Zinsen aus der Gemeinde Nudersdorf übereignet werden. Neben dem alten Friedhof hat es früher noch ein Leprosen-Hospital gegeben mit einer dem Apostel Bartholomäus geweihten Kapelle. Dieser wurden 1355 von der Stadt 1½ Talent Zinsen übereignet. Vermutlich ist dieses Hospital 1429 von Hussitten bei der Niederbrennung der Vorstädte mit vernichtet worden. Die Angaben in den unterschiedlichen Quellen stimmen allerdings nicht immer überein [5]. Außerhalb der Stadtmauern und in der Nähe dieses schon nicht mehr bestehenden Hospitals befand sich eine Stelle, wo üblicherweise die Kleider der an Aussatz oder an der Pest verstorbenen Kranken verbrannt wurden. Sie sollte später als der Ort der öffentlich dem Feuer übergebenen Bannandrohungsbulle berühmt werden. Eine genaue Lokalisation ist allerdings bis heute nicht möglich gewesen [20].

Die alten Hospitäler sind wirtschaftlich selbständige Einrichtungen mit eigener Haushaltführung. Bei zur Deckung der Ausgaben nicht ausreichenden Einnahmen ist man üblicherweise auf Spenden angewiesen. Es ist nicht sicher, ob auch die alten Wittenberger Hospitäler hierfür einen zuständigen Bettelboten hatten. Die Kassenbücher aller Einnahmen und Ausgaben (die „Richtsteige“) des Hospitals zum Heiligen Kreuz sowie die Vorsteher-Rechnungen der Jahre zwischen 1484 und 1516 sind im Ratsarchiv erhalten geblieben [47]. Die Einnahmen stam-

men aus den Zinsen verpachteter Ländereien, aus Spenden der Bruderschaften und Innungen, aus Testamenten sowie aus dem Erlös des Verkaufs von Sachen Verstorbener; hinzu kommen die Einkaufssummen der Hospitaliten. Unkosten entstanden aus Lohnzahlungen (dabei Baumaterialienkauf, Baderrechnungen) sowie dem Kauf von Nahrungsmitteln. Im Prinzip handelt es sich um das typische mittelalterliche Verwaltungssystem [17], das in Wittenberg nicht anders aussieht als in vergleichbaren Kommunen.

Die Klöster und das Allerheiligenstift werden in Pflicht genommen, als es 1502 zur Einrichtung der Universität kommt: der Kurfürst selbst kommt lediglich für sieben Professoren auf, das Allerheiligenstift muß zwölf übernehmen; die Klöster sind für die drei restlichen zuständig [4]. Es ist nicht bekannt, ob Luther bei seinem endgültigen Wittenberger Amtsantritt die lokalen Hospitäler besuchte. Immerhin hatte er von seiner Romreise her aber Vorstellungen, wie ein gut eingerichtetes Hospital auszusehen habe; schon aus diesem Wissen heraus mußten ihm die Verhältnisse in Wittenberg verbesserungsbedürftig erscheinen. Als die junge Hochschule 1506 wegen einer Pestepidemie für ein halbes Jahr nach Herzberg ausweicht, übernimmt das Heilig-Kreuz-Hospital – zu dieser Zeit das einzige in der Stadt, denn das Heilig-Geist-Hospital ist bereits abgerissen – die Versorgung eines Teiles der städtischen Kranken; Hospitalrechnungen aus dieser Ära [22] erwähnen eine „kammer in der zeit der pestilencien, so etzlich burger ir gesinde krank geworden und die selbigen do hin, so sie kein herberge

*Handwritten text in German, likely a handwritten addition by Luther. The text is written in a cursive script and is somewhat difficult to read due to the handwriting and ink bleed-through. It appears to be a list or a set of instructions related to the hospital or university administration.*

*Handwritten text in German, likely a handwritten addition by Luther. The text is written in a cursive script and is somewhat difficult to read due to the handwriting and ink bleed-through. It appears to be a list or a set of instructions related to the hospital or university administration.*

Abb. 2  
Eigenhändiger Zusatz Luthers zur Wittenberger Beutelordnung

*gehabth, geschickt sein worden, damit die elenden kranken versorgt und ein sonderlich gemach gehabt*". Das Heilig-Geist-Hospital läßt der Rat der Stadt 1516 „an der Streng“ oder „Laufbrücken“ vor dem Elbtor neu erbauen. Da die Augustiner das versprochene Ersatzgebäude nicht stellen können, müssen sie einen Baukostenzuschuß an die Stadt zahlen, der gemäß des Befehls von Kurfürst Friedrich 150 Gulden beträgt. Das Spital wird von Vorstehern geleitet und ist zur Selbstfinanzierung angehalten. Die letzten Rechnungen dieses neuen Heilig-Geist-Hospitals sind aus der Zeit zwischen 27. September 1523 und 25. September 1524 erhalten; sie beziehen sich auf Reparaturen an Badestube und Ziehbrunnen. Im Anschluß wird die Verwaltung von den Vorstehern Ulrich Messerschmidt und Christoph Krapp an den so bezeichneten „Gemeinen Kasten“ übergeben.

Die vermutlich Ende 1520 erlassene „Ordnung des gemeynen Beutels“ ist ohne Zweifel im Zusammenhang mit der berühmten Lutherschen Reformationsschrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ zu sehen. Die Kommune wird angesprochen und aufgefordert, das Armenwesen und zugleich auch die Hospitalitenversorgung in eigene Regie zu nehmen [45]. Autoren und Erscheinungsdatum der „Ordnung“ sind nicht bekannt; sie muß aber zumindest unter Mitwirkung Luthers zustande gekommen sein [22]. Ein erhalten gebliebenes Exemplar zeigt handschriftliche Randbemerkungen des Reformators [46]. Die Ordnung regelt die Armenversorgung mit Korn und Holz und die Isolierung erkrankter Armer in „*sterblichen zceitten*“; auch der Unterbringung der „*unwytzigen leuthe*“ wird gedacht. Die Beutelordnung fordert zudem die Einrichtung eines „Gemeinen Kastens“, der dann am 11. Januar 1521 von einem Tischler geliefert wird. In ihn sollten mildtätige Einnahmen aus Spenden fließen, desgleichen aus den Altarlehen und aus den Gaben der vielen Bruderschaften. Aus diesen Anfängen entsteht 1523 eine selbständige Institution, die spätestens 1525 zur Fusion mit dem „Gemeinen Beutel“ der Kirche übergeht.

Die Einrichtung des Gemeinen Kastens bedeutet die Säkularisierung eines Teiles von Kirchenvermögen für gemeinnützige Zwecke; es ist der symbolhafte Ausdruck der sozialen Aspekte der Reformation [3]. Die Bruderschaften unterstellen dabei ihr Vereinsvermögen nur zögernd und im Verlauf von Jahren dem Gemeinen Kasten (als letzte 1533 die Priesterbruderschaft). Der Gemeine Kasten wird zur selbständigen Einrichtung, aus der man die Unterhaltung von Schulen und Kirchen, die Löhne für die dort angestellten Personen und auch die Hospitalversorgung finanziert. Die Rechnungslegung der für die vier Stadtviertel eingesetzten Vorsteher erfolgt öffentlich einmal im Jahr unter Aufsicht des regierenden Bürgermeisters und des Pfarrherrn der Stadtkirche; Bugenhagen und Luther als sein Stellvertreter werden mehrfach bei solchen Rechnungslegungen genannt. Der bei derartigen Gelegenheiten ausgeschenkte Wein wird übrigens aus der städtischen Kämmerei bezahlt und geht nicht zu Lasten des Gemeinen Kastens. Letzterer übernimmt 1524 die Verwaltung sowohl des Heilig-Geist-Hospitals als auch des Heilig-Kreuz-Hospitals. Diese sind fortan daher nicht mehr auf die Eigeneinnahmen und auf erbettelte Spenden angewiesen. Ihr Unterhalt ist jetzt durch die wesentlich größere Gemeinschaftskasse abgedeckt, welche damit zugleich die Funktionssicherheit garantiert. Den Armen werden Behandlungskosten von Badern und Ärzten, desgleichen die verordneten Medikamente bezahlt.

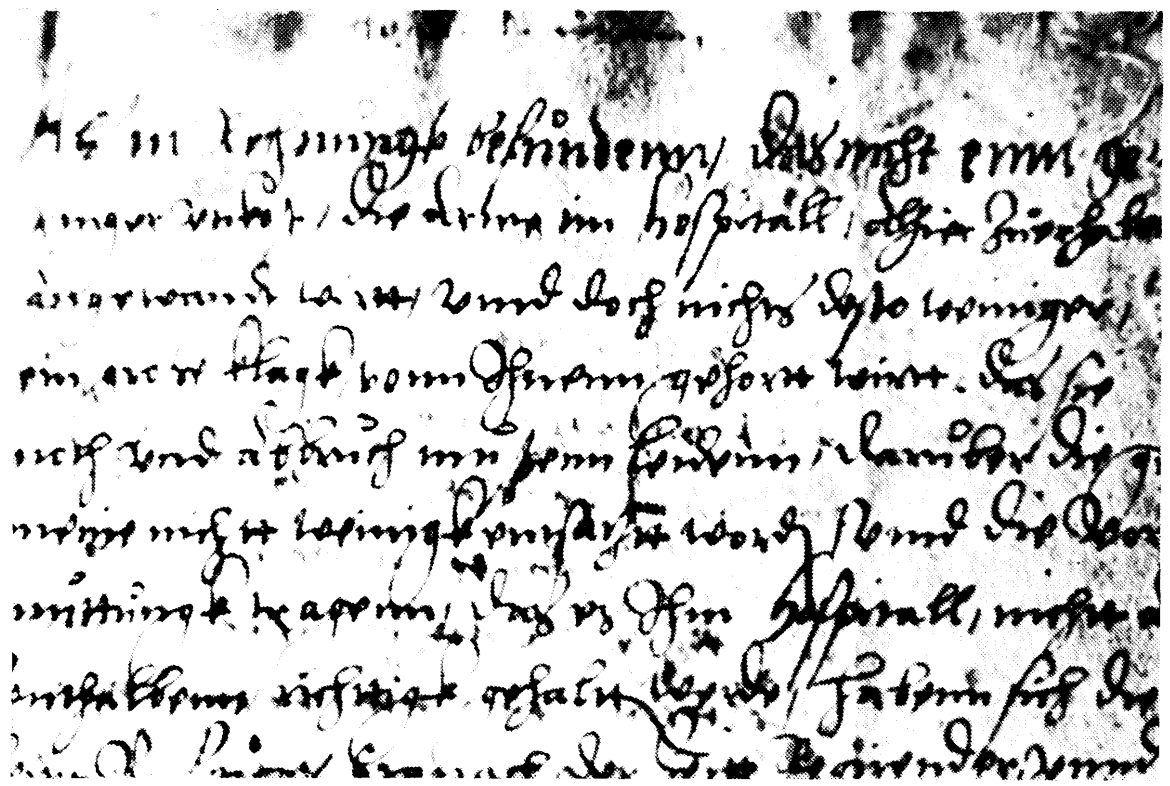


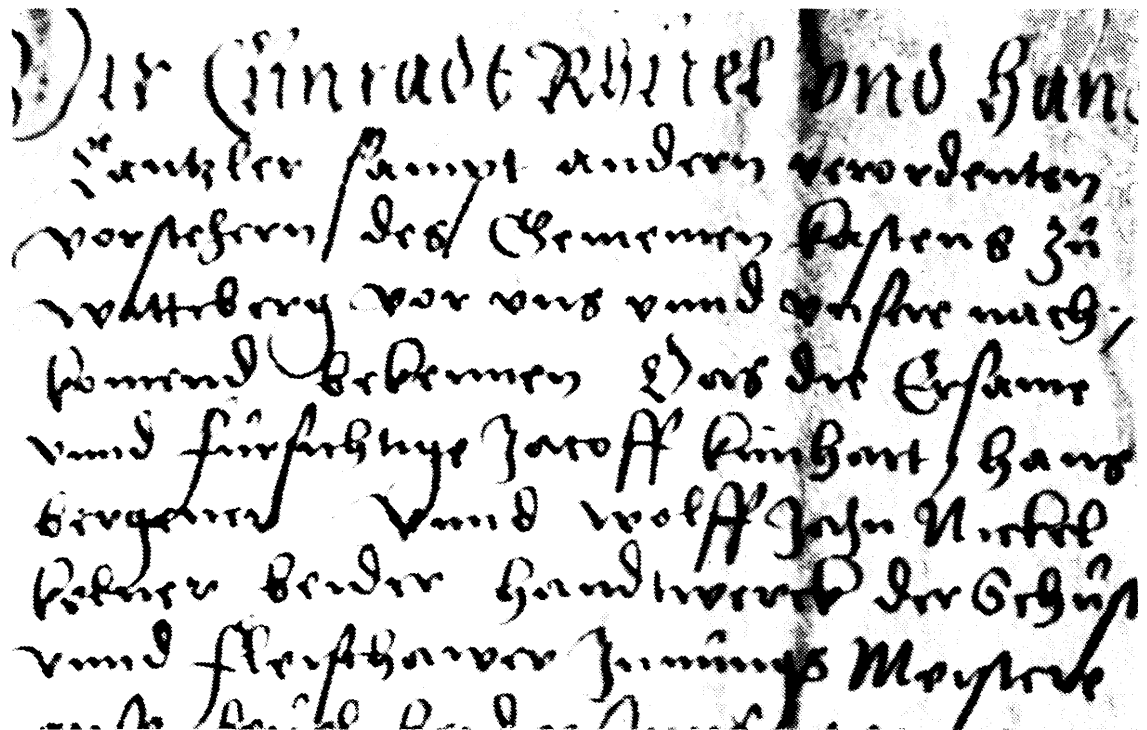
Abb. 3  
Wittenberger Hospitalordnung von 1564

In Notzeiten reichten diese Hospitäler offensichtlich nicht aus. Als 1525 das nur noch von wenigen Mönchen bewohnte Franziskanerkloster aufgelöst wird, wenden sich die Bürger an den Nachfolger des im gleichen Jahr verstorbenen Kurfürsten Friedrich mit der Bitte, im Klostergebäude ein Armenhospital errichten zu dürfen. Das kurfürstliche Reskript genehmigt dieses auch von Luther unterstützte Ansuchen nach einem Hospital „*tur dy armen kranken leut, welche nit mit hinderlicher Krankhait, des aussatz oder der franzosen beladen*“ [30]. Die Zeit bis zur Einrichtung zieht sich aber in die Länge; die eigentlich zur Hospitalkirche bestimmte Klosterkirche wird zum Kornhaus umgebaut. Ab 1540 werden dann Ausgaben für das Graue-Kloster-Hospital aus dem Gemeinen Kasten erwähnt. Bei durchschnittlicher Unterbringung von 30 bis 40 Personen blieb es auf Dauer ein Siechen- und Waisenhaus; pflegebedürftige Kranke versorgte man üblicherweise im Verband der Familie. Einen Armenarzt hatte man eigentlich schon 1522 anstellen wollen; wahrscheinlich wird diese Stelle erstmals 1527 mit Melchior Fendt (1486–1564) besetzt.

Die nicht-stationäre Betreuung der Einwohner und speziell der unbemittelten Bevölkerung scheint in den dreißiger und vierziger Jahren einigermaßen befriedigend geregelt zu sein. Ein weiterer Versorgungsbau kommt hinzu, als 1545 vor allem unter Fendtscher Initiative ein akademisches Hospital für die Betreuung kranker Studenten zur Verfügung steht. Die beiden alten Hospitäler werden aber während der Kriegshandlung von 1546/47 zerstört. Während die

meisten Ärzte beim Anrücken gegnerischer Truppen aus der Stadt flüchten, bleibt Fendt bei seinen Patienten: Bugenhagen hält das in seinem ausführlichen Bericht über den „Spanischen Krieg“ voller Anerkennung fest [7], denn ein derartiges Verhalten ist in dieser Zeit die Ausnahme von der Regel. Die Stadt kommt unter die Oberhoheit der Albertiner, als nach kampfloser Übergabe Wittenbergs am 18. Mai 1547 Kurfürst Johann Friedrich auf die Kurwürde verzichtet. Die Entwicklung der Folgezeit tut dem Medizinalwesen aber zunächst keinen Abbruch. 1554 wird das Heilig-Kreuz-Hospital vom Gemeinen Kasten wieder aufgebaut „darein die, so mit besorglichen seuchen contagiosis morbis behaft, sollen transterirt werden“ [23]. Nicht restauriert wird das Heilig-Geist-Hospital.

Das Universitätshospital erhält 1563 eigene Statuten; die „Leges nosocomii scriptae anno 1563“ legen dabei den Pflichtenkodex des Betreuungspersonals genau fest. Drei Jahre später errichtet die Universität in der Vorstadt ein zweites, offensichtlich für Studenten mit ansteckenden Krankheiten vorgesehene Hospital. Für die Hospitäler des Gemeinen Kastens erläßt der Rat eine Ordnung, die nachträglich auf 1566 datiert worden ist: Klagen aus der Bevölkerung sind es wohl gewesen – die Präambel zu dieser Ordnung läßt jedenfalls darauf schließen – welche zur Abfassung derartiger Statuten, die in der Amtszeit des Bürgermeisters Lucas Cranach d. J. verfaßt wurden, Anlaß gaben und demzufolge wahrscheinlich 1565 formuliert wurden. In dieser Hospitalordnung heißt es:



Wir Gynrad Rittel und Hans  
Sankler sampt andern verordneten  
vorsethern des Gemeinen Kastens zu  
Wittenberg vor uns vund wisthe nach;  
komend bekennen das der Ersame  
vund fürstliche Jacoff Kumbart, Hans  
Burgener vund wolff Jahn Nichte  
Kobler Bander handwerck der Ordnung  
vund fleischeren Junnings Meyster  
...

Abb. 4

Vertrag zwischen dem Gemeinen Kasten und der Wittenberger Schuster- und Fleischerinnung



*„Als in Rechnung befunden, das nicht einn geringer uncost, die arme im hospital alhier zuerhalten angewandt wirtt, und doch nichts desto weniger eine große klagk von Ihnen gehört wirtt, das sie noth und abbruch müßenn leidenn, darüber die gemeine nichtt wenigk ensetzt worden und die vermuttungk wagenn, das es Ihm hospitall nicht allenthalben richtigk gehalten werden, haben sich die Herr B. Lucas Cranach derzeit Regierender und Thomas Hellinger, Hans Luftt, derzeit Richter, und Hans Canzler, Obervorsteher des Gemeinen Kastens, Caspar Pfreundt und Martin Kelner, alle vier Ratsfreundt samptt etzlicher Herren aus dem Churfürstl. Consistorio alhier, D. George Maior und D. Johan Schneidwein, nebenn itziger Zeitt pastorn der Kirchen alhier, D. Paulo Ebero, und andernn Kirchendienern, nach gehaltener unterredungk und vielen bedenken, endlich dieser nachfolgenden artickeln, einhelligklich vorglichen, wie es forthin ihm hospitall mitt aufnehmungk, wartungk, und nottürftiger vorsehungk der armen unvermöglichen leutte, soll gehalten werdenn, welches wir, B. R. und Rath alhier, also wollen gehalten haben, doch mitt vorbehaltt, das diese ordnungk zu jeder Zeitt mitt Rath der itzgenandten herrn mög verbeßern, und nach erförderungk der noth und gelegenheitt verändern.“*

In 27 Artikeln werden die Probleme der Hospitalführung geregelt. Aufgenommen werden soll nur derjenige, der sich seinen Lebensunterhalt nicht mehr verdienen kann. Die Einwilligung eines Ratsmitgliedes, eines Kastenvorstehers oder eines Pfarrers ist bei jeder Neuaufnahme erforderlich. Bis zu 40 Personen können untergebracht und aus den Mitteln des Gemeinen Kastens versorgt werden. Die Vorstädter sind von dieser Regelung grundsätzlich ausgeschlossen: sie haben einen eigenen Gemeinen Beutel und sollen ihre Armen selbst versorgen. Der einziehende Hospitalit muß seinen gesamten, bei seinem Ableben dem Hospital zufallenden Besitz angeben. Zur Inspektion und Kontrolle der Hospitäler werden die Vorsteher des Gemeinen Kastens verpflichtet. Als eigens hierfür eingesetzter Inspektor wird Just Sturzkopf mit dieser Aufgabe betraut. Der für Feuer und Licht verantwortliche Hospitallaufseher muß auch über Nacht bleiben und die Türen geschlossen halten. Er muß Zank und Streit schlichten und hat bei Verletzung der Hausordnung Strafen zu verhängen. Entlassen werden kann, wer Speisen aus Mitteln des Hospitals an Verwandte oder Freunde abgibt. Um eine gerechte Spendenverteilung unter den Armen zu sichern, muß diese unter Kontrolle eines Aufsehers erfolgen. Während der Mahlzeiten werden die Türen geschlossen gehalten, damit niemand von außen „den armen dasjenige, das Ihnen an Speiß und getranck wird fürgetragen, hinweg freßen“ kann. Kranke sollen durch andere Hospitaliten des Hauses gepflegt werden, die dafür einen Groschen täglich erhalten.

Über viele Jahrzehnte hinweg sind in den Ausgabebüchern des Gemeinen Kastens Aufwendungen für Hospitalbewohner verzeichnet. Man liest in einigen Fällen von Geldentzug, wenn Hospitaliten die ihnen übertragene Arbeit verweigerten. Desgleichen wurde mit Almosenentzug geahndet, wenn Frauen bestimmte Kranke nicht hatten pflegen wollen. Genau geregelt sind die Verpflegungssätze. Festgelegt wird dabei das Gewicht des selbst zu backenden Brotes. Jeweils vier bis sechs Hospitaliten erhalten ihre Mahlzeit aus einer gemeinsamen Schüssel; lediglich die Getränke werden einzeln gereicht. Wäschereinigung und -pflege obliegt den Frauen im Hospital, denen verboten wird, mit hauseigenem Holz für andere zu waschen. Der zur exakten Buchführung über

Geldausgaben, über Einkauf sowie über die Verwendung von Lebensmitteln angehaltene Aufseher erhält freie Wohnung im Hospital, freies Holz und jährlich 12 Scheffel Korn und 16 Gulden aus der Kasse. Er hat sich selbst zu beköstigen und darf Nahrungsmittel aus dem Hospital nicht für sich verwenden. Ausdrücklich ist er angewiesen, darauf zu achten, daß die aufgenommenen Waisenkinder ein Handwerk erlernen, damit sie sich später selbst ernähren können.

Als 1566 wieder einmal Pestgefahr akut wird, erläßt man eine neuerliche Ordnung [42–44], durch deren Ausführungsbestimmungen u. a. größere Menschenansammlungen, Hochzeiten und Taufen verboten werden. Am 6. Oktober 1566 wird zwischen dem Gotteskasten – hier wird der Gemeine Kasten erstmals wieder als Gotteskasten, d. h. als Kirchenkasse bezeichnet – und der Schuhmacher- und Fleischerinnung ein Vertrag abgeschlossen [36]. Da Schuhmacher und Fleischer in kleinen Läden wohnen und einige von ihnen keine eigenen Häuser haben, wird mit ausdrücklichem Hinweis auf die immer wiederkehrenden Seuchen die Vereinbarung getroffen, bei eingetretener Erkrankung die Gesellen dieser beiden Innungen im Heilig-Kreuz-Hospital unterzubringen. Gemäß dieses Übereinkommens zahlen die Handwerksmeister pro Quartal 7 Groschen, die Gesellen aus ihrer gemeinsamen Lade jährlich 30 Groschen an den Gemeinen Kasten. Der genesene Patient muß der gemeinsamen Kasse der Gesellen eventuelle Ausgaben für Bettwäsche oder für die Wärterin ersetzen. Die erforderlich werdende Wärterin muß außerdem eine wöchentliche Extrazahlung

**Ordnung derez**  
 für die Universitet, Kirchenmeister  
 Das durch uns Rath selbte für die  
 umbragt, wie es in dieser geordnet  
 es durch uns selbste geordnet  
 welches fall, hanglich, der  
 noch sich in dieser  
 selbte durch uns selbte  
 in dieser 1576  
 unsern  
 selbte, 8

Abb. 5  
 Pestordnung von 1576

von 2 Groschen erhalten. Bei mittellosen Kranken bzw. auch im Todesfall hat die Innungskasse der Gesellen die Zahlung zu übernehmen. Dafür geht aber nach dem Ableben des Betroffenen dessen Gesamtbesitz an die Innungskasse der Gesellen über.

Dieser Vertrag von 1566 ist die erste Vereinbarung zwischen einer Berufsgenossenschaft und einer im Gesundheitsdienst stehenden Einrichtung in der Stadt Wittenberg. Fast zwei Jahrhunderte hindurch ist er eingehalten worden. Beim Neubau des Heilig-Kreuz-Hospitals wurde 1734 für jede Innung eine Kammer vorgesehen. Das Hospital ist am 13. Oktober 1760 durch Bombardement zerstört und dann nicht wieder aufgebaut worden.

Bei der Seuchenbedrohung der Jahre 1576/77 und 1584 spielt das Heilig-Kreuz-Hospital noch einmal eine Rolle. An dem Gebäude waren 1576 aus dem Gemeinen Kasten bezahlte Reparaturen größeren Ausmaßes durchgeführt worden; im gleichen Jahre nimmt es bereits die infizierten Kranken auf, die nicht innerhalb der Familie gepflegt werden können. 1584 schlägt die Universität vor, alle Erkrankten im Heilig-Kreuz-Hospital zu isolieren. Der Rat der Stadt sieht aber keine Möglichkeit, diese Empfehlung durchzusetzen; er empfiehlt lediglich, strenger darauf zu achten, daß die Kranken in ihren Häusern bleiben: die Kapazität des Spitals hätte ohnehin nicht ausgereicht. Die Statuten sprechen zwar wiederholt von einem möglichen Belegungsmaximum von 40 Personen, doch geht aus dem Hospitalverzeichnis [35] hervor, daß nie mehr als 20 Personen versorgt wurden.

Sämtliche Rechnungen des Gotteskastens aus den Jahren zwischen 1526 und 1806 sind erhalten geblieben [33], darunter auch die des sich im folgenden Jahrhundert immer mehr zur Kirchenkasse entwickelnden Gemeinen Kastens. Unter den Rechnungen finden sich auch die Ausgaben für die Hospital-Verpflegungssätze, für die Behandlung durch Bader und die Belege der Medikamentenkosten für die Armen. Viele interessante Details enthalten die Nachweise über Almosenunterstützungen aus dem Gemeinen Kasten [31]. Meist handelt es sich um Ausgaben für Hospitaliten oder Waisenkinder; auch Zuwendungen an Findelkinder werden erwähnt. Die Kindesaussetzung ist in dieser Zeit durchaus keine Seltenheit. Da man die Kinder meist vor einem der Stadttore findet, kann angenommen werden, daß sie von den Bewohnern der Vorstädte oder der umgebenden Orte ausgesetzt wurden. Ein Vermerk vom 29. Dezember 1588 besagt, es seien ausgegeben „6 Gl dem anderen Findling, so bey der Haus Trazim ufm kazenberge vor Elsterthore hatt angefang zu schreien den 24. Novembris anno d. 88“. Gelegentlich tauchen übrigens auch Belege der Almosenunterstützung armer Ärzte auf. Die Finanzierung derartiger Almosenleistung erfolgt durch Spenden und Stiftungen an den Gemeinen Kasten. Derartige Dotationen sind in großer Zahl nachweisbar; im Original sind die Stiftungsverträge von Polycarp Leyser aus dem Jahre 1587 erhalten geblieben [32]. Für fast zwei Jahrhunderte bildeten derartige Stiftungen die finanzielle Grundlage des Sozialwesens und der Haushaltsführung in den Hospitälern.

## Die Anfänge einer amtsärztlichen Versorgung

Die Frühgeschichte der Physikate und Amtschirurgate nimmt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts festere Konturen an, sofern man die Ausfertigung eines Ausstellungsvertrages und die Fixierung eines Pflichtenkodex als Kriterien für ein beamtetes Wirken im medizinischen Dienst wählt. Hebammen im städtischen Anstellungsverhältnis gibt es dagegen in vielen Städten bereits im Mittelalter. Ein Ratsbeschuß „*umb die Wyemutter*“ ist in Halle für das Jahr 1346 nachweisbar; er legt Pflichten und Rechte der Hebamme fest, die einen Amtseid zu leisten hat. Vorübergehend scheint allerdings diese eidliche Form der Hebammenbestellung auch in der Saalestadt in Vergessenheit geraten zu sein; im haleschen „*Eydte-Buch*“ von 1584 heißt es, die Verpflichtung sei durch Handschlag erfolgt „*weil man keinen geschriebenen Eidt gefunden, den hiebevör andere Wehemütter geleistet hatten*“. Für Wittenberg fehlen diesbezüglich beweisende Quellen, doch darf geschlossen werden, daß es auch hier im frühen 16. Jahrhundert eine fest angestellte Ratshebamme gab. Für die zweite Jahrhunderthälfte liegen bereits Dokumentationen vor. Ein Tagelöhner erhält 1552 6 Groschen Lohn für Reparaturen, die er in der Schule „*und inn der wehemutter haus*“ durchführte. Einem Maurer nebst zwei Tagelöhnern werden 1557 14 Groschen aus der Kämmerei bezahlt: „*haben der Wehemutter in den Stuben gemauert und geklebt*“. Im gleichen Jahr werden aus der Stadtkämmerei abgerechnet 2 Schock „*zweienn Wehemuttern Iharlohn*“. Einem Mitglied der Buchbinderinnung hatte man 1534 das Meistergeld von 30 Groschen erlassen „*um seiner Mutter willen, der Wehemutter*“.

Spärlich sind auch die Nachrichten über amtlich besoldete Bader oder Barbierchirurgen. Wenn die bereits erwähnten Rechnungslegungen der Spitäler einzelne und nicht pauschale Ausgaben für diesen Personenkreis erkennen lassen, dann bedeutet das jedenfalls, daß die Versorgung nicht zu ihren Tätigkeitsmerkmalen gehörte, was aber bei einem offiziellen Amtseinsatz der Fall gewesen wäre. Die in Wittenberg ansässigen Bader und Barbierchirurgen – Badestuben sind seit dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts nachweisbar – sind Privatpersonen; Leistungen im städtischen Dienst müssen ihnen daher gesondert vergütet werden.

Wann beginnt nun in Wittenberg die Geschichte eines städtischen Physikats? Um diese Frage zu beantworten, muß man zunächst den Aufgabenkreis umreißen, dem ein amtlich angestellter und städtisch besoldeter Arzt nachzukommen hat. Als Angestellter der Stadt – in amtlichen Verlautbarungen des 15. und 16. Jahrhunderts wird der Physikus meist hinter den Ratsmitgliedern geführt – ist er der Dienstvorgesetzte des medizinischen Personals, demgegenüber ihm bestimmte Kontrollaufgaben obliegen. Er hat die Apotheke zu visitieren, bei Kriminalprozessen sein Gutachten abzugeben und die ärztliche Armenversorgung zu sichern. Es besteht in jedem Falle eine vertragliche Bindung, so daß von einem Physikat im engeren Sinne nur dann gesprochen werden kann, wenn diese vertragliche Festlegung beweisbar ist. In Wittenberg scheint man über lange Zeit einen Sonderweg gegangen zu sein: aus dem Gesamtkomplex des Physikats klammert man die Armenversorgung aus und stellt hierfür einen Arzt an. Wie bereits erwähnt, wird die amtliche Verpflichtung eines derartigen Armenarztes 1522 inaugurirt, aber erst 1527 realisiert. Das spricht dafür, daß es um diese ausgebotene Stelle nicht gerade ein Gerangel gegeben hat, zumal es hier



Abb. 6

Bronzeepitaph für Martin Pollich aus Mellerstadt (um 1450–1513) in der Wittenberger Stadtkirche

im frühen 16. Jahrhundert an Praktikern mangelt. Hochschulmediziner aus dem Bereich der Fakultät dürften in erster Linie die ärztliche Praxis in der Stadt betrieben haben, und da deren Zahl sehr klein ist, muß es Versorgungslücken gegeben haben. Dafür spräche auch, daß man – sogar von studentischer Seite aus – immer auf die Neubesetzung der meist schnell wieder vakant werdenden Lehrkanzel mit der Begründung drängt, das Fehlen eines Arztes sei für die Stadt höchst nachteilig [11]. Wittenberger Bürgersöhne, die am Heimatort Medizin studierten und sich dann hier niederließen, gibt es nur wenige [21]; diese sehen aber dann ihr Ziel mehr in der *praxis aurea* als in kommunalen Verpflichtungen, für die man viel Zeit aufzuwenden hat und wenig Bezahlung erhält. Bei der sich durch Angebot und Nachfrage von selbst regelnden Problematik der Besetzung des Armenarztpostens muß man demzufolge den einstellen, der mit den Gegebenheiten zufrieden ist und dem sich nichts besseres bietet. Das ist 1527 Melchior Fendt, der nach akademischer Gesetzlichkeit sich zu diesem Zeitpunkt eigentlich noch als *Studiosus* bezeichnen muß, denn er erhält erst 1531 die Lizentiaturn und wird erst am 3. Juli 1543 graduiert.

Ob man Fendts Nachfolger im armenärztlichen Dienst – die Mediziner Straube und Werner – bereits als *Physici* bezeichnen kann, mag dahingestellt sein. Abraham Werners Tätigkeit wird vom Gemeinen Kasten finanziert, und es sind ohne Zweifel anderenorts als Physikatsleistungen deklarierte Tätigkeiten, denen

er nachkommt. Teile des Physikatsbereichs behält sich aber stets die Universität vor, so daß der Kompetenzbereich dieses Arztes stets eingeschränkt ist. Die Medizinische Fakultät aber muß ihr Augenmerk in erster Linie auf den Lehrbetrieb richten und kann sich nicht in jedem Fall um die organisatorische Kleinarbeit kümmern. Dadurch reißen zwangsläufig Mißstände ein: nicht lizenzierte Ärzte oder solche, die ungerechtfertigt diese Amtsbezeichnung führen, praktizieren zeitweilig in der Stadt und werden zur echten Konkurrenz für die offiziell zugelassenen Mediziner, die sich durch Vorlage ihres Diploms ausgewiesen haben. Wenn dann noch der Apotheker ohne ärztliches Rezept Medikamente ausgibt oder durch Unterstützung unqualifizierter Heilhilfspersonen seinem Bereicherungstrieb frönt, dann wird es verständlich, daß derartige Zustände auf Abstellung drängen. Ein Versuch hierzu wird 1572 mit den „Leges et Statuta Collegii medicorum in Academia Vitebergensis“ unternommen, wobei bereits der Titel dieses Edikts erkennen läßt, daß die Leucorea die kommunalen Belange in der Hand behalten will. Zu diesem Sektor hält die Verordnung, mit der ein an der Hochschule verankertes Aufsichtsgremium seine Arbeit aufnimmt, ausdrücklich fest, daß nur das Collegium medicum berechtigt sei, die Erlaubnis zur Ausübung der Heilkunde in der Stadt zu erteilen. Auch die Chirurgen werden diesem Collegium medicum unterstellt, das die Auflage erhält, gegen Pfuscher streng vorzugehen. Hochschulvisitationen lassen aber bald erkennen, daß zwischen den wohlgemeinten Verordnungen und der täglichen Praxis ein tiefer Graben klafft. Das zeigt sich 1577, als die Universität aus einen wenig günstig ausgefallenen Visitationsbericht mit einer Gegenargumentation antwortet [11] und dabei vermerkt:

*„ist notwendig zu erinnern, weil den doctoribus medicinae facultatis, sonderlich so ihre familias haben, unmöglich ist sich allein uff die bloße stipendia zu erhalten, wo sie nicht eine zimliche practicam darneben haben, und aber ihren statutis, vo von s. cf. g. confirmirt, zuwieder viel alhier, so nicht qualificirt, viel weniger vereidet seind, sich des practicirens offentlich und heimlichen unterstehen, denen dan auch in der apotheken, gleichfals den statuten zuwieder, die medicamenta ungescheut preparirt werden, daruber dan auch mancher patient verderbt wirdt, die medica ars in verachtung kommet, auch sonsten mancher unrath gestiftet wirdt: als wirdt s. cf. g. von der medica facultate unter thenigst gebeten, des s. cf. g. mit ernst befehlen wollen, vermöge der statuten s. cf. g. confirmation solche nicht qualificirte nebenpracticanten allesamt abzuschaffen und dem apotheker sampt allen andern alhier inhibition zu thuen keinem kein recept zu praepariren, der nicht publicum testimonium a collegio medico und also ordentlicherweise erleubnus habe zu practiciren, wie solchs dan auch die apotecken-ordnung klerlich mitbringet, welche doch bis auf diese stunde nicht in werg gesetzt ist.“*

Hier steht also auch der Apotheker auf der Schußliste, dem man 1587 erneut schwere Vorwürfe macht: *„Über den apothecarium thut sich nicht allein jedermann in der ganzen universitet, sondern auch die medici selbst beschweren, das er die leuthe gahr zum hochsten ubersetzt und keine gewissen tax helt“* [11]. Es darf als das besondere Verdienst des Ordinarius Salomon Alberti (1540–1600) gewertet werden, wenn man an die Abstellung der größten Übelstände geht. Am 2. November 1576 verliert Salomon Alberti als amtierender Rektor der Leu-

corea in der Schloßkirche die „Ordnung, der sich die Universität, Kirchendiener, das Amt und der Rat allhier zu Wittenberg, wie es in diesen gefährlichen Sterbensleuften gehalten werden soll, verglichen haben“ [28]. Man will der drohenden Gefahr durch eine Vielzahl von Maßnahmen begegnen und zur besseren ärztlichen Versorgung einen Pestbarbier einstellen. Der Wortlaut der Überschrift der „Ordnung“ verrät aber bereits, daß es sich hier um eine Absichtserklärung handelt. Für einen Seuchenarzt hatte man bereits 1566 sorgen wollen, doch es ist höchst fraglich, ob diese Einstellung tatsächlich erfolgte. Im Gegensatz zu 1566 wird nun aber ein Name genannt: mit einem Jahresgehalt von 50 Gulden wird Valentin Bulmann zum Pestbarbier berufen. Das Geld wird zu gleichen Teilen von der Universität, dem Rat der Stadt und dem Gemeinen Kasten aufgebracht. Valentin Bulmann ist vom Ausbildungsgang her Barbierchirurg, und so soll er einem akademisch ausgebildeten Arzt unterstellt werden. Ob man dafür aber einen solchen gewonnen hat, ist fraglich. Aus den Archivunterlagen ist eine solche Verpflichtung jedenfalls nicht ersichtlich. Die schriftlich



Abb. 7

Epitaph für Melchior  
Fendt (1486–1564)

fixierten Anweisungen für den Pestchirurgen sehen vor, daß er über jeden Fall berichten und die angeordnete Behandlung bei den Patienten veranlassen sollte. Er war außerdem ausdrücklich angewiesen, nach der Behandlung infizierter Patienten seine Instrumente außerhalb der Stadt zu reinigen und dort trocknen zu lassen.

Das im Wortlaut bereits genannte Rechtfertigungsschreiben der Universität vom Jahre 1577 ist aber aus einem zusätzlichen Grunde bemerkenswert, schließt es doch mit seiner Passage, welche auf die Ausarbeitung einer Apotheken-Ordnung hinweist, deren Druck noch aussteht. Er muß sich über Jahre hinausgezögert haben. An der Ausarbeitung einer solchen Apotheken-Taxe war sicherlich auch Salomon Alberti beteiligt. In Vorlesungsniederschriften von ihm, die heute in der Wolfenbütteler Herzog-August-Bibliothek liegen, findet sich die erste handgeschriebene Wittenberger Arzneitaxe [15], die am 1. Januar 1591 übergeben wurde. Vermutlich war sie zunächst nur für den internen Gebrauch bestimmt. Am 16. Oktober 1599 wurde dann die erste gedruckte Wittenberger Arzneitaxe erlassen [50], die gegenüber der vorgenannten deutlich erkennbare Überarbeitungen zeigt. Unübersehbar ist dabei die Anlehnung an die Magdeburger Arzneitaxe von 1577. Es werden exakte Preise für die Zubereitung der Arzneimittel angegeben; die Neuaufnahme bestimmter Drogen wie Pflanzenaschensalze oder von Präparaten „per artem chymicam“ lassen erkennen, daß man ein zeitgerechtes Angebot bereithalten will. Auf den langen Titel der Taxe („Taxa / Oder widerung aller / Materialien, so in der / Apotheken zu Wittenberg verkaufft / werden, auff einen billichen anschlag / gemacht und gestellet / Wittenberg / Gedruckt bey Zacharias Lehmann / Anno Christi MDXCIX“) folgen die Einleitungssätze:

*„Wir Rector, Magistri und Doctores in der Universität Wittenberg, und Wir Burgermeister und Rhatmanne daselbsten, Thuen hiemit allen und jeden, sonderlich aber denen, so unser Jurisdiction unterworffen, zuwissen, Nach dem, vermuege weiland Churfürsten Christiani Hochlöblichster Gedecktnus Reformation, zu etylichen mahlen, die Apotecke dieses Orts visitirt, und man dahero sich entlichen eines Taxen verglichen, und aber in weiland Churfürst Augusten, auch Hochlöblichster Gedecktnus, Statuten der Medicinischen Facultet vorsehen, das ein solcher Tax jedermennlichen zur nachrichtung sol Publicirt werden, Als haben wir nicht unterlassen sollen, angedeuteten Tax in offnen Druck zugeben, und wollen, das sich darnach jetziger und künftiger Apotheker, bis auf andere verordnung, richten solle, geben den 16. Octob. Ann 99“ [50].*

An die Vorrede schließt sich die Aufstellung der Arzneistoffe mit den Preisen an. Die Einteilung erfolgt in die großen Gruppen der Simplicia und Composita. Gewürze werden unter der Überschrift „Steigende und fallende stück, welche jährlich beide Leipzische Märckte, als Ostern und Michalis ... unverenderten Taxes gelassen werden sollen“ gesondert aufgeführt. Speziell den Gewürzhandel wollten die Apotheker nicht verlieren. Das gesamte 16. Jahrhundert hindurch wehren sie sich mit Beschwerden gegen die Konkurrenz von Gewürzkräutern [38]. Die erste Apotheke in Wittenberg war während der Bauzeit des Augustiner-Klosters von dem Arzt und Gründungsrektor Mellerstadt eingerichtet worden [16]. Ihm wurde das erste Kurfürstliche Apothekerprivileg zuerkannt. Er dürfte aus der Apotheke Gewinn erzielt haben. Kurz vor seinem



Tode konnte er der Universität ein für unbemittelte Studenten bestimmtes Legat von 1000 Gulden stiften. Auch für den folgenden Apothekenbesitzer Lucas Cranach war die Apotheke eine wichtige Einnahmequelle [34].

In der Gründungsphase der Universität hat die ärztliche Versorgung für die Stadt, die damals kaum mehr als 2000 Einwohner zählte [8, 13, 20] sicherlich nicht ausgereicht. Klagen über Ärztemangel sind urkundlich nachweisbar und scheinen in dieser Phase durchaus berechtigt. Im Laufe der folgenden Jahrzehnte muß man wohl zwischen privat- und amtsärztlicher Tätigkeit differenzieren. Es ist kaum vorstellbar, daß die sich unterbezahlt fühlenden Hochschulmediziner versäumt hätten, eine privatärztliche Praxis zu führen; dafür sprechen schon ihre Vermögensverhältnisse. Das Amtsarztwesen bleibt über lange Zeit nicht nur deswegen zurück, weil, wie bereits erwähnt, das gebotene Gehalt für einen qualifizierten Praktiker wenig attraktiv war; bis auf die Funktion des Armenarztes behält sich die Universität sämtliche Physikatsrechte vor. Der Leidtragende wäre daher der Patient gewesen, wenn es in Wittenberg nicht die genannten karitativen Institutionen gegeben hätte, die im Notfall die Gelder aufbrachten, um die Konsultation eines Arztes oder Wundarztes zu ermöglichen.

### Zum Wirken einiger Hochschulmediziner

Wollte man dem Urteil Martin Luthers Glauben schenken, dann wäre der 1535 verstorbene Thomas (Theodor) Eschhaus noch im hohen Alter der tüchtigste Arzt in Wittenberg gewesen. Diese für ein recht gutes Arzt-Patienten-Verhältnis sprechende Formulierung des Reformators ist sehr subjektiv, und auch Luthers hohes Loblied auf Augustin Schurff (1494–1548) und dessen „*teyne schul in der Artzney*“ ist ein Laienurteil. Dennoch sind Luthers Äußerungen zur Medizin seiner Zeit, seine Predigten, seine Reden, selbst die privaten Tischgespräche [2] interessante Dokumentationen [26]. Er äußert sich wiederholt zu Problemen der medizinischen Behandlung (insbesondere im Zusammenhang mit dem häufigen Seuchengeschehen), zu allgemeinhygienischen Problemen und zu Fragen einer gesunden Lebensweise. Dabei sagt er sicherlich nichts Neues, und man sollte daher die einzelnen Aussagen auch keinesfalls überbewerten: es handelt sich um eine Quelle, die über den Erkenntnisstand eines gebildeten Laien Aufschluß gibt. Wir hören auf diese Weise aber vieles von den medizinischen Alltagsproblemen in Wittenberg. Durch eigene Erkrankungen und die seiner Familienangehörigen ist Luther ständig in Kontakt mit Vertretern des Medizinalwesens. In einem besonderen Fall ist dieser Kontakt mit einem Bader namens Valten alles andere als angenehm gewesen, denn letzterer beschimpft ihn und den Bürgermeister Christian Bayer, als die „Löbliche Ordnung“ von 1522 nicht allen genehme Reformmaßnahmen initiiert [18]. Der querulatorische Bader muß Strafe zahlen, weil er Luther und Bayer insultiert, sie „*weren wert, daß man sie auß der stat jagen solte*“ [22].

Irgendwie müssen ja wohl alle Mediziner, die sich in Luthers Amtsjahren in Wittenberg aufhielten bzw. an der Hochschule lehrten, in Kontakt zu dem Reformator geraten sein. Der eine oder andere war ihm persönlich verpflichtet, sofern er wußte, daß seine Anstellung dank der Fürsprache von Luther zustande gekommen war [10, 12]. Es ist auch keine Frage, daß Luthers Hinwen-

derung zu den Quellen – in Parallele zur gleichartigen Orientierung der *Ars medica* – einen Stimulus für die Neuausrichtung mancher Naturwissenschaftler bot [16]. Wenn in dem allgemeinen Aufschwung der Gründungsära der *Leucorea* die Medizin im Vergleich zu anderen Wissensgebieten nicht im gleichen Maße mitzieht, so liegt das an Gründen, die an anderer Stelle zu analysieren sind. Es ist eine immerhin bemerkenswerte Situation: in der Periode des Wirkens von Luther und Melanchthon ist die *Leucorea* weltberühmt, aber die Medizinische Fakultät ist nicht viel mehr als eine Appendix [14] in diesem bedeutenden Getriebe. Als die Luther-Melanchthon-Ära zu Ende geht und die Universität Wittenberg in ihrer Gesamtheit die zuvor so große Attraktivität verliert, beginnt es allmählich mit der Medizin aufwärts zu gehen und finden sich Persönlichkeiten als Lehrer der akademischen Jugend ein, die dann in denjenigen Fakultäten vermißt werden, die zuvor den Flor der *Leucorea* bestimmt hatten. Auf diese spätere Undulation mit fakultätsdifferenzierten Höhepunkten wurde bereits anlässlich der 450-Jahr-Feier der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg hingewiesen und dabei die Tatsache unterstrichen, daß bei absinkendem Gesamtniveau gerade die Naturwissenschaften dann nicht ohne Spitzenleistungen blieben:

*„Was die Universität Wittenberg berühmt und für die Geschichte bedeutungsvoll gemacht hat, waren die ersten vier, bestentalls die ersten sechs Jahrzehnte ihres Bestehens, da noch die beiden Reformatoren, Luther und Melanchthon, an ihr tätig waren und den weltgeschichtlichen Kampf der deutschen Nation gegen das Papsttum und die Mißbräuche der katholischen Kirche austochten. Die auf Luther und Melanchthon folgende Zeit brachte bereits ein jähes Absinken der Universität gegen die glanzvollen Anfänge, sie brachte die starre Orthodoxie und die berüchtigte rabies theologorum, die Streit- und Verfolgungssucht der protestantischen Theologen . . . Dieses Absinken der Universität Wittenberg gegen die großen Anfänge bedeutet natürlich nicht, daß sie in drei Jahrhunderten bis zu ihrer Vereinigung mit der Friedrichs-Universität Halle nicht auf manchen Wissensgebieten, namentlich auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, beachtliche Leistungen aufzuweisen hatte. Doch bleibt die Tatsache bestehen, daß die Universität Wittenberg in der ganzen auf die beiden Reformatoren folgenden Zeit eigentlich nur vom Ruhm vergangener Tage gelebt hat, und auch heute noch werden mit dem Namen Wittenberg unweigerlich die Namen von Luther und Melanchthon assoziiert. Das dem so ist, das zeigen die schon immer mit großem Glanz begangenen Säkularfeiern der Gründung der Universität Wittenberg, wie insbesondere die Jahrhundertfeiern der Reformation, die jedoch im Zusammenhang mit den vom 16. bis zum 19. Jahrhundert vor sich gegangenen sozialökonomischen, politischen und ideologischen Veränderungen in jedem Jahrhundert eine andere ideologische Struktur des Protestantismus trugen“ [25].*

Wenn der Nachbetrachter hier also nicht versäumt, die Bedeutung der Wittenberger Naturwissenschaften gerade in der Phase zu unterstreichen, in der die *Leucorea* vom Glanz vergangener Zeiten zehrt, dann muß der Medizinhistoriker an Persönlichkeiten wie den bereits genannten Salomon Alberti oder an Johann Jessenius (1566–1621) denken: ihre Amtsperioden im Dienste der *Ars medica* fallen in jene Dezennien, wo die *Leucorea* der akademischen Jugend eigentlich ähnlich wenig zu bieten hat wie die Medizin der Gründungsperiode. Gäbe es nicht eine Spezialliteratur zur Gesamtheit der Wittenberger Frühgeschichte un-

ter Einschluß der Geschichte der Medizinischen Fakultät [10, 12] bzw. eine Luther-Literatur mit der Nennung von Ärzten aus seinem Kreise, wer würde dann heute noch die Namen von Fachvertretern wie beispielsweise Johannes Schwabe (gest. 1516) oder Dietrich Bloch kennen? Kein Standardwerk der Medizingeschichte verzeichnet ihre Namen bzw. ihre Lehrtätigkeit, die ohnehin in den meisten Fällen befristet war [39].

Manchem Wittenberger Arzt und Theologen gibt Luther ein richtungweisendes Beispiel für die Einhaltung eines Pflichtenkodex, der dann nicht zu Ende sein darf, wenn das eigene Leben gefährdet ist. Sein Ausharren in der wiederholt seuchenbedrohten Stadt mag Symbolcharakter gehabt haben; die meisten Mediziner haben sich allerdings nicht danach gerichtet. Wiederholt äußert sich Luther daher nicht ohne Grund, was er sich unter einem guten Arzt und Prediger vorstellt. Bei aller Starre der Grundeinstellung finden sich in dieser Beziehung aber auch liberale Züge im Wesen des Reformators: seinem behandelnden Arzt Georg Kleinschmidt-Curio (1498–1556 oder 1557) kündigt er keineswegs die Freundschaft, als dieser wegen „*hendel mit Wittenberger Frauenzimmer*“ und wegen Verwicklung in eine öffentliche Schlägerei in Schwierigkeiten gerät [40].

In einer Beziehung ist der Fortschritt der Zeit zumindest nicht an der Medizinischen Fakultät vorbeigegangen. Die von Luther ausgelöste Absage an das Papsttum sparte die *Ars medica* nicht aus; seine Hinwendung zu den Quellen bedeutete, die theologische Wahrheit in der Natur und die medizinische Erkenntnis am Menschen zu suchen. Manche geistesgeschichtliche Darstellung will daher den eigentlichen Beginn der Neuzeit in der Reformation sehen, und man darf den Wittenberger Fachvertretern der Medizin wohl zumindest bescheinigen, unter dürftigen Bedingungen und bescheidener Mittelbereitstellung das Bestmögliche angestrebt zu haben. Ihre zum Teil erhaltenen Grabmäler [27] erinnern an ihre Tätigkeit in der Gründungsära; Glanzpunkte in der medizinischen Ausbildung und Forschung zu setzen sollte späteren Generationen vorbehalten bleiben.

#### L I T E R A T U R   u n d   Q U E L L E N

- [1] ACKERNECHT, E. H.: Geschichte der Medizin; Stuttgart 1979.
- [2] AURIFABER, J.: Colloquia, oder Tisch-Reden und andere Christliche sehr erbauliche Gespräche des Hoherleuchteten Mannes Gottes D. Martin Luthers; Leipzig 1700 (Nachdruck).
- [3] BARGE, H.: Frühprotestantisches Gemeindechristentum in Wittenberg und Orlamünde; Leipzig 1909.
- [4] BOEHMER, H.: Der junge Luther; Leipzig 1952.
- [5] BÖHMER, W., u. R. KABUS: Zur Geschichte des Wittenberger Gesundheits- und Sozialwesens Teil I; Wittenberg 1981.
- [6] BOERNER, F.: De vita et meritis Martini Polichii Messerstedii; Wolfenbüttel 1751.
- [7] BUGENHAGEN, J.: Wie es uns zu Wittenberg in der Stadt gegangen ist in diesem vergangenen Krieg; Wittenberg 1548.

- [8] ESCHENHAGEN, E.: Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Wittenberg in der Reformationszeit; Wittenberg 1927.
- [9] FISCHER, G.: Chirurgie vor 100 Jahren; Berlin-Heidelberg 1978 (Repr.).
- [10] FRIEDENSBURG, W.: Geschichte der Universität Wittenberg; Halle 1917.
- [11] FRIEDENSBURG, W.: Urkundenbuch der Universität Wittenberg, Teil 1; Magdeburg 1926.
- [12] GROHMANN, J. Chr. A.: Annalen der Universität zu Wittenberg; Meißen 1802.
- [13] HEUBNER, H.: Die Stadt Wittenberg und die Universität, in: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. I, S. 149–154; Halle 1952.
- [14] KAISER, W., u. A. VÖLKER: Ars medica Vitebergensis 1502–1817. Wiss. B. Univ. Halle 1980/9 (T 34); Halle 1980.
- [15] KETTNER, M. P. G.: Historische Nachricht von dem Raths-Collegio der Chur-Stadt Wittenberg; Wolfenbüttel 1734.
- [16] LERLE, E., u. Mitarb.: Luthers Bedeutung für den Fortschritt in der Methodendlehre, in: Dem Erbe verpflichtet (in Vorbereitung).
- [17] LIEBE, G.: Die mittelalterlichen Siechenhäuser der Provinz Sachsen; Halle 1905.
- [18] LETZMANN, H.: Andreas Karlstedt: „Von Abtuhung der Bilder und das keyn Bedtler unther den Christen seyn sollen 1522 und die Wittenberger Beutelordnung“; Bonn 1911.
- [19] MEINHARDUS, A.: Dialogus illustratae ac augustissimae urbis Albiorensis vulga Vittenberg dictae; Leipzig 1508.
- [20] MEYNER, A. M.: Geschichte der Stadt Wittenberg; Dessau 1845.
- [21] MÜLLER, N.: Die Wittenberger Bewegung; Leipzig 1911.
- [22] PALLAS, K.: Die Wittenberger Beutelordnung vom Jahre 1521 und ihr Verhältnis zu der Einrichtung des Gemeinen Kastens im Januar 1522. Zschr. Verein f. Kirchengesch. Prov. Sachsen 12 (1915), H. 1 u. 13 (1916), H. 2.
- [23] PALLAS, K.: Die Registraturen der Kirchenvisitationen im ehemaligen sächsischen Kurkreise; Halle 1906.
- [24] REICKE, S.: Das deutsche Hospital und sein Recht im Mittelalter; Stuttgart 1932.
- [25] STERN, L.: Die geschichtliche Gesamtlage Deutschlands zur Zeit der Gründung der Universität Wittenberg, in: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. I, S. 1–68; Halle 1952.
- [26] UCKERT, F. A.: Dr. Martin Luthers Leben, mit einer kurzen Refomationsgeschichte Deutschlands (2 Bde.); Gotha 1817.
- [27] ZITZLAFF: Die Begräbnisstätten Wittenbergs und ihre Denkmäler; Wittenberg 1896.

#### Q U E L L E N

- [28] Universitätsarchiv Halle: Rep. 1, Tit. XXI, Nr. 1 Vol. 1 u. 2 (Acta welche wegen der Pestilenze bey der Universität Wittenberg gehalten wurde de ao 1527).
- [29] Kirchenarchiv Wittenberg: Nr.: 724 (Acta die Hospitäler in Wittenberg betr. 1566).
- [30] ebendort, Urkundenkassette II, Nr. 22 (Brief des Kurfürsten an den Rat der Stadt, Kopie?).

- [31] ebendort, Nr. 679–680 (Das Almosen des Gemeinen Castens so alle sonntag umb 1 uhr uff der Capell ausgedeylt wirdt anno 1576–1602).
- [32] ebendort, Nr. 1265 (Doct. Polycarpi Leysers Stiftung de ao 1587 vor die Armen ins Graue Closter).
- [33] ebendort, Nr. 1499 (Jhar Rechnunge des Gottes Kastens zu Wittenbergk 1526–1806).
- [34] ebendort, Nr. 1503 (Lucas Cranach Entliche und eygentliche rechnung 1519)
- [35] ebendort, Nr. 681 (Verzeichnis der armen Leute in beiden Hospitälern allhier zu Wittenberg, am Tage Trium Regum den 6. Januar 1576).
- [36] ebendort, Nr. 677 (Vertrag zwischen Gotteskasten und Schuhmacher und Fleischerinnung).
- [37] Staatsarchiv Dresden: Urkunde Nr. 8228 (Daß ist dy vorzeichnung der Stadt Wittenberg).
- [38] Staatsarchiv Weimar: Reg. O, Nr. 270 (Beschwerde des Malers Lucas Cranach als Inhaber der privilegierten Apotheke zu Wittenberg wegen Beeinträchtigung durch anderer Gewürzhandel 1522).
- [39] ebendort, Reg. O, Nr. 312 (Brief der Universität an den Kurfürsten, Dr. Swab und Dr. Block betr.).
- [40] ebendort, Reg. O, Nr. 464 (Doctor Georg Curionis Mißhandlungen ao 1543).
- [41] ebendort, Reg. KK, Nr. 1425 (Einräumung des Hospitals zum Heiligen Geist an die Augustiner in Wittenberg und die Versorgung der Hospitalbewohner durch den Rath zu Wittenberg 1504).
- [42] Stadtarchiv Wittenberg: Rep act. Cap. XIV, Nr. 20 (Acta die Aufrichtung einer Pest-Ordnung betr.).
- [43] ebendort, Rep. act. Cap. XIV, Nr. 7 (Acta Der Stadt Wittenberg Clöster und Hospitäler).
- [44] ebendort, Rep. act. Cap. XIV, Nr. 5 (Acta das im grauen Kloster zu Wittenberg angelegte Hospital u. a. betr.).
- [45] ebendort, Rep. act. Cap. XI, Nr. 10 (Acta Der Stadt Wittenberg errichtete Hospital- u. Waysen-Hauß ingleichen Almosen-Ordnung).
- [46] ebendort, Urbarium Bc 4, Vol. A (Nachrichten des Gotteskastens zu Wittenberg 1300–1721).
- [47] ebendort, Rep. act. Cap. XIV, Nr. 3, Vol. 1–5 (Richtsteig aller Einnahmen und Ausgaben der Elenden zum Heiligkreuzhospital. Vorsteher Rechnungen 1484–1516).
- [48] ebendort, BC 88 (Stadtbuch der Stadt Wittenberg 1332 bis 1435).
- [49] ebendort, Urkundenregister Nr. 2, Karton 51 (Stiftungsurkunde für das Heiliggeisthospital 1301).
- [50] Wolfenbütteler Herzog-August-Bibliothek, 240.80 Qu (1): Taxe, oder widerung aller Materialien so in der Apotheken zu Wittenberg verkaufft werden, gedruckt bei Zacharias Lehmann, Wittenberg Ao. M.D.XCIX.

VERFASSER:

Dr. WOLFGANG BÖHMER, Krankenhaus Paul-Gerhard-Stift, 4600 Wittenberg

## Ärzte und Naturwissenschaftler im Kreis um Luther und Melanchthon

Bei Durchsicht der Wittenberger Matrikel und bei Vergleich der in der Ära von Luther und Melanchthon vorgenommenen Inskriptionen mit den Dissertationen dieses Zeitraumes begegnet dem Nachbetrachter im ersteren Falle der Name mancher in der Medizingeschichte renommierten Persönlichkeit, den man im letzteren, d. h. in den Promotionsakten vermißt: vielfach haben es die Medizinstudenten vorgezogen, sich nach mehr oder minder kurzem Besuch der Leucorea auf einen abschließenden Ausbildungsgang im Ausland zu orientieren. Die gegebene Sachlage rechtfertigt dieses Verhalten, denn der Medizinischen Fakultät in Wittenberg fehlt es an allem, was die Universitäten in Frankreich und Italien bieten können. Das gilt nicht nur für den institutionellen Sektor: es gibt von Anfang an keine profilierten Lehrkräfte, die dem angehenden Arzt entsprechende Fertigkeiten im gewünschten Maße zu vermitteln in der Lage gewesen wären. Man muß in Wittenberg nehmen, was man bekommt, und man bekommt, was unter den gegebenen Bedingungen zu bleiben bereit ist und sich mit bescheidenen Verhältnissen begnügt. Mit nur einer regulären Planstelle ist die Medizinische Fakultät zu Beginn des Unterrichtsbetriebes der Leucorea eine Art Stiefkind; so kann es nicht überraschen, wenn die Ausbildung hier wesentlich langsamer anläuft als in anderen Fachdisziplinen. Der einzige Hochschulmediziner am Ort ist Pollich aus Mellrichstadt genannt Mellerstadt (um 1450–1513), der als Gründungsrektor mehr zur Philosophischen und zur Theologischen Fakultät tendiert als zur Heilkunde. Lediglich bei der 1502 vorgenommenen ersten medizinischen Promotion und nochmals im Jahre 1511/12 fungiert er als Leiter derartiger Amtshandlungen. Ein Ordinariat in der Medizinischen Fakultät hat Mellerstadt offenbar aber nie angestrebt. In den Luther-Bibliographien wird Mellerstadt im Zusammenhang mit seiner Äußerung aus dem Jahre 1508 apostrophiert: *„Dieser Mönch wird alle Doctores verwirren, eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche verändern.“*

Um den Ausbildungsbetrieb überhaupt anlaufen zu lassen, ist man auf Ersatzlösungen angewiesen; der Unterricht der wenigen Medizinstudenten liegt zeitweilig in den Händen von Lehrern, die offiziell gar nicht zum Personal der Hochschule gehören. Dabei haben – die Situation zwingt dazu – Qualitätsnachweise oder vorausgegangene Graduierungen keine Rolle gespielt. Ein zum Verbleiben an der Leucorea bereiter Mediziner kann eine schnelle Hochschulkarriere ma-

Anno a reconciliata deo huānitate M D II  
Sub egregio uiro Dn. Doctore Martino polichio  
Mellerstadio Primo Rectore b) Academia

Bernhardus Schiller artū & p̄ne magister, p̄mus  
oim̄ (Memo. n. an̄ ip̄m in aliqua facultate huius  
Academia gradum assequutus erat.) in Doctorem  
Medicinae promotus est. factus postea ordinarius  
Medicinae Lector. i. m. d. b. friburgēi gymnasio.

Abb. 1

Die erste medizinische Promotion (Eintragung im Dekanatsbuch)

chen, auch wenn er nicht mehr als das Diplom eines Bakkalaureus vorlegt. Johann de Bel, der das Dekanat bekleidet und 1504 mehrere Promotionen vornimmt, ist zum Dr. med. promoviert gewesen; er und der mit pädagogischen Aufgaben betraute Bakkalaureus Thomas Eschus (gest. 1535) – erst 1518 wird er unter Simon Steyn (gest. um 1538) zum Dr. med. promoviert – waren aber wohl kaum in der Lage, das initiale Lehrvakuum zu füllen und ein Studium medicum Vitebergense attraktiv zu machen. Um solide Grundkenntnisse bemühte Studenten hält es daher nicht lange am Ort. Der im Wintersemester 1504/1505 immatrikulierte Wendelin Bachus (1465–1543) aus Erfurt zieht es beispielsweise vor, seine Promotion 1508 in Mainz durchzuführen. Er kehrt im Anschluß nach Erfurt zurück und wird Mitglied der Medizinischen Fakultät. Einige Jahre später gerät Bachus dort wegen unterstellter prosächsischer Umtriebe in die Fänge der kurmainzischen Justiz; nach seiner Freilassung kann er in seiner Heimatstadt zwischen 1522 und 1540 wiederholt als Dekan der Medizinischen Fakultät amtieren. Ein anderer Studiosus dieser Frühperiode ist Hieronymus Stehelin aus Rothenburg, der seine Ausbildung in Paris abschließt. Frankfurt (Oder) und Erfurt sind die nächsten Stationen des akademischen Werdeganges von Stehelin, der 1520 letzterenorts als Dekan in der Medizinischen Fakultät nachweisbar ist.

In Wittenberg nimmt 1507 der Hildesheimer Dietrich Bloch – er ist immerhin promoviert – dann die Stelle des abgehenden Bel ein; 1508/1509 hat Bloch das Rektorat und 1510 das Dekanat der Medizinischen Fakultät inne. Der Li-

zientiat Stein wird 1510 unter Blochschem Vorsitz promoviert. Rektor war Stein bereits 1509 gewesen; kurz nach der medizinischen Graduierung übernimmt er das Dekanat. Als Mellerstadt 1511 den aus Cham gebürtigen, seit 1502 in Wittenberg weilenden und zuvor in der Artistenfakultät tätig gewesenen Udalrich Erbar (gest. 1512) promoviert, wird auch dieser recht schnell für würdig befunden, das Rektorat zu übernehmen; in dieser Amtsperiode fällt er dem Racheakt eines Studenten zum Opfer. Johannes Schwabe (gest. 1517), der ab 1506 zeitweilig medizinische Kollegs gelesen und die Leucorea dann vorübergehend verlassen hatte, kehrt nach Erbars Tod nach Wittenberg zurück; er verwaltet 1514 das 1518 nochmals von Stein bekleidete Rektorat. Der Gründungsrektor Mellerstadt, der außerdem das Exklusivprivileg für die Wittenberger Apotheke besitzt, stirbt am 27. Dezember 1513. Als Provisor in dieser Offizin wirkt zeitweilig der aus Mittweida gebürtige Peter Culitz, der als Apotheker „huius urbis“ bezeichnet wird, als er im Oktober 1515 seinen Matrikeleintrag vornimmt. Offenbar hatte Culitz sein in der Ars pharmaceutica erworbenes Wissen durch das Studium der Heilkunde erweitern wollen, ohne aber eine medizinische Graduierung anzustreben: in den Listen der Leucorea ist er weder als Bakkalaureus noch als Lizentiat oder als Doktorand verzeichnet.



1526  
 VIVENTIS·POTVIT·DVRERIVS·ORA·PHILIPPI  
 MENTEM·NON·POTVIT·PINGERE·DOCTA  
 MANVS  
 DI

Abb. 2

Philipp Melanchthon  
 (1497–1560)



Die Kontinuität des Unterrichts kann in den Anfangsjahren jedenfalls nur mit Mühe gewahrt werden. Ist die reguläre Besetzung des Lehramts nicht möglich, müssen Mellerstadt oder Hilfskräfte einspringen: das ist für die Zeit zwischen den Wintersemestern von 1502 und 1504 sowie von 1505 und 1506 ebenso der Fall wie zwischen 1511 und 1513 und in der Phase vor dem Wintersemester 1518. Dabei hätte man statutengemäß bereits ab 1508 zwei Lehrkräfte beschäftigen können, um die es dann ab 1516 in verstärktem Maße geht. Ab 1516 zeichnen sich dann erste Bestrebungen ab, zwei fest angestellte Professoren einzusetzen und ihnen eine gewisse wirtschaftliche Sicherheit zu bieten. Der Instanzenweg muß lang gewesen sein, denn es dauert einige Jahre bis zur Realisierung des Projekts. Unbeschadet der drängenden und ungelösten Personalfragen wird das Jahr 1518 nun aber für die Belange des Unterrichts zur entscheidenden Zäsur: am 25. August 1518 – zehn Monate nach Luthers Thesenanschlag – trifft, von Tübingen kommend, der 21jährige Magister artium liberalium Philipp Melancthon in Wittenberg ein [24] und hält hier vier Tage nach seiner Ankunft die berühmte Vorlesung „De corrigendis adolescentiae studiis“ [33], die wohl berühmteste Antrittsrede, die je an der Wittenberger Hochschule gehalten worden ist [17]. Unter dem Eindruck dieses Kollegs tut sich einiges auch innerhalb der

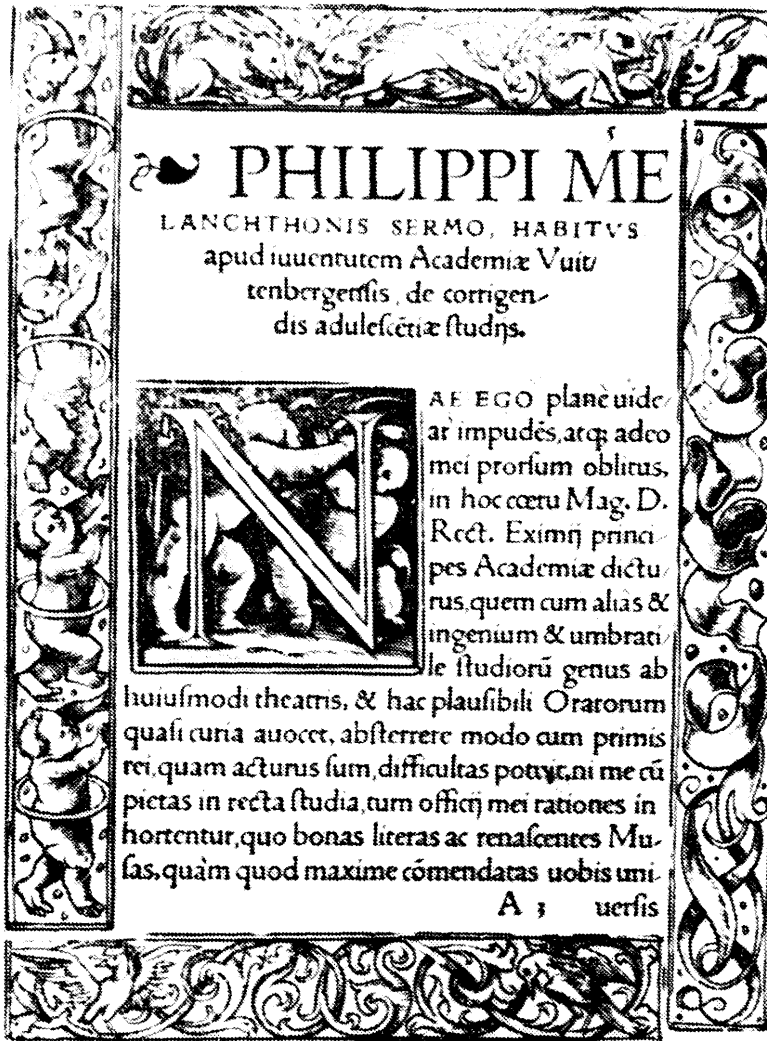


Abb. 3  
Aus der Antrittsrede  
von Philipp Melancthon

Medizinischen Fakultät. Am 13. September 1518 werden zusammen mit Eschhaus die Kandidaten Martin Berger (gest. 1529), Alexius Neumann und Johannes Aesticampianus unter Steinschem Vorsitz zu Doktoren promoviert; Augustin Schurff (1494–1548) und Nikolaus Moller erhalten das Bakkalaureat. Eschhaus und Berger werden im Anschluß in den Senat der Medizinischen Fakultät berufen, ohne daß ihnen eine Besoldung zuteil wird; Eschhaus fungiert 1521 als Dekan und 1523 als Rektor.

Etwa zeitgleich mit den genannten Graduierungen trifft Peter Burchardt (gest. 1526) in Wittenberg ein, der zuvor in Ingolstadt die Medizin vertreten hatte und nun am 29. September 1518 die Professur des verstorbenen Johannes Schwabe übernimmt; 1520 ist er Rektor, 1521 Dekan. Kurz nach Amtsantritt legt er die „Parva Hippocratis Tabula“ als Unterrichtshilfe vor, zu der Melanchthon ein Vorwort verfaßt. Zu Burchardts Wittenberger Schülern zählt der am 29. April 1518 immatrikulierte Johann Magenbuch (1500–1546), ein aus dem schwäbischen Blaubeuren gebürtiger Studiosus. Fünf Jahre später schließt der mit Luther und Melanchthon freundschaftlich verbundene Mediziner [3] seine Ausbildung mit der Promotion ab und geht als Physikus nach Nürnberg, wo er in der Folgezeit als vielseitiger Iatrochemiker und Iatromechaniker in Erscheinung tritt und dabei Sympathien für die zu diesem Zeitpunkt noch stark umstrittenen paracelsischen Konzeptionen demonstriert. Ein „Antidotarium Magenpuchium sive Antidotum contra pestem“ ist damals ein ebenso vielbegehrtes Medikament wie der von ihm hergestellte Rhabarberextrakt. Magenbuch ist einer der ersten Mediziner von Rang, der sich mit dem Wittenberger Diplom bescheidet und auf die Graduierung in Frankreich oder Italien verzichtet. Dieses Verhalten ist bemerkenswert, denn es steht im Gegensatz zu dem der meisten Zeitgenossen, darunter auch der oft mit Magenbuch verwechselte Johann Meckbach-Megobachius (1495–1555), der in Padua promovierte Marburger Hochschullehrer und Archiater des Landgrafen Philipp des Großmütigen. Meckbachs „Compositiones quaedam medicae et antidota usu longo comprobata“ gehören in diesen Jahren zur vielbenutzten medizinischen Literatur.

Zum engeren Kreis um Luther und Melanchthon zählen neben Thomas Eschhaus im ausklingenden zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhundert außerdem Matthäus Ratzenberger (1501–1559), Johann Lonitzer-Lonicerus (1499–1569) und Johannes Naevius (1499–1574). Während sich der Lebensweg Luthers in den folgenden Jahren und Jahrzehnten in vielfältiger Weise mit dem des aus Wangen gebürtigen Mediziners Ratzenberger kreuzt, verläßt der aus Chemnitz stammende Naevius 1521 die Hochschule mit dem (im Dekanatsbuch nicht notierten) erworbenen Bakkalaureat. Von Erfurt aus tritt Naevius 1523 seine Studienreise nach Italien an, die ihn zunächst nach Bologna und Padua bringt; in Ferrara führt er 1525 unter Giovanni Manardo (1462–1536) seine Inauguraldisputation durch. 1527 wird Naevius das Physikat von Annaberg übertragen, 1533 das von Joachimsthal; das kursächsische Archiateramt schließt sich an. Lonitzer-Lonicerus wird nach Erwerb des Magistertitels Lehrer in Freiburg und in Straßburg und wirkt ab 1527 auf einem Lehrstuhl für Griechische Sprache an der neugegründeten Universität Marburg. Zumindest partiell müssen aber auch die Naturwissenschaften zum Interessengebiet von Lonitzer gehört haben, denn er bekleidet zeitweilig entsprechende Ordinariate. Für dieses zusätzliche Engagement des vielseitigen Gräzisten spricht auch sein Schrifttum der Mar-



Abb. 4

Johannes Lonitzer-  
Lonicerus (1499–1569)

burger Ära: mit der Abhandlung „De librorum Aristoteles de Physica auscultatione“ greift er 1540 Probleme der Naturphilosophie auf. Die Schriften, welche die Heilkunde berühren, lassen eine enge Anlehnung an Galen erkennen. Lonitzer betätigt sich außerdem 1535 im Rahmen eines Vokationsverfahrens, das den zu dieser Zeit in Koblenz tätigen Johannes Eichmann-Dryander (1500 bis 1560) nach Marburg bringt. Letzterer hatte am 1. Juni 1535 eine öffentliche Anatomie in Marburg abgehalten; Lonitzer wird daraufhin am 17. Juni 1535 von den Universitätsbehörden beauftragt „*Doctor Eichman von Confluenz gen Marpurg an Doctor Megobachs stadt zu beruffen*“.

Ein Teil der Wittenberger Studienzeit von Magenbuch und Ratzenberger, Lonitzer und Naevius fällt somit in die Tätigkeitsperiode von Peter Burchardt, die aber schon zur Mitte des Jahres 1521 ausklingt. Zu Burchardts letzten Amts-

handlungen in der Medizinischen Fakultät zählt im Januar 1521 die Vergabe der Lizentiaturn an den Bakkalaureus Augustin Schurff sowie an den Magister Heinrich Stackmann (gest. 1532); aus seiner Hand erhält außerdem der aus Frankfurt stammende Luther-Protegé Basilius Axt (gest. 1558), der sich am 21. Mai 1520 in die Matrikel eingetragen hatte, das Diplom eines Bakkalaureus. Einer der letzten Hörer Burchardts ist der Dresdener Medizinstudent Christoph Sporer, der im April 1521 in Wittenberg eintrifft; seine Graduierung zum Dr. med. ist allerdings erst 1533 erfolgt.

Hörer von Burchardt ist auch Jan Hainpol-Cornarius (1500–1558) alias Hagenbut, der am 21. Januar 1521 den Magistergrad erwirbt. Cornarius ist bereits Bakkalaureus, als er am 30. Mai 1519 seine Wittenberger Inskription vornimmt. Den vielseitigen Wissenschaftler sucht man an der Leucorea zu halten, indem man ihm einen Lehrauftrag für Grammatik überträgt; gemäß diesem soll er in seinen Lektionen zwischen der lateinischen Grammatik des Priscian und Melanchthons Grammatik der Griechischen Sprache alternieren [8]. Cornarius wendet sich dann aber der Heilkunde zu; eine 1523 unter Eschhaus vorgetragene Disputation dürfte dem Erwerb der Lizentiaturn gegolten haben, denn das Studienende findet Cornarius in Italien. 1526 lehrt er zeitweilig in Rostock. Bildungsreisen führen ihn nach Livland, nach Holland und in die Schweiz; um das Physikat von Feldkirch bemüht, schreibt er dieses Anliegen wegen an Ulrich Zwingli [38]. Das führt aber nicht zum gewünschten Erfolg, denn der ober-schwäbische Arzt Gabriel Hummelburg (um 1490–1543) erhält den Vorzug [4, 16]. Der Schweizer Aufenthalt ist Cornarius in anderer Beziehung sehr nützlich: die berühmten Basler Buchdrucker Johann Froben (1460–1527) und Hieronymus Froben (1501–1563) führen ihn in die Literatur der medizinisch-naturwissenschaftlichen Klassiker ein. Nach 1528 nimmt Cornarius erneut Aufenthalt in Wittenberg, bevor er als Physikus in Zwickau und Frankfurt und 1537 bis 1539 in gleicher Funktion in Nordhausen wirkt. In dieser Zeit entsteht seine 1538 edierte Hippokrates-Übersetzung, die erste auf Handschriftenvergleich beruhende diesbezügliche Ausgabe. Der Biograph Jöcher vermerkt zu diesen Aktivitäten: „*Weil er die arabischen und barbarischen Aerzte in Deutschland abzuschaffen, die griechischen aber emporzubringen suchte, so übersetzte er deswegen die gesammten Werke des Hippocratis, Dioscoridis, Aetii, Aeginetae, viele Bücher des Galeni.*“ Mehrere Bände seiner Galen-Ausgaben widmet Cornarius dem Nordhäuser Syndikus und Bürgermeister Michael Meyenburg (1491–1555); gleichartige Adressen gelten dem Stolberger Kanzler und Rentmeister Wilhelm Reiffenstein (gest. 1538). Hieraus verdeutlichen sich die engen persönlichen Kontakte der Nordhäuser Physikatsära, während der auch Johann Spangenberg (1484–1550) zu seinen Freunden zählt, der Begründer des städtischen Gymnasiums [31]. Wittenberg verschwindet aber nie aus dem Blickfeld des unsteten Wanderhumanisten Cornarius, der wegen einer von ihm kommentierten Dioscorides-Übersetzung in harte Dispute mit Leonhard Fuchs (1501–1569) gerät. Zwei Söhne von Jan Cornarius, zu dessen letzten Stationen Professuren in Marburg und Jena zählen, sind später als Medizinstudenten an der Leucorea zu finden.

In die frühe Wittenberger Studienphase von Cornarius fällt eine grundsätzliche Neuerung an der Medizinischen Fakultät: ab 1521 verfügt man über zwei Planprofessuren. Nicht zuletzt unter dem Einfluß von Luther und Melanchthon wird die Medizinprofessur aufgeteilt. Schurff und der am 28. Januar 1521 unter Burchardt

promovierte Stephan Wildt (gest. 1550) sind die offiziellen Fachvertreter. An dieser Verfahrensordnung ändert sich nichts, als Wildt Wittenberg wieder verläßt, denn nun rückt Heinrich Stackmann auf die zweite Professur. Diese Konstellation der Unterrichtsorganisation bleibt für ein Vierteljahrhundert konstant.

Bei einem Rückblick auf die während der Jahre vor dem Zweierordinariat in der Medizinischen Fakultät vorgenommenen Graduierungen lassen sich 23 Amtshandlungen dieser Art feststellen. Ihre Zahl ist wahrscheinlich größer, denn für verschiedene Doktoranden muß angenommen werden, daß eine im Dekanatsbuch nicht vermerkte Graduierung zum Bakkalaureus oder zum Lizentiaten der Promotionshandlung vorausging. Beteiligt sind 21 Anwärter, denn Eschus und Schurff kommen zweifach mit ihren Anträgen ein. Aus diesem Personenkreis wurden 8 Graduierte – in chronologischer Reihe Eschus, Stein, Jodocus (Jodoci), Erbar, Berger, Schurff, Wildt und Stackmann – für den Lehr- und Ausbildungsbetrieb eingesetzt, meist schon unmittelbar oder kurze Zeit nach Erwerb eines Diploms: das zeigt erneut, wie gering der Spielraum gewesen sein muß, das Kollegprogramm durch Fremdb Berufungen zu bereichern.

Tabelle 1

Von der Medizinischen Fakultät Wittenberg in den Jahren 1502 bis 1521 vorgenommene Graduierungen (laut Dekanatsbuch)

Name und Heimatort	Graduierung zum	Jahr	Dekan/Promotor
Schiller, Bernhard Riedlingen	Dr. med.	1502	Mellerstadt
Lausthein, Jacob Hofheim	Dr. med.	1504	J. de Bel
Bel, Eberhard de	Dr. med.	1504	J. de Bel
Eschus, Thomas Münster/Köln	Bakkalaureus	1504	J. de Bel
Stein, Simon Penig/Chemnitz	Dr. med.	1510	Bloch
Jodocus (Jodoci), Christoph Liegnitz	Dr. med.	1510	Bloch
Culmacher-Egranus, Philipp Eger	Dr. med.	1511	Stein
Fabri, Michael Rothenburg	Bakkalaureus	1511	Stein
Beyr, Hieronymus Zwickau	Bakkalaureus	28. Juli 1511	Jodocus (Jodoci)
Erbar, Udalrich Cham	Dr. med.	1511	Mellerstadt

Name und Heimatort	Graduierung zum	Jahr	Dekan/Promotor
Gürtler v. Wildenburg Cingulatorius, Hieronymus Goldberg	Dr. med.	1511(?) 1512(?)	Mellerstadt
Berenringk, Sebastian Weißenburg	Dr. med.	1511(?) 1512(?)	Mellerstadt
Eschäus, Thomas Münster/Köln	Dr. med.	13. Sept. 1518	Stein
Berger, Martin Wittenberg	Dr. med.	13. Sept. 1518	Stein
Neumann, Alexius Meiningen	Dr. med.	13. Sept. 1518	Stein
Aesticampianus, Johannes Sommerfeld	Dr. med.	13. Sept. 1518	Stein
Schurff, Augustin St. Gallen	Bakkalaureus	13. Sept. 1518	Stein
Moller, Nikolaus	Bakkalaureus	13. Sept. 1518	Stein
Wildt, Stephan Pleinfeld	Dr. med.	28. Jan. 1521	Eschäus/Bur- chardt
Schurff, Augustin	Lizentiat	1521	Burchardt
Stackmann, Heinrich Vallerstein	Lizentiat	1521	Burchardt
Axt, Basilius Frankfurt (Oder)	Bakkalaureus	3. Juni 1521	Burchardt
Bartholomäus, Simon Wittenberg	Bakkalaureus	3. Juni 1521	Burchardt

### Absolventen der Jahre zwischen 1522 und 1545

Schurff, Stackmann und Eschäus – letzterer ohne offiziellen Amtsauftrag – nehmen in der Folgezeit die Belange der Medizinischen Fakultät wahr. Als Stackmann 1532 stirbt, rückt Kaspar Lindemann (gest. 1536) auf die Professio secunda, die später von Jakob Milich (1501–1559) eingenommen wird. Der aus Freiburg gebürtige Milich war dabei ebenso auf Umwegen zur Medizin gestoßen wie der alsbald im Lehrbetrieb eingesetzte Melchior Fendt (1486–1564): letzterer ist bereits 1513 in den Matrikeln nachweisbar, fungiert aber zunächst als Magister in der Artistenfakultät. Seine Lizentiatur erfolgt erst 1531, die Promotion gar erst 1543; im letzteren Falle ist Milich sein Promotor.

In den Jahren nach 1521 werden die Wittenberger Ausbildungsverhältnisse zwar etwas besser, liegen aber im Vergleich zu den Hochschulen des Auslandes nach wie vor auf einem wenig befriedigenden Niveau. Einem um Verbesserung bemüht-

ten Hochschullehrer wie Philipp Melanchthon dürfte es dabei kaum zum Trost gereicht haben, daß es in Leipzig (zwischen 1509 und 1523 keine Promotion!) und in Erfurt (keine Promotion zwischen 1460 und 1522!) teilweise noch schlechter aussah und die letztere Hochschule für längere Zeit in dieser Misere verblieb. Zur Tugend deklarierte Hausbackenheit: das beeinträchtigt jedenfalls für die Medizinische Fakultät der Leucorea die Möglichkeit eines Aufschließens zum europäischen Ausbildungsniveau. Nur selten haben die Vortragenden ihr Blickfeld durch Bildungsreisen erweitert; Georg Kleinschmidt-Curio (1498–1556), der 1537/38 auf kurfürstliche Weisung nach Wittenberg beordert wird, ist einer der wenigen, auf die das provinzielle Schema nicht zutrifft, denn er war zuvor bereits in Italien gewesen. Als Curio am 4. November 1538 in das Fakultätskollegium aufgenommen wird, hatte man bereits die Notwendigkeit einer dritten Professur diskutiert, zu welchem Projekt es in einer Urkunde der Landesobrigkeit aus dem Jahre 1536 heißt:

*„Wie wohl unser universitet antenglich nit mehr den einer und eine Zeit lang zwene doctern medicinae gehapt, die in derselben Facultet ordinarie gelesen, so wollen wir doch, das bey uns und unsern nachkommen un tort mer drei ictores in derselben facultet, der zwene, so die ersten lection haben, doctores, der dritte aber zum wenigsten ein licentiat sein sollen. Der erste und alter lector daselbst soll die nutzlichsten bücher Hippocratis und Galeni, der andere Rasyn und Avicennam und der dritte anathomicos libros lesen. Und der erste soll anderthalb hundert, der andere hundert und dreissig, der dritte achtzig Gulden zu solde haben.“*

Nach den Buchstaben dieser Anordnung wären somit ab 1536 die Voraussetzungen für drei Professuren gegeben gewesen. Der Weg vom Vorhaben bis zur Realisierung ist aber erneut lang. Man ist der Meinung, die geforderten Voraussetzungen für eine Professio secunda träfen auf die zur Verfügung stehenden Anwärter nicht zu. Während niemand Schurff seine Qualifizierung für die Professio prima bestreitet, glaubt man, die Tätigkeitsmerkmale einer Professio secunda träfen weder auf Lindemann noch auf Milich zu; beide werden jeweils als Professor tertius eingestuft. So bleibt es vorerst bei theoretisch drei Professuren mit zwei Professorenrängen, denn die Professio secunda wird nicht besetzt. Erstmals 1544 findet man eine organisatorische Regelung, die Kleinschmidt-Curio auf die zweite Professur führen soll. Weil man aber Anstoß an seiner Lebensführung nimmt, bestraft man ihn gleichsam, indem man ihm lediglich die Professio tertia zubilligt. Dadurch kann Milich, den man vorher als nicht ausreichend qualifiziert angesehen hatte, auf die Professio secunda aufrücken. Ab 1544 existiert also mit Schurff, Milich und Kleinschmidt-Curio erstmals ein Dreiergremium von bestellten Ordinarien.

Die zahlenmäßige Vergrößerung des Lehrkörpers ändert aber nichts an dem Grundübel unzureichender institutioneller Voraussetzungen. Die Kollegs von Luther und Melanchthon garantieren einen regen Besuch der Hochschule, aber der hier verweilende Mediziner will bevorzugt die beiden Reformatoren hören und sich anderenorts sein ärztliches Abschlußdiplom holen. Immerhin finden sich jedoch auch in dieser Phase einige prominente Namen in den Wittenberger Matrikeln, allerdings im allgemeinen nur als zeitweilige Hörer an der Leucorea und nicht als Doktoranden. Bezeichnend für den offenbar auch von Melanchthon klar

erkannten geringen Stellenwert des Wittenberger Diploma doctorale der Medizin ist die Tatsache, daß er selbst einer Reihe von Medizinern aus seinem Kreis die Empfehlung gibt, sich nach Italien zu begeben und dort das Studium abzuschließen. Wenn man bedenkt, daß Melanchthon mit ganzem Herzen an Wittenberg hängt und in der Notsituation der mittvierziger Jahre bereit ist, am Platz auszuharren, dann ist dieser von ihm wiederholt erteilte Rat besonders beachtenswert: welcher Hochschullehrer seiner Zeit ist wohl so konsequent gewesen, den Wechsel an eine andere Universität vorzuschlagen und somit die Zahl seiner Schüler zu reduzieren? Es läßt zugleich auch den Schluß zu, daß Melanchthon keine Möglichkeit gesehen hat, in nächster Zeit Anschluß an das Niveau der Auslandsuniversitäten gewinnen zu können. So bleibt Wittenberg auf dem Sektor der Ars medica weiterhin eine Durchgangsstation: eine zwar vielbesuchte, aber für Graduierungsvorhaben nicht sonderlich attraktive Stätte temporären Verweilens.

Mit Eobanus Koch-Hessus (1488–1540), Joachim Camerarius (1500–1574) und Antonius Niger alias Mola alias Melas (um 1500–1555) kommen 1521 drei Persönlichkeiten aus dem Erfurter Humanistenkreis an die Leucorea [1]. Der aus Halgehausen bei Frankenberg gebürtige Hessus, Haupt des Erfurter Humanismus und seit 1517 Professor für klassische Sprachen, Poesie und Rhetorik, steht zu diesem Zeitpunkt der Medizin noch fern. Der einer alteingesessenen Nürnberger Patrizierfamilie entstammende und unter Hessus zum Magister promovierte Camerarius kennt sich dagegen durch entsprechenden Kollegbesuch bereits in der Ars medica aus. Gleiches trifft auf Niger zu, der 1521 in Wittenberg den Grad eines Magister artium erhält. Der wissenschaftliche Lebensweg dieser drei Absolventen verläuft hinsichtlich ihres Engagements für die Heilkunde höchst unterschiedlich. Voll zur Medizin stößt lediglich Niger, der zeitweilig am Collegium Lubrancianum Posnaniense wirkt und in Italien das dann in Padua abgeschlossene Medizinstudium nachholt. In Marburg nimmt Niger vorübergehend eine Physikprofessur wahr, die 1537 auf Lonitzer-Lonicerus übergeht. Für die fortbestehenden Kontakte Nigers zum Erfurter Humanistenkreis und speziell zu seinem Lehrer Euricius Cordus (1486–1534) spricht die Tatsache, daß letzterer ihn in dem in seinem Todesjahr edierten „Botanologicon“ zu Worte kommen läßt, als hierin gegen Eichmann-Dryander polemisiert wird und Niger seinem einstigen Mäzen beipflichtet: *„Welcher Art die Intelligenz dieses Menschen ist, kann ich mir denken, aufgrund seiner natürlichen Anlage, die ich einst in Erfurt . . . an ihm beobachtet habe.“* Der Trend zur praktischen Medizin dürfte Niger zur Aufgabe der Marburger Professur bewogen haben. Als Physikus von Braunschweig ediert er 1551 eine Schrift über das Kurpfuscherunwesen.

Hessus kehrt von Wittenberg nach Erfurt zurück, resigniert aber nach Mißheligkeiten mancherlei Art im philosophischen Lehramt und nimmt 1523 das Medizinstudium auf. 1524 schreibt er die „Bonae valetudinis conservandae Praecepta“, ein im 16. Jahrhundert vielbenutztes Lehrbuch der Diätetik. Mit der praktischen Medizin hat sich Hessus aber wohl kaum beschäftigt. Durch Melanchthons Vermittlung kann er 1526 eine Pädagogenstelle am Ägidiengymnasium Nürnberg übernehmen. Auch Melanchthon hatte eine Vokation erhalten, den Dienst in Wittenberg aber nicht quittieren wollen. Der 1533 nach Erfurt zurückgekehrte Hessus findet sich schließlich dann mit den lokalen Verhältnissen nicht mehr zurecht und nimmt einen Ruf nach Marburg an; dort bekleidet



er 1538 das Rektorat. Auch Camerarius bleibt nicht auf Dauer in Nürnberg: 1535 amtiert er als Professor für Rhetorik und für Griechisch in Tübingen und wechselt 1541/42 zur Universität Leipzig über. Mehrfach wirkt er im Rektorat und regt nicht nur eine humanistische Reform des gesamten Hochschulbetriebes an, sondern zugleich auch den Auf- und Ausbau des sächsischen Schulsystems. Literarische Zeugnisse einer lebenslangen Freundschaft mit Hessus und Melanchthon sind die 1553 und 1566 erstellten Biographien dieser beiden Persönlichkeiten. Etwa zeitgleich mit den Erfurter Humanisten und mit Johann Magenbuch studieren Achilles Parmenius Gasser (1505–1577) und Johannes Sinapius (gest. 1561) an der Leucorea. Der aus Lindau gebürtige Gasser kommt im Oktober 1522 nach Wittenberg und hört Kollegs bei Luther und Melanchthon, ist also zunächst wohl nicht auf die Heilkunde fixiert. Das Medizinstudium führt der später durch eine Vielzahl von Schriften weithin bekannte Gasser in Wien und Frankreich durch; in Avignon erwirbt er 1528 den Doktorgrad. Zwischen 1536 und 1546 wirkt Gasser als Physikus in Feldkirch [6]; auf seinen Rat und mit einem Empfehlungsschreiben an Melanchthon bricht Georg Joachim Rheticus (1514–1574) nach Wittenberg auf. Nach 1546 ist Gasser Physikus von Augsburg geworden.



Abb. 5

Georg Sturz (1490 bis 1548), 1523 in Wittenberg zum Dr. med. promoviert

Johannes Sinapius aus Schweinfurt wandert zwecks Promotion von Wittenberg nach Italien ab; seine ärztliche Tätigkeit konzentriert sich auf ein Archiateramt am Würzburger Bischofssitz.

Der auf Umwegen zur Medizin stoßende Vitus Oertel (1501–1570) aus Windsheim trägt sich 1523 in die Wittenberger Matrikel ein. Ebenfalls 1523 kommt Georg Sturz (1490–1548) von Erfurt aus mit dem Ziel nach Wittenberg, sich hier seine Promotionsurkunde zu holen [7]. Der aus Annaberg-Buchholz gebürtige vielseitige Wissenschaftler ist seit 1521 Magister Artium liberalium und hält sich für medizinisch genügend vorgebildet, um sich der Prüfung zu unterziehen; er wählt Wittenberg, weil es nach seiner Ansicht um die Medizinische Fakultät Erfurt alles andere als gut steht. Mehr noch als der Heilkunde fühlt sich Sturz aber dem Humanismus verbunden; in seinem Erfurter Hause „Zur Engelsburg“ treffen sich die Vertreter dieser Bewegung. Neben Euricius Cordus war der aus Wittenberg stammende und 1520 in Frankfurt promovierte Ambrosius Karlaw der Lehrer von Sturz für die medizinisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen gewesen; in Italien hatte er sein Wissen in den Jahren 1519/1520 komplettiert. Die Wittenberger Graduierung von Sturz erfolgt am 9. Dezember 1523. Im Anschluß orientiert sich Sturz in Erfurt verstärkt auf die Heilkunde; er wird 1523/24 Dekan in der Medizinischen Fakultät und nimmt dieses Amt nochmals 1527 wahr, nachdem er zwischenzeitlich Physikate in seiner sächsischen Heimat bekleidet hatte. Vorübergehend praktiziert er in Joachimsthal, wo er eine Apotheke einrichtet. Vom neuerlichen Erfurter Lehramt aus hält er ab 1530 beständig Kontakt zu Luther und Melanchthon, desgleichen zu seinen inzwischen abgewanderten Kollegen Hessus und Camerarius. Aus der Feder von Sturz erscheint 1542 „Ein tröstlich und fast nützlich Regiment für die Pest“. Luther erwähnt Sturz in einem Tischgespräch, als es um die sachgerechte Drogenapplikation und die Aufsichtspflicht bei „personae indoctae“ geht. Der Reformator weiß von einem ihm durch Sturz mitgeteilten Vorgang, bei dem ein derartiger Kranker statt Koriander im guten Glauben „Kalender“ eingenommen habe: *„Sicuti Doctor Stortz Erphurdiae cuidam bibulo rustico nihil dare voluit: Sold corinder eßen! Ille vero indoctus emit quatuor calender cum pergamentis et illos corrosos deglutiit usque ad quartum!“* Am 7. April 1548 ist Sturz in Erfurt verstorben; Luther und Melanchthon (1537 und 1540) hatten sich aus gegebener Veranlassung seinen ärztlichen Rat eingeholt.

Mitte der zwanziger Jahre zählen Erhard Hegenwald und Jakob Molsheym-Micyllus (1503–1558) zu den Hörern von Luther und Melanchthon [35]. Ersterer erwirbt 1526 an der Leucorea den medizinischen Doktorgrad und ist heute eigentlich mehr durch seine poetische als durch seine ärztliche Tätigkeit bekannt, stammt doch das Kirchenlied „Erbarm Dich mein, O Herre Gott“ von ihm [9]. Der Hessus-Schüler Molsheym aus Straßburg bleibt auch nach seiner 1527 beginnenden Frankfurter Rektoratszeit in ständiger Verbindung mit seinen Wittenberger Lehrern; durch Melanchthons Fürsprache wird er 1557 als Professor für alte Sprachen an die Universität Heidelberg berufen.

1527 holt der als Bakkalaureus von 1521 bereits erwähnte Basilius Axt seine Promotion nach; sein vorgesehener Einsatz im Lehrbetrieb der Leucorea scheitert am Einspruch der Fakultät, d. h. demzufolge an Schurff und Stackmann, die sich gegen eine dritte Professur sperren. Wahrscheinlich waren sie in Sorge, sie könnte zu Lasten des eigenen Gehaltes gehen: derartige Erwägungen dürften

als nicht abwegig gelten, war man doch in dieser Form verfahren, als es um die Schaffung der Zweitprofessur ging. Am 16. November 1528 trägt sich Johannes Marcellus (1510–1552) aus dem fränkischen Königsberg in die Wittenberger Matrikel ein; als Professor für Poesie an der Leucorea macht er sich später um die Förderung der wissenschaftlichen Botanik ebenso verdient wie der Theologe Caspar Cruciger (1504–1548) aus Leipzig, der 1523 sein Wittenberger Studium aufgenommen hatte.

Der Studiosus Balthasar Heseler aus Liegnitz nimmt am 15. Juni 1530 seine Inskription an der Leucorea vor. Zehn Jahre später zählt Heseler zu den Hörern von Andreas Vesalius (1514–1564), als dieser in Bologna eine Gastanatomie durchführt. Die Kollegnachschriften des einstigen Wittenberger Absolventen und nunmehrigen Vesal-Schülers gehören heute zu den interessantesten Dokumentationen über die damals beginnende neue Epoche des medizinischen Unterrichts, die mit den Vesalschen Anatomien in Padua, Pisa und Bologna eingeleitet wird.

In den frühen dreißiger Jahren begegnen uns mit Sebald Havenreuter (1508 bis 1589) aus Nürnberg und Johannes Carion (geb. 1499) aus Büchingen zwei Mediziner und Naturwissenschaftler in der Inskriptionsliste, von denen letzterer sich als Astronom hervortut und mit einem „Chronicon“ bekannt macht. Havenreuter erhält 1534 in Wittenberg den Magistergrad und geht dann nach Tübingen, wo inzwischen sein Landsmann Camerarius lehrt. Unter Jakob Shegk (1511 bis 1587), der selbst von der Theologie zur Heilkunde gekommen war, erwirbt Havenreuter 1539 den medizinischen Doktorgrad. 1540 leistet er einem Ruf nach Straßburg Folge, wo er dann fast ein halbes Jahrhundert gewirkt hat. Der 1533 immatrikulierte Sigismund Ferrarius-Montanus (gest. 1558) aus Griesbach wid-



Abb. 6

Marktplatz und Rathaus in Wittenberg

met sich zunächst der Theologie und den Rechtswissenschaften, bevor er zur Medizin überwechselt. An der Universität Marburg amtiert er später erneut als Jurist.

Mit Otto Wertmüller (1513–1552) und dem schon erwähnten Rheticus treffen um die Mitte der dreißiger Jahre zwei Schweizer in Wittenberg ein, wo sie speziell die Kollegs von Melanchthon besuchen wollen. Wertmüller wird als Stipendiat des Züricher Carolinum an die Leucorea delegiert: er soll sich eine gründliche mathematisch-naturwissenschaftliche Ausbildung holen, um daheim in Zürich als Lehrer tätig werden zu können. Als Magister artium kehrt Wertmüller zurück und übernimmt nach temporärem Einsatz in Basel pädagogische Aufgaben am Carolinum, wo damals auch sein Vetter Conrad Gesner (1516–1565) wirkt, der vielseitige Gelehrte und Polyhistor [34]. Rheticus kehrt dagegen nicht in die Heimat zurück; der Sohn eines Arztes, der 1527 einem Malefizgericht zum Opfer gefallen war [39], wird in Wittenberg in das Kollegium der Artistenfakultät gewählt und erhält die Professur für niedere Mathematik. Möglicherweise hat er während seines frühen Aufenthaltes an der Leucorea außerdem sein medizinisches Wissen durch Kollegbesuche weiter untermauert. Als er 1539 seine berühmte Reise zu Kopernikus nach Frombork antritt, ist die treibende Kraft für dieses Unternehmen der mit Melanchthon befreundete Nürnberger Astronom, Mathematiker und Geograph Johannes Schoner (1477–1547), der als Amtskollege von Camerarius und Hessus am Ägidiengymnasium lehrt. In der Vielseitigkeit seiner Interessen ist Schoner auch der Heilkunde verbunden; sein kompiliertes astrologisches Arzneibuch von 1528 wird in den folgenden Jahrzehnten mehrfach neu aufgelegt [41]. Schoner kennt zum Zeitpunkt des Reiseantritts von Rheticus bereits den „Commentariolus“ von Kopernikus und ist über Entwürfe zu dem großen Werk „De revolutionibus orbium coelestium“ orientiert; jetzt geht es ihm darum, die Drucklegung dieses Buches durch eine geeignete Mittelsperson – das soll Rheticus sein – vorbereiten zu lassen. Bekanntlich erntet Rheticus am Ort seiner Hochschultätigkeit nur wenig Dank [44]. Als er Wittenberg 1542 verläßt und 1550 auch das Leipziger Lehramt aufgeben muß [5], ist er aber immerhin in der Lage, sich als Arzt sein Brot zu verdienen. Zuletzt praktiziert er im nordungarischen Kassa, wo er auf seinem letzten Krankenlager dem ihn besuchenden Otho gesagt haben soll: *„Du besuchst mich im selben Lebensjahr, in dem ich zu Copernicus kam. Hätte ich ihn nicht ausgesucht, keines seiner Werke wäre zutage getreten.“* Erasmus Flock (1514–1568), der unter Melanchthons Fürsprache 1538 zum Magister avanciert war und die Nachfolge von Rheticus an der Leucorea angetreten hatte, weilt zu diesem Zeitpunkt nicht mehr unter den Lebenden. Noch während der Wittenberger Amtszeit war Flock zur Medizin übergewechselt und hatte sich nach dem 1545 erworbenen Doktorat in seiner Heimatstadt Nürnberg niedergelassen. Als Praktiker soll er nicht sehr erfolgreich gewesen sein, wohl aber als Mathematiker *„ad quam natura factus est“*: so hat ihn sein Lehrer Melanchthon charakterisiert.

Im Jahre 1536 hält sich der aus Ungarn gebürtige Christophorus Preyß-Pannonius (alias Breiss) in Wittenberg auf. Er muß mit Melanchthon und Peucer auf vertrautem Fuß gestanden haben, denn ersterer erwähnt ihn in seiner Korrespondenz, letzterer widmet ihm eine Elegia gratulatoria, als Preyß 1555 in Basel seine „Oratio de imitatione Ciceroniana“ veröffentlicht. Der ungarische Ärzte-Biograph Stephan Weszprémi (1723–1799) notiert über seinen Landsmann,

er habe in Wittenberg „*Artium et Medicinae titulos*“ erhalten [45]; hierüber liegt im Dekanatsbuch der Medizinischen Fakultät der Leucorea aber kein Vermerk vor.

1536 holt Matthäus Ratzenberger seine Promotion nach; die Amtshandlung findet zum gleichen Zeitpunkt statt wie die des Doktoranden Hieronymus Schaller sen. (gest. 1586). Promotus des Jahres 1536 ist auch Jakob Milich, der nach einem in seiner Heimatstadt Freiburg (Breisgau) und in Wien durchgeführten Mathematik- und Physikstudium 1523/1524 an die Leucorea geholt worden war; die Empfehlung hierzu war von Melanchthon ausgegangen. In Wittenberg hatte Milich zunächst als Verwalter am Pädagogium amtiert, bevor er 1529 Lektor für Mathematik wurde. Die Heilkunde tritt für Milich, der bereits während seines Freiburger Studiums medizinische Kollegs gehört hatte, in den dreißiger Jahren wieder verstärkt in den Blickpunkt; wahrscheinlich hat nicht zuletzt die Hoffnung, den Lehrstuhl des verstorbenen Caspar Lindemann übernehmen zu können, eine Rolle gespielt. Am 16. November 1536 erhält Milich das medizinische Doktordiplom und wird im Anschluß in die Fakultät übernommen, in der er ab 1538 auch Dekanatsfunktionen ausübt.

1537 finden sich die Namen von Sebastian Dietrich (gest. 1576) und Matthias Cornax (1508–1564) in den Wittenberger Matrikeln. Der aus Windsheim gebürtige Dietrich ist zunächst nur an den angewandten Naturwissenschaften interessiert und wendet sich erst viel später der Heilkunde zu. Matthias Cornax aus Olmütz wechselt 1540 nach Wien über und beendet sein Studium in Italien; das ärztliche Diplom hat er sich wahrscheinlich in Padua geholt. An der Universität



Abb. 7

Laparotomie (1549) unter Aufsicht von Matthias Cornax

Wien bekleidet er ab 1549 eine Professur und nimmt 1552 das Rektorat wahr. Unter der Aufsicht von Cornax kommt es 1549 in Wien zu einer ersten und viel-diskutierten „Laparotomie“ wobei es um die Herauslösung einer nach Extra-uterin-gravidität abgestorbenen Leibesfrucht geht. Die Details des operativen Eingriffes beschreibt der zum königlichen Leibarzt ernannte Cornax noch im gleichen Jahr in lateinischer und 1550 auch in deutscher Sprache. In seinem 1564 in Basel publizierten „Enchiridion“ berichtet Cornax vom weiteren Schicksal seiner Patientin: bei neuerlicher Schwangerschaft hatte sie der Sectio caesarea bedurft, die aber zu spät ausgeführt wurde. Die Operation sei dann an der durch „Entkräftung“ verstorbenen Frau doch noch vorgenommen worden; das zur Welt gebrachte Kind sei tot gewesen [20].

Im Sommersemester 1538 trägt sich Theobald Axt, der Sohn des inzwischen in Preußen tätigen Basilius Axt, in die Matrikel ein; eine Promotion ist für ihn aber nicht nachweisbar. Simon Wildt aus Zwickau hält sich 1539 als Studiosus medicinae in Wittenberg auf, ohne aber um eine Graduierung einzukommen. Die Lizentiatur muß er anderenorts erworben haben, denn er praktiziert einige Jahre später in Eisleben und steht 1546 gemeinsam mit seinem Amtskollegen namens Ludwig am Sterbelager Luthers.

Melchior Ayrer (1520–1579), Johannes Kentmann (1518–1574), John Kay-Caius (1510–1573) und Pierre Belon-Belonius (1517–1564) sind einige der prominenten Wittenberg-Absolventen und Besucher der frühen vierziger Jahre. Ayrer ist später als Stadtarzt in seinem Heimatort Nürnberg nachweisbar [46]. Der Dresdener Kentmann studiert zunächst in Leipzig, dann in Wittenberg und schließlich in Padua und Bologna. Nach seiner Rückkehr heiratet er Magdalena Sporer, eine Tochter des inzwischen verstorbenen Wittenberger Promotus von 1533. Als Physikus von Meißen und ab 1554 von Torgau widmet sich Kentmann intensiven naturwissenschaftlichen Studien; Resultate langjähriger Forschungsarbeiten sind eine meißnische Vogel- und Fischfauna, ein Kräuterbuch, eine Fossilien-nomenklatur sowie eine Monographie über die im menschlichen Körper vorkommenden Steine [30, 47]. Kentmanns Korrespondenzpartner Gesner gibt die beiden letzteren Abhandlungen in Zürich in den Druck [21]. Der Briefwechsel des rührigen sächsischen Mediziners ist später durch seinen Sohn Theophil Kentmann (1552–1610) in Wittenberg in den Druck gegeben und 1584 publiziert worden. Die Bedeutung des schriftlichen Gedankenaustausches speziell zwischen Kentmann sen. und Gesner ist in einer Biographie über den Schweizer Arzt und Naturforscher nachdrücklich unterstrichen und durch Vorlage weiterer Briefe untermauert worden [23]. Über Johannes Kentmann hält eine zusammenfassende Kurzbiographie des halleschen Chronisten Johann Christoph von Dreyhaupt (1699–1768) fest:

*„ . . . selbiger war geböhren zu Dreßden den 21 April 1518, frequentirte zuerst die Nicolai-Schule zu Leipzig, legte sich darnach auf dasiger Academie auf die Philosophie und Medicin und ward Baccalaureus artium, gieng darauf nach Wittenberg, und setzte das Studium medicum fort, nachgehends ist er von 1543 an, zwey Jahr lang als Baccalaureus an der Schule zu S. Sebald zu Nürnberg gestanden, folgend 1545 wieder nach Leipzig gegangen, und bey zwey jungen von Adel Hoffmeister worden, dabey er seine Studia continuiert, und 1547 Magister worden, 1547 im August gieng er mit einigen andern nach Padua in Italien und continuirte das Studium medicum, that darauf eine Reise durch Italien, besahe*

*Rom, Venedig und andere Städte, ward 1549 den 2 Sept. zu Bononien Doctor Medicinae und gieng darauf im November in sein Vaterland nach Dresden zurück, 1550 ward er Stadt- und Land-Physicus zu Meissen, und heyrathete daselbst folgendes Jahr Magdalenen, Christoph Sporer, Med. D. hinterlassene Tochter, 1554 aber ward er Physicus zu Torgau. Er hat Nomenclaturam rerum in Misnia fossilium, Zürich 1565. 7. Calculorum humanorum genera XII. ib. eod. und Tract. de peste herausgegeben, und starb den 14. Jun. 1574 zu Torgau*“ [18]. Diese Kurzbiographie hält einen temporären Ausbildungsgang von Johannes Kentmann in Wittenberg fest; ein Matrikeleintrag wird allerdings vermisst. Letzterer findet sich erst unter dem Datum des 19. Oktober 1558, als Kentmann bereits im Torgauer Physikat wirkt und Gelegenheit nimmt, seinen 6jährigen Sohn Theophil in die Hochschullisten einzutragen.

John Kay-Caius ist bereits promovierter Mediziner mit einem 1541 in Padua erworbenen Diplom, als er auf seiner Bildungsreise nach Wittenberg kommt. Der aus Norwich gebürtige vielseitige Wissenschaftler hatte zunächst ab 1529 Theologie studiert und war Lektor für Griechisch gewesen; unter Giovanni Battista Montanus da Monte (1498–1551) und Andreas Vesal schließt er in Padua das medizinische Zweitstudium ab. Dort findet er zeitweilig im Vorlesungsbetrieb Einsatz, bevor er via Oberitalien, wo er die Bibliotheken nach alten Handschriften durchforscht, nach Zürich zu Gesner und schließlich auch zu Melanchthon nach Wittenberg kommt. In England ist Kay ab 1545 Leibarzt bei Edward III. und dann bei den Königinnen Mary und Elisabeth. Kay hält Vorlesungen über Anatomie und macht sich literarisch besonders durch ein 1552 ediertes Buch über den „Englischen Schweiß“ bekannt („A book or conseil against the diseases commonly called the sweat or sweating sickness“). Von Gonvill Hall und Caius College, an deren Begründung er mitwirkt, stellt Kay 1557 die Annalen zusammen [43].

Pierre Belon-Belonius hat ein bestimmtes Ziel vor Augen, als er nach Wittenberg anreist: er will mit Valerius Cordus (1515–1544) konferieren, der seit 1539 im Hause Luthers wohnt. Der aus dem Weiler La Souletière près Oizé in der Provinz Maine gebürtige Naturforscher ist bereits zu diesem Zeitpunkt durch seine Übersetzungen des Theophrast sowie des Dioskorides weithin bekannt [14, 15], hat Weltreisen unternommen und vielgelesene Bücher darüber veröffentlicht. Jöcher vermerkt über ihn: *„Er schrieb von dem, was er Denckwürdiges in Judäa, Egypten, Griechenland, Arabien und andern Ländern gesehen, in frantzösischer Sprache, welche Observationes hernach Carl Clusius ins Latein übersetzt; ingleichen einen Comment. über den Dioscoriden, welchen er nebst dem Theophrasto ins Frantzösische übersetzt; einen Tractat von Natur der Vögel, Fische.“* Belon wird bei seinem Wittenberg-Aufenthalt mit dem gesamten Kreis zusammengetroffen sein, der sich um Valerius Cordus gebildet hatte. Hausgenosse von Cordus in Luthers Wohnung ist Johannes Krafft alias Crato von Krafftheim (1519–1585), der als Studiosus der Theologie seit dem Wintersemester 1534/35 in Wittenberg weilt und auf Anraten Luthers alsbald zur Heilkunde überwechselt; sein ausführliches Tagebuch über die Gespräche am Tisch des Hausherrn sollten später zur wichtigen Quelle für die Editionen von Johann Goldschmidt-Aurifaber werden. Nennt man im gleichen Zusammenhang die Namen von Johann Bretschneider-Placotomus (1514–1577), Caspar Peucer (1525 bis 1602), Andreas Goldschmidt-Aurifaber (1512–1559) und Georg Oemler-Aemylius

(1517–1569), dann zeichnet sich hier ein Gremium sachkundiger Naturforscher ab, das bis heute in der Geschichte von Botanik, Pharmazie, Pharmakologie und Pharmakognosie eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Hauptrepräsentant dieser in zwangloser Form zusammenkommenden Forscher ist aber Valerius Cordus, der in der Leipziger Salomonis-Apotheke seines Onkels vorgebildete und mit dem Marburger Bakkalaureat nach Wittenberg anreisende vielseitige Gelehrte [10–12]. An der Leucorea übernimmt Valerius Cordus eigenständige Lehraufgaben speziell unter Erläuterung des Arzneyschatzes des Pedanios Dioscorides (um 30–90): für pharmazeutisch-pharmakologische Demonstrationen wird er die Bestände der lokalen Offizin haben nutzen dürfen. Der Mansfelder Oemler-Aemylius und der Münnerstädter Bretschneider-Placotomus zählen zu den ständigen Begleitern von Cordus auf botanischen Exkursionen [26, 32, 36]. Über Lucas Cranach (1472–1553), der seit 1520 das Exklusivprivileg der Wittenberger Apotheke besitzt, wird Cordus mit dessen Gehilfen und späterem Schwiegersohn Caspar Pfreundt (1517–1574) bekannt, der mit dem Ersuchen an Cordus herantritt, Anmerkungen zu seinem Dispensatorium zu schreiben. Bei der Kooperation von Cordus und Pfreundt ist vermutlich letzterer mitbeteiligt an den Fußnoten und Rezeptglossen zu einem Dispensatorium, das Cordus nach Nürnberg in den Druck gibt und das dort von Johann Magenbuch begutachtet wird. Als es 1546 erscheint, ist Cordus schon nicht mehr unter den Lebenden [13]: er stirbt 1544 auf seiner Italienreise an den Folgen eines Unfalls. Ein wenige Monate vor seinem Tode von Venedig aus an Georg Agricola (1494 bis 1555) geschriebener Brief ist die einzige erhaltengebliebene Handschrift des vielseitigen Wissenschaftlers [25], denn ein zweites, an Andreas Aurifaber gerichtetes Schreiben ist wahrscheinlich verlorengegangen. Im Freundeskreis verstreute Manuskripte des jung verstorbenen Gelehrten sind von Gesner gesammelt und veröffentlicht worden. Bei der Weiterleitung der Manuskripte an Gesner übernehmen Oemler-Aemylius, Hieronymus Herold und Hieronymus Schreiber – letzterer hatte ihn nach Italien begleitet – Vermittlerrollen; die „Historia plantarum“ des Valerius Cordus geht Gesner sowohl in Originalform als auch im Heroldschen Duplikat zu. Gesner veröffentlicht sie 1561 in Straßburg unter dem Titel „Historia stirpium lib. III. Posthumi, nunc primum in lucem editi, adjectis etiam Stirpium iconibus: et brevissimis Annotatiunculis“; sie sind vom Herausgeber ausdrücklich „Inelyto et Spectabili Collegio medicorum“ der Leucorea gewidmet worden. Das Dispensatorium von 1546 wird alsbald zum vielbenutzten Handbuch; 1568 kommt es außerdem mit einem Vorwort des Apothekers Petrus van Coudenberghe in Antwerpen heraus. Dessen Freund, der sich ebenfalls zeitweilig in Wittenberg betätigende Pharmakognostiker Charles l’Ecluse-Clusius (1526–1609), dürfte diese Edition angeregt haben [42].

Ein Blick auf den Wittenberger Kreis um Valerius Cordus und dessen berufliche Entwicklung ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant. Krafft-Crato beendet sein auf Luthers Anraten aufgenommenes Medizinstudium in Italien. Er wird Leibarzt bei Ferdinand I. und Maximilian II. und zieht sich nach dem Tode des letzteren auf sein Gut Rückers in der Grafschaft Glutz zurück, wird aber 1577 wieder an den Wiener Hof zu Rudolph II. beordert. 1581 erhält er seine Entlassung und verbringt die letzten Lebensjahre in seiner Heimatstadt Breslau, wo er im Oktober 1585 der Pest erliegt. Belon, Aemylius und Placotomus hatte man schon vor Crato zu Grabe getragen. Belon fällt 1564 einem Mordanschlag



# DE TVEN

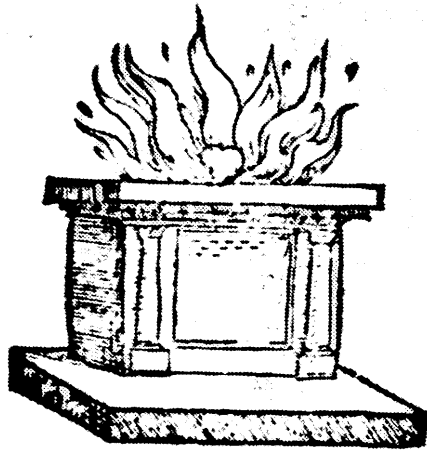
DA BONA VALETVDINE, LIBEL-  
lus Eobani Hessi, Commentarijs do-  
ctissimis illustratus à Ioanne Placoto-  
mo, in Academia Regiomōtana Professore, Medico-  
In quibus multa eruditè explicantur, studio-  
sis Philosophiæ plurimum profutura.

EIVSDEM,

De natura & uiribus Cercuisiarum, & Mul-  
sarum, opusculum.

De causis, præseruatione, & curatione Ebric-  
tatis, dissertationes.

CVM INDICE.



Cum Gratia & Priuilegio Imperiali

FRANC. Apud Chr. Egen.

Abb.: 8

Das Gesundheitsbuch von Eobanus Hessus in der Ausgabe von Johann Placotomus

zum Opfer. Der dem floristischen Engagement treu bleibende und Gesner mit Exemplaren aus der Flora Hercynia versorgende Aemylius stirbt 1569 als Pfarrer von Stolberg (Harz). Placotomus wird Physikus von Danzig und Professor in Königsberg; vorübergehend kehrt er ins Sächsische zurück, als man ihn geheimer Umtriebe bezichtigt. Die „Pharmacopoea in compendium redacta“, das wohl bekannteste Werk des Placotomus, erscheint 1560 in Antwerpen. Andere Schriften hatte der Wittenberger Doktorand von 1543 zuvor in Wien, Danzig und auch in Wittenberg publiziert. Zu nennen wäre hierbei auch die 1551 über das Frankfurter Druckhaus Egenolph erfolgende Neuedition des Gesundheitsbuches von Eobanus Hessus, das nun als „De tuenda bona valetudine“ herauskommt „Commentariis doctissimis illustratus“. Der Neuausgabe angehängt sind die Beiträge „De natura et viribus cerevisiarum et mulsarum“ sowie „De causis, praeservatione et curatione ebrietatis“. Im selben Jahr und beim gleichen Verleger erscheint das Buch „De re metallica“ von Christoph Entzelt-Encelius (1517–1583) aus Saalfeld; der Autor hatte ab 1532 in Wittenberg studiert und dann als Magister in seiner Heimatstadt gewirkt, bevor er als Pädagoge und Pfarrer nach Tangermünde, Rathenow und Osterburg ging. Bemerkenswert ist auch der Werdgang des Freundestrio Caspar Pfreundt, Andreas Aurifaber und Wolf Holzwirth (1522–1579). Pfreundt und der hallesche Apothekergeselle Holzwirth tragen sich 1543 in die Matrikel ein. Ersterer leitet langjährig die nach dem Tode des Schwiegervaters auf ihn übergehende Offizin; im Dienste der Hochschule führt Pfreundt im Torgauer Fürstengarten „Demonstrationes simplicium“ durch und zählt dadurch in gewissem Sinne zeitweilig zum Lehrpersonal der Medizinischen Fakultät. Als Aurifaber 1544 auf Kosten des Herzogs Albrecht von Preußen eine Studienreise nach Padua antreten kann, schließt sich Holzwirth an. Für letzteren sind die folgenden Jahre recht abenteuerlich: zunächst läßt er sich als päpstlicher Leibgardist und dann in die Flotte des Andrea Doria anheuern. Eine Schiffsreise führt ihn ins Gelobte Land; der Rückweg erfolgt über die Türkei, Rußland und Livland sowie über den Ordensstaat Preußen, wo Andreas Aurifaber in Königsberg eine Professur übernommen hat und als Archiater fungiert. 1555 erhält der nach Halle heimgekehrte Holzwirth ein Apothekenprivileg. Aus seiner Ehe mit Katharina Kling geht eine Tochter namens Elisabeth hervor: sie ist die Urgroßmutter von Friedrich Hoffmann (1660–1742), der später eine bedeutsame Rolle in der Gründungsphase der Universität Halle spielen sollte [29].

Der Schwede Benedictus Olai (1525–1583) ist am 4. Februar 1543 in der Wittenberger Matrikel zu finden; in seiner Heimat publiziert dieser Absolvent der Leucorea das erste schwedischsprachige medizinische Lehrbuch. Andreas Ellinger (1526–1582) aus Orlamünde kommt am 8. Dezember 1544 nach Wittenberg, der dann als Hochschullehrer in Leipzig und in Jena eine versachlichte Diskussion um die paracelsische Chemiatrie einleitet. Bartholomäus Schönborn (1530 bis 1586), der die besondere Förderung von Luther, Melanchthon und Milich genießt, hält sich ab 1543 an der Leucorea auf; nach Studienende nimmt er lange die mathematisch-naturwissenschaftlichen Belange wahr, bevor er in den siebziger Jahren zur Medizin überwechselt. Paul Luther (1533–1593), der Sohn des Reformators, ist noch im Knabenalter, als er im November 1543 inskribiert wird; erst nach dem Tode des Vaters hat er sein Medizinstudium abgeschlossen.

Zeitgleich mit dem Kreis um Cordus halten sich Johann Schröter (1513–1593) aus Weimar und Matthias Stoius (1526–1583) aus Preußen in Wittenberg auf; an dem ärztlichen Diplom der Leucorea scheinen sie aber nicht interessiert gewesen zu sein. Der mit Aemylius und Placotomus befreundete, von Luther und Melanchthon geförderte Schröter wird in seiner Heimat kurfürstlicher Archiater und zählt zum Gründungsgremium der Universität Jena. Der 1543 immatrikulierte Stoius bekleidet später eine Professur in Königsberg.

Der Name des aus Bautzen gebürtigen Caspar Peucer ist in den Matrikeln unter dem Datum des 26. Mai 1543 verzeichnet, doch muß er sein Studium bereits etwas früher aufgenommen haben: seine Biographen berichten übereinstimmend, daß er sich ab 1540 in Wittenberg aufgehalten habe, wo er sich zunächst mit Mathematik, Astrologie und Physik beschäftigt und zum Kreis um den Mathematiker Erasmus Reinhold (1511–1553) zählt.

Bruno Seidel (1530–1591) aus Querfurt und Peter Lotich-Lotichius (1528–1560) aus Niederzell bei Schlüchtern kommen 1546 nach Wittenberg. Beide schließen sich eng an Melanchthon an und genießen seine Förderung. Lotich wendet sich der Medizin zu; Montpellier, Paris und Bologna sind die weiteren Stationen; in seinen letzten Lebensjahren bekleidet er ein medizinisches Ordinariat in Heidelberg [19, 40]. Seidel wirkt als Arzt in Arnstadt und übernimmt 1566 eine Physikprofessur in Erfurt. Aus seinem medizinischen Schrifttum ist die 1562 edierte



Abb. 9

Caspar Peucer  
(1525–1602)

Abhandlung „De usitato apud medicos urinarum iudicio“ bemerkenswert, weil der Autor hierin Position gegen die Überbewertung der zeittypischen Uroskopie bezieht.

In Halle begegnet uns mit Paul Dolscius (1526–1589) aus Plauen ein Studiosus Vitebergensis des Jahres 1545, der sich sowohl dem Schuldienst als auch der Heilkunde verschreibt. Wegen seiner vorzüglichen Kenntnisse des Griechischen holt man ihn 1551 als Schulrektor nach Halle, doch muß sich Dolscius dann aber für die Medizin entschieden haben: als er 1560 in Italien die Graduierung erhält, steht ihm der Weg auf das hallesche Physikat frei. In diesem Amt ist Dolscius am 9. März 1589 verstorben [18]. Ebenfalls in Halle hält sich zeitweilig mit dem Halberstädter Johann Cramer (1530–1602) ein Studiosus Vitebergensis des Jahres 1549 auf, nachdem er zuvor als Pädagoge in seiner Heimatstadt gewirkt hatte. Erst später orientiert sich Cramer auf die Heilkunde und übernimmt das Halberstädter Physikat [2]. Auf dem Weg zu einem Patienten soll er am 23. April 1602 einem apoplektischen Insult erlegen sein.

Die Wittenberger Studienzeit von Lotich, Cramer und Dolscius fällt in die Zeit, in der Kleinschmidt-Curio Wittenberg aus persönlichen Gründen verläßt. Schurff und Milich wären jetzt auf eine Teilung der Amtsgeschäfte unter sich angewiesen gewesen. Unter diesen Umständen holt man Melchior Fendt (1486–1564), der seit 1527 als Armenarzt in der Stadt fungiert und 1531 die Lizentiaturnachprüfung erworben hatte, in die Fakultät.

Schurff, Milich und Fendt sind in dieser Rang- und Reihenfolge von der Mitte der vierziger Jahre ab als Professoren der Medizin im Universitätsetat verankert.

Faßt man die Graduierungen der Periode 1522 bis 1545 zusammen, dann ergibt sich zunächst eine Zahl von 42 Amtshandlungen in einem Zeitraum von etwa einem Vierteljahrhundert. Diese Zahlenverhältnisse täuschen aber, denn es gehen die weiteren Beförderungen von in Tabelle 1 genannten Medizinern (Axt, Bartholomäus, Moller, Schurff, Stackmann) ebenso in die Aufstellung ein wie die Graduierungen von Personen, die zwischen 1521 und 1545/46 an der Leucorea zunächst das Bakkalaureat bzw. die Lizentiaturnachprüfung und dann den medizinischen Doktorgrad erwerben. So sind es in der Endabrechnung lediglich 31 Mediziner, die sich zwischen 1522 und 1545 einen Titel in Wittenberg holen. Die Namen derer, die später eine bemerkenswerte wissenschaftliche Karriere machen, sind in der Doktorandenliste dieser Ära kaum vertreten; für sie ist Wittenberg nur die Zwischenstation auf dem Weg zu renommierten Hochschulen gewesen.

Tabelle 2

Von der Medizinischen Fakultät Wittenberg in den Jahren 1522 bis 1545 vorgenommene Graduierungen (laut Dekanatsbuch; eine Immatrikulation ist nicht in jedem Falle feststellbar)

Name und Heimatort	Graduierung zum	Jahr	Dekan/Promotor
Moller, Nikolaus	Dr. med.	1522	Eschaus/Schurff
Sturz, Georg Buchholz	Bakkalaureus	1523	Eschaus
Magenbuch, Johann Blaubeuren	Bakkalaureus	1523	Eschaus
Bartholomäus, Simon Wittenberg	Dr. med.	9. Dez. 1523	Eschaus
Cornarius, Johannes Zwickau	Lizentiat (?)	9. Dez. 1523	Eschaus
Schurff, Augustin St. Gallen	Dr. med.	1523	Eschaus
Stackmann, Heinrich Vallerstein	Dr. med.	1523	Eschaus
Sturz, Georg Buchholz	Dr. med.	1523	Eschaus
Magenbuch, Johann Blaubeuren	Dr. med.	1523	Eschaus
Axt, Basilius Frankfurt	Lizentiat	1523	Schurff
Hegenwald, Erhard	Dr. med.	1526	Eschaus
Premsel, Jakob Torgau	Dr. med.	28. April 1526	Eschaus
Birckhammer, Martin Conrad, Nürnberg	Lizentiat	im Mai 1526	Eschaus
Schön, Stephan Würzburg	Dr. med.	29. Jan. 1527	Schurff
Reyß, Bartholomäus Wertheim	Dr. med.	21. März 1527	Schurff/ Stackmann
Axt, Basilius Frankfurt	Dr. med.	22. Juli 1527	Stackmann/ Schurff
Burgawer, Dominicus St. Gallen	Dr. med.	22. Juli 1527	Stackmann/ Schurff
Sporer, Christoph Dresden	Bakkalaureus	22. Juli 1527	Stackmann/ Schurff

Name und Heimatort	Graduierung zum	Jahr	Dekan/Promotor
Hirtzenberger, Franziskus	Dr. med.	25. Aug. 1528	Eschaus/ Stackmann
Talhäuser, Wolfgang Poznan	Dr. med.	14. Sept. 1528	Eschaus/Schurff
Ratzenberger, Matthäus Wangen/Konstanz	Lizentiat	9. Okt. 1528	Eschaus/ Stackmann
Albertus, Leo Memmingen	Dr. med.	1530	Stackmann
Fendt, Melchior Nördlingen	Lizentiat	23. Jan. 1531	Schurff
Siegfried, Georgius Cappel i. Hessen	Dr. med.	23. Jan. 1531	Schurff
Petz, Johannes Weimar	Dr. med.	23. Jan. 1531	Schurff
Hulier, Stephan Burgund	Dr. med.	25. April 1531	Schurff/ Stackmann
Nath, Leonhard Zwickau	Dr. med.	Sept. 1533	Schurff
Sporer, Christoph Dresden	Dr. med.	Sept. 1533	Schurff
Ratzenberger, Matthäus Wangen/Konstanz	Dr. med.	1536	Schurff
Schaller, Hieronymus sen.	Dr. med.	1536	Schurff
Milich, Jakob Freiburg i. Br.	Dr. med.	16. Nov. 1536	Schurff
Pfundstein, Christoph	Dr. med.	16. Nov. 1536	Schurff
Born, Friedrich	Dr. med.	16. Nov. 1536	Schurff
Sigismund, Johannes Görlitz	Dr. med.	28. Nov. 1538	Milich
Dachius, Johannes Torgau	Dr. med.	13. Febr. 1539	Milich/Curio
Thim, Matthias Weimar	Dr. med.	13. Febr. 1539	Milich/Curio
Karsel, Johannes Halle	Dr. med.	9. Mai 1540	Milich
Lohr, Friedrich Magdeburg	Dr. med.	9. Mai 1540	Milich

Name und Heimatort	Graduierung zum	Jahr	Dekan/Promotor
Bretschneider-Placotomus, Johannes Münnerstadt	Dr. med.	7. Juni 1543	Milich
Fendt, Melchior Nördlingen	Dr. med.	3. Juli 1543	Milich
Oder, Hieronymus Annaberg	Dr. med.	3. Juli 1543	Milich
Flock, Erasmus Nürnberg	Dr. med.	10. Sept. 1545	Fendt

### Die Entwicklung in den Jahren 1546 bis 1570

Trotz der Erweiterung des Lehrkörpers bleibt es im Verband der Medizinischen Fakultät auch in der Folgezeit bei der Provinzialität der vergangenen Jahrzehnte. Es hätte um die Belange von Naturwissenschaften und Medizin, die durch den Cordus-Kreis und einige der Botanik zugewandte Forscher immerhin Auftrieb erhalten hatten, wohl noch wesentlich schlimmer ausgesehen, wenn sich Melanchthon 1547 nach der Katastrophe von Mühlberg zum Verlassen der Leucorea entschlossen hätte [37]. Für die weitere Präsenz dieser Fachrichtung im Forschungskomplex der Leucorea ist sein Verbleiben von ungemeiner Bedeutung [33]. Immerhin beginnt man schon recht bald und früher als anderenorts die paracelsischen Konzeptionen zu diskutieren und zählen einige Wittenberger Absolventen zu den frühen Propagandisten des großen Neuerers; der Ungar Franz Joel (1508–1579) gehört zu diesem Kreis. An dieser Konstatierung einer gewissen Progressivität ändert auch die Tatsache nichts, daß damals die Teufelsbündnerlegende unter Melanchthons Mitwirkung und unter Ausnutzung seiner Autorität feste Wurzeln schlägt. Der Melanchthon-Schüler Johann Mennel-Manlius ist an dieser Legendenbildung entscheidend beteiligt. Im Lehrkörper der Medizinischen Fakultät bleibt man weitgehend unter sich; in der Zeit um die Jahrhundertmitte ist zunächst Milich der einzige, der auf eine universelle Ausbildung verweisen kann. Es sind Ausnahmen von der in Wittenberg ortsüblichen Regel, wenn der in Bologna promovierte Fendtsche Schwiegersohn Johannes Hermann (geb. 1527) und der gleichenorts graduierte Paul Heß (geb. 1536) im Unterrichtsbetrieb zum Einsatz gelangen. Die Hausbackenheit konserviert die Situation der Gründungsära: auch nach Luthers Tod kommt man gern für kurze Zeit nach Wittenberg, zieht dann aber doch nach Italien oder Frankreich weiter. Auch Basel entwickelt sich zu einem bevorzugten Anlaufpunkt, wo Adam von Bodenstein (1528–1577) – der Sohn des Wittenberger Theologen – zum Wegbereiter des Paracelsismus wird und Felix Platter (1536–1614) die Anatomie und Botanik in vorzüglicher Form zu lehren weiß [28]. Die neue Universität Jena wird in der *Ars medica* nicht zur Konkurrenz, denn auch dort liegen die Zahlen der Graduierungshandlungen kaum höher als in Wittenberg, wo man sich nach dem Tode von Schurff zunächst wieder mit zwei Ordinarien –

Milich und Fendt – bescheidet. Vitus Oertel-Windsheim holt 1550 seine Promotion nach und steht der Fakultät alsbald auch als Promotor bei Graduierungshandlungen zur Verfügung. Als Milich 1559 stirbt und Peucer 1560 zum Dr. med. graduiert wird, kann letzterer das vakante Planordinariat übernehmen. Als die Mittel für die Professio tertia wieder bereitgestellt werden, kommt es erneut zu einem Dreiergremium besoldeter medizinischer Hochschullehrer, zu dem nun ab 1566 Paul Heß und ab 1571 Sebastian Dietrich gehört.

Melanchthon bleibt bis zu seinem Tode die zentrale Persönlichkeit letztlich für alle Bereiche der angewandten Naturwissenschaften. Sein Wort und sein Rat gelten auch für die Heilkunde: Ärzte wie Johannes Lange (1485–1565) zählen ebenso zu seinen Korrespondenzpartnern wie die führenden Naturwissenschaftler seiner Zeit. Als der von Livland heimkehrende Wolf Holzwirth 1552 in Wittenberg vorspricht, bringt er ein Schreiben des Magistrats von Reval mit, in dem der Praeceptor Germaniae ersucht wird, einen geeigneten Arzt für die Stadt Reval zu vermitteln. Um Reformen bemühte Hochschulen sind Melanchthon für Ratschläge dankbar. Der Trend, sich zeitweilig an der Leucorea aufzuhalten, ist also auch noch nach 1546 vorhanden.

Im Jahre 1549 kommt gemäß Weszprémi [45] Vitus (Johannes) Balsaracius (1529–1575) aus Dombegyháza nach Wittenberg, wo er unter dem Rektorat von Caspar Cruciger seine Inskription vornimmt. Insgesamt sieben Jahre hält sich Balsaracius an der Leucorea auf und wirkt dabei zeitweilig als Senior der ungarischen Landsmannschaft. Er trägt den Magistertitel der Philosophischen Fakultät, als er 1556 auf Anraten von Melanchthon nach Italien aufbricht, um sich in Bologna dem Medizinstudium zu widmen. Nach Rückkehr in die Heimat hat sich Balsaracius sowohl ärztlichen als auch seelsorgerischen Aufgaben gewidmet; 1575 ist er im Alter von 46 Jahren verstorben. Einige zu diesem Zeit-

Anno 1560 Decano D. Melchior  
ore Fendio. Licentiam et Doctoratū  
in arte Medica confectus est, Jo-  
hannissimus vir, ~~et~~ Caspar Peucerus  
Budissinus, artium et philosophiae Ma-  
gister, Die penultima Januarij Pro-  
motore Doctore Vito Oertelo Windsheimio.

Eodem anno die 22 Februa: receptus est  
in collegium facultatis Medicae, clarissimus et  
sacrosanctus Doctor Caspar Peucerus, a Decano  
D. Melchioro Fendio.

Abb. 10:  
Die Peucersche  
Lizentiatur und das  
Doktorat (1560)



Anno à nato Christo ex Maria  
 Virgine 1563 Licentiam et  
 insignia Doctoratus in arte medica  
 consecuti sunt tres honesti ac docti  
 viri, M. Baldasar Summer Torgēse  
 M. Philippus Büchhammer Halleſis  
 Et Michaël Lingelius Viennensis:  
 Decano et Promotore Doctore Joanne  
 Hermanno Nordlingēse Die 8 Julij.

Abb. 11:  
 Promotionen  
 unter Vorsitz von  
 Johannes Hermann

punkt an der Leucorea studierende Landsleute – Peter Beregszászi, David Siegmund und Basilius Fabricius Szikszai – haben Nachrufe auf Balsaracius verfaßt, die zwischen 1575 und 1577 in Wittenberg zum Druck gelangten [45].

In den ausklingenden vierziger Jahren finden sich die Namen von Georg Mellinger, Stephan Mertens, Erasmus Reinhold jun. (1538–1592), Caspar Ratzenberger (gest. 1603) und Sigismund Melanchthon (1537–1573) in den Matrikeln der Leucorea. Der 1547 eingetragene Anhaltiner Mertens wirkt später als Physikus in Bernburg [27], der aus Halle gebürtige Mellinger als Praktiker in seiner Heimatstadt. Erasmus Reinhold jun. – der Sohn des gleichnamigen Mathematikers – wird am 7. August 1547 inskribiert, also genau wie Paulus Luther noch im Knabenalter; das Medizinstudium hat er wohl erst in den fünfziger Jahren begonnen. Als Arzt in seiner Heimatstadt Saalfeld publiziert Reinhold jun. sein wahrscheinlich wichtigstes Werk, den 1574 edierten „Gründlichen und wahren Bericht vom Feldmessen“. Ebenfalls aus Saalfeld stammt Caspar Ratzenberger, der sich in seiner kurzen Autobiographie auf die botanische Ausbildung unter Peucer und Oertel beruft und sich später als Arzt in Naumburg durch Anlage eines Herbars verdient macht. Auch Caspar Ratzenberger hält es nicht auf Dauer an der Leucorea: schon bald wandert er nach Jena und von dort nach Italien und nach Frankreich ab; das Doktordiplom erwirbt er wahrscheinlich in Montpellier, wo damals so berühmte Professoren wie Guillaume Rondelet (1507–1566), Jean Schyron (gest. 1560), Antoine Saporta (gest. 1573) und Jean Bocaud (gest. 1588) lehren. Wahrscheinlich hat Ratzenberger hier das Bakkalaureat von Felix Platter erlebt, der in seiner Autobiographie darüber berichtet:

„Den 28. Mai 1556 ward ich Baccalaureus in der Medizin und im Collegio Regis durch Herrn Saportam promoviert. Es disputierten nur die doctores medici der

*Hohen Schule daselbst wider mich, und währte der actus von sechs Uhr am Morgen bis neun Uhr. Danach zog man mir ein rotes Kleid an, darin dankte ich ab mit einem carmine, darin ich auch der Deutschen gedachte. Ich hielt im Anfang eine lange orationem, die rezitierte ich auswendig; hernach zahlte ich elf Franken und drei Sous, und man gab mir Brief und Siegel. Die Deutschen wünschten mir Glück, und ich habe ihnen zum Dank ein Bankett abgehalten“ [22].*

Am 4. Mai 1547 trägt sich Joachim Struppius (1530–1606) in die Matrikel der Leucorea ein; erst 13 Jahre später legt er in Wittenberg seine Dissertation vor. Der aus Gelnhausen gebürtige und langjährig als Physikus tätige Struppius macht sich 1581 durch die von ihm edierte „Nützliche Reformation zu guter Gesundheit und christlicher Ordnung“ bekannt, eine der ersten gesundheitserzieherischen Schriften in Deutschland.

Sigismund Melanchthon nimmt 1549 sein Medizinstudium auf, wechselt aber später ebenfalls auf andere Universitäten über, bevor er sich als Professor der Medizin in Heidelberg niederläßt.

Johann Vischer (1524–1587) aus Wending, Joachim Curaeus (1532–1573) aus Freistadt und Achates Cornarius aus Zwickau sind Wittenberger Studenten der Jahrhundertmitte. Der Mediziner Vischer kommt von der Universität Tübingen und wandert alsbald nach Straßburg weiter; er wird 1553 in Bologna graduiert und übernimmt im Anschluß eine Professur in Ingolstadt. Ab 1562 wirkt er als Archiater des Markgrafen von Ansbach, ab 1568 als Professor in Tübingen. Curaeus bleibt als Studiosus der Theologie und der Philosophie mehrere Jahre in Wittenberg. 1554 erwirbt er den Magistergrad und steht bereits im Schuldienst, als er sein Herz für die Heilkunde entdeckt und in Padua und Bologna das Medizinstudium nachholt. Als Stadtphysikus von Glogau entwickelt er sich zum scharfen Gegner des Paracelsismus. Sein plötzlicher Tod am 21. Januar 1573 verhindert die weitere ärztliche Karriere, die Curaeus auf das Archiateramt beim Herzog von Brieg und Liegnitz führen sollte. Achates Cornarius aus Zwickau – der Sohn des bereits genannten Wanderhumanisten – beginnt in Wittenberg sein Grundstudium, das er 1554 mit der Magisterwürde abschließt. Dann studiert er in Jena und promoviert dort 1558. Als Stadtphysikus von Kreuznach hat er *„seines Vaters lateinische Übersetzung des Platonis zu Stande gebracht, und solche mit einer Vorrede herausgegeben“*. Ebenfalls um 1550 hält sich Jacob Cornicius (gest. 1559) als Mediziner in Wittenberg an der Leucorea auf, der später in Ostfriesland praktiziert. Ein 1551 von Cornicius in Wittenberg ediertes „Prophylactikon“ ist von Melanchthon mit einer Vorrede versehen worden. Samuel Eisenmenger (1534–1585) und Johann Mathesius (1544–1610) sind 1551 bzw. 1552 im Wittenberger Matrikelbuch eingetragen. Der aus Bretten stammende Eisenmenger ist anfänglich auf Mathematik und Physik festgelegt und geht in dieser Eigenschaft 1556 als Professor nach Tübingen; im Zweitstudium widmet er sich der Heilkunde und holt sich 1564 den Dokortitel. Als Leibarzt ist Eisenmenger im Anschluß beim badischen Markgrafen sowie in kurfürstlichen und bischöflichen Archiaterämtern tätig geworden. Johannes Mathesius ist ebenfalls zunächst Mathematiker, bevor ihn sein noch angeschlossenes Studium der Heilkunde auf einen Lehrstuhl nach Wittenberg führt.

Sigismund Colreuter, Severin Goebel (1530–1612), Matthias Chemnitius (1522 bis 1586), Johannes Hebenstreit (gest. 1569) und Paul Heß sind als Medizinstudenten

der Jahre 1553 und 1554 aufzuführen. Der aus Annaberg gebürtige Colreuter wird 1569 Professor der Chirurgie in Leipzig und folgt Andreas Ellinger im Amte nach. 1573 wieder als Leibmedikus nach Coburg geholt, ist er später in gleicher Eigenschaft am kurfürstlichen Hof zu Dresden zu finden; mehrere Schriften aus seiner Feder sind der Steuerung der Kurpfuscherei gewidmet. Severin Goebel aus Königsberg studiert ab 1553 in Wittenberg – nicht zu verwechseln mit Johann Goebel aus Zwickau, der bereits 1546 immatrikuliert ist und am 17. Juni 1557 zum Dr. med. promoviert wird. Der Berufsweg von Severin Goebel führt an den hessisch-landgräflichen Hof, von dort zum Markgrafen von Preußen und schließlich auf das Archiateramt in Coburg, bevor er das Physikat von Danzig bekleidet und dann 1583 ein Ordinariat in Königsberg übernimmt. Goebels „Libri II de succino“ sind von Conrad Gesner in die Abhandlung „De fossilibus“ aufgenommen worden. Wittenberger Studienkollege von Severin Goebel ist der aus Treuenbrietzen gebürtige Matthias Chemnitius. Der Predigersohn Paul Hefß aus Breslau, während des Wittenberger Studiums Hausgenosse von Melanchthon, wird von letzterem bewogen, sein Medizinstudium in Italien abzuschließen: 1563 wird Paul Hefß in Bologna promoviert und steht später für den medizinischen Lehrbetrieb an der Leucorea zur Verfügung. Der 1554 immatrikulierte Hebenstreit bleibt nicht bis zum Studienende in Wittenberg, sondern wendet sich nach Erfurt. Er wird in der Folgezeit als Physikus in Göttingen, als Hofmedikus in Braunschweig und zuletzt als Stadtphysikus und Professor in Erfurt tätig. Von ihm ist ein Büchlein „Arznei-Schutz wider die Pest“ bekannt geworden. Eine der interessantesten Persönlichkeiten des Studium medicum Vitebergense der Jahrhundertmitte ist zweifellos Joachim Camerarius II (1534–1598), der Schüler und Freund Melanchthons. Crato von Krafftheim holt ihn sich zur weiteren Ausbildung nach Breslau, bevor Camerarius nach Italien aufbricht, wo er 1562 den Doktorgrad erwirbt. Auf seines Vaters Wunsch läßt sich Camerarius dann in Nürnberg nieder und erhält 1564 die Bestallung als städtischer Arzt. Der als Arzt, Chemiker und Botaniker ungemein vielseitige Camerarius legt den Stadtvätern 1571 den Entwurf für ein Collegium medicum vor, das allerdings erst 1592 Realität wird: Camerarius ist der erste Dekan dieser Sozietät.

Tabelle 3

Von der Medizinischen Fakultät Wittenberg in den Jahren 1548 bis 1570 vorgenommene Graduierungen (laut Dekanatsbuch)

Name und Heimatort	Graduierung zum	Jahr	Dekan/Promotor
Sibillinus, Peter Torgau	Dr. med.	1548	Fendt/Schurff
Wigand, Guarus St. Goar	Dr. med.	13. Nov. 1548	Milich
Crutzner, Sebastian Bunzlau	Dr. med.	Juli 1549	Fendt
Oertel, Vitus Windsheim	Dr. med.	4. Febr. 1550	Milich

Name und Heimatort	Graduierung zum	Jahr	Dekan/Promotor
Nadin, Paul Salzburg	Dr. med.	6. Nov. 1550	Milich
Albrich, Johann Zwickau	Dr. med.	30. Dez. 1550	Milich
Bert, Heinrich Wesel	Dr. med.	22. Sept. 1553	Fendt/Oertel
Hermann, Johannes Nördlingen	Dr. med.	10. Nov. 1554	Fendt
Dumerichius, Caspar Wilhelm Johannes Halle	Dr. med.	23. April 1555	Milich/Fendt
Schönitz alias Schantz, Christoph Halle	Dr. med.	23. April 1555	Milich/Fendt
Rodewald, Franz Braunschweig	Dr. med.	28. Mai 1556	Hermann
Paxmann, Heinrich	Dr. med.	17. Juni 1557	Hermann
Goebel, Johann Zwickau	Dr. med.	17. Juni 1557	Hermann
Luther, Paul Wittenberg	Dr. med.	1557	Milich
Goebel, Severin Königsberg	Dr. med.	1557	Milich
Moringe, Johann Ansbach	Dr. med.	1559	Milich/Oertel
Rosa, Andreas Schweinfurt	Dr. med.	3. Aug. 1559	Hermann
Peucer, Caspar Bautzen	Dr. med.	30. Jan. 1560	Fendt/Oertel
Schutler, Johannes Crossen	Dr. med.	20. Juni 1560	Oertel/Hermann
Schornelius, Sigmund Naumburg	Dr. med.	14. Nov. 1560	Peucer
Strupp, Joachim Gelnhausen	Dr. med.	14. Nov. 1560	Peucer
Werner, Abraham Zwickau	Dr. med.	26. Okt. 1562	Peucer
Summer, Balthasar Torgau	Dr. med.	8. Juli 1563	Hermann

Name und Heimatort	Graduierung zum	Jahr	Dekan/Promotor
Büchammer, Philipp Halle	Dr. med.	8. Juli 1563	Hermann
Lingel, Michael Wien	Dr. med.	8. Juli 1563	Hermann
Cnemiander, Peter Lauban	Dr. med.	6. April 1565	Oertel/Peucer
Schreiber, Michael Auerbach	Dr. med.	4. Nov. 1566	Oertel/Peucer
Wandereysen, Peter Nürnberg	Dr. med.	4. Nov. 1566	Oertel/Peucer
Schaller, Hieronymus jun. Nürnberg	Dr. med.	8. Mai 1570	Peucer

Der spätere Nürnberger Stadtarzt Georg Forster ist Wittenberger Absolvent des Jahres 1553, wird aber ebenso in den Doktorandenlisten der Leucorea vermißt wie der 1556 immatrikulierte Leonhard Rauwolf aus Augsburg. Rauwolf reist aus Tübingen an, wo seine Inskription 1554 nachweisbar ist. 1560 ist er in Montpellier immatrikuliert; dann begibt er sich nach Valence und erwirbt dort 1562 den Doktorgrad. Augsburg, Aichach, Kempten und wiederum Augsburg sind die folgenden Stationen der ärztlichen Tätigkeit von Rauwolf, der 1573 seine berühmte Orientreise antritt, von der er ab 1582 in vielgelesenen Abhandlungen berichtet. Wegen der antiprottestantischen Haltung seiner Heimatstadt nimmt Rauwolf 1588 Dienste im Oberösterreichischen; als Truppenarzt ist er im türkischen Feldzug am 15. September 1596 von Vác gestorben. Seine berühmten botanischen Sammlungen werden heute im Reichsherbar von Leiden aufbewahrt. Für die in Europa durch Charles L'Ecluse als *Lignum colubrinum* bekannt gemachte indische Apozynazee – Rauwolf dürfte sie kaum gekannt haben – schuf im Jahre 1703 der französische Minoritenpater Charles Plumier (1646–1704) den Gattungsnamen *Rauwolfia*; wohl zum ersten Mal sind damals die Namen berühmter Naturforscher zur Benennung neu zu klassifizierender Pflanzengattungen verwendet worden. Lambertus Ludolphus Helm-Pithopoeus (1535–1596) aus Deventer studiert ab 1558 an der Leucorea und erwirbt hier den Magistergrad. Er muß mit Peucer gut befreundet gewesen sein, denn er verfaßt Oden „ad. Casp. Peucerum de obitu filii“. 1560 ist ein dritter Namensträger sowohl der Ratzemberger als auch der Familie Cornarius in den Listen der Hochschule zu finden. Johann Ratzemberger aus Pößneck wirkt später als Arzt in Coburg, wo ihn in den sechziger Jahren die einstigen Wittenberger Studienkollegen Johannes Marquardt und Balthasar Flöter aufsuchen, die aus Schlesien anreisen, um den verstreuten Manuskripten des Paracelsus nachzuspüren und bei dieser Gelegenheit und zum gleichen Zweck bei Heinrich Wolff (1520–1581) in Nürnberg Station machen. Der 1560 an der Leucorea inskribierte Diomedes Cornarius, der Bruder des Wittenberger Studiosus von 1553, bleibt ebenfalls nicht lange an der Wittenberger Hochschule. Nach seiner Promotion in Wien

praktiziert er zunächst in Nagyszombát und tritt 1566 ein Archiateramt bei Maximilian II. an.

Der Ungar Peter Melius (gest. 1572) kommt 1556 nach Wittenberg „*ubi in studiis altioris indaginis semet exercuit, et coetui Hungarico, ut Senor, aliquamdiu prae-fuit*“ [45]. Medizinische Vorlesungen dürfte der später in Debrecen und Czegled wirkende Theologe und Pädagoge Melius kaum gehört haben, doch wird er von dem ungarischen Chronisten Weszprémi in der Liste der Ärzte und Naturwissenschaftler geführt „*quod insignem rei herbariae notitiam sibi adquisiverit, et, edito scripto publico non parvae molis, primus omnium Medicinam Galenicam, et Studium Botanicum, vernacula lingua suis tradiderit popularibus*“ [45]. Melius ist somit gleichsam das ungarische Pendant zu Caspar Ratzenberger.

Tabelle 4

Immatrikulationen von Naturwissenschaftlern und Medizinern, die in den Jahren 1502 bis 1570 an der Leucorea studierten (Erläuterungen im Text)

Name des Absolventen	Heimatort	Immatrikulation
Aesticampianus, Johannes	Sommerfeld	20. Okt. 1517
Albrich, Johann	Zwickau	im Jahre 1541
Axt, Basilius	Frankfurt (Oder)	21. Mai 1520
Axt, Theobald	Wittenberg	SS 1538
Ayrer, Melchior	Nürnberg	SS 1537
Bachus, Wendelin	Erfurt	WS 1504/1505
Balsaracius, Vitus	Dombegyháza	14. Juni 1550
Bel, Eberhard de		WS 1504/1505
Bel, Johann de		WS 1504/1505
Belon-Belonius, Pierre	La Souletière	SS 1541
Berenringk, Sebastian	Weißenburg	4. Nov. 1512
Berger, Martin	Wittenberg	im Jahre 1502
Bert, Heinrich	Wesel	im Jahre 1535
Beyr, Hieronymus	Zwickau	im Jahre 1510
Bloch, Dietrich	Hildesheim	im Mai 1507
Bretschneider-Placotomus, Johannes	Münnerstadt	3. April 1530
Brunner, Balthasar	Halle	3. Sept. 1565
Büchammer, Philipp	Halle	im Aug. 1545
Burchardt, Peter	Ingolstadt	29. Sept. 1518
Burgawer, Dominicus	St. Gallen	WS 1526/1527
Camerarius, Joachim I	Bamberg	14. Sept. 1521
Camerarius, Joachim II	Nürnberg	21. Juli 1558
Carion, Johannes	Büchingen	WS 1532
Chemnitius, Matthias	Pritzwalk	22. Dez. 1553
Cnemiander, Peter	Lauban	im Sept. 1544
Colreuter, Sigismund	Annaberg	5. März 1553
Cordus, Valerius	Erfurt	im Jahre 1539
Cornax, Matthias	Olmütz	im Jahre 1537

Name des Absolventen	Heimatort	Immatrikulation
Cornarius, Achates	Zwickau	20. Aug. 1553
Cornarius, Diomedes	Zwickau	30. März 1560
Cornarius, Jan	Zwickau	30. Mai 1519
Cramer, Johann	Halberstadt	6. Mai 1549
Cruciger, Caspar	Leipzig	13. April 1523
Culitz, Peter	Mittweida	im Okt. 1515
Culmacher-Egranus, Philipp	Eger	WS 1509/1510
Curaeus, Joachim	Freistadt	16. Mai 1550
Dietrich, Sebastian	Windsheim	im Jahre 1537
Dolscius, Paul	Plauen	im Mai 1545
Dumerichius, Caspar Wilhelm Johannes	Halle	23. April 1543
Eisenmenger, Samuel	Bretten	24. Nov. 1551
Ellinger, Andreas	Orlamünde	8. Dez. 1544
Entzelt-Encelius, Christoph	Saalfeld	WS 1532/1533
Erbar, Ulrich	Cham	im Jahre 1503
Eschaus, Thomas	Münster/Köln	im Jahre 1502
Fabri, Michael	Rothenburg	im Jahre 1509
Fendt, Melchior	Nördlingen	20. Juli 1513
Ferrarius-Montanus, Sigismund	Griesbach (Bayern)	WS 1532/1533
Flock, Erasmus	Nürnberg	14. Mai 1533
Flöter, Balthasar	Sagan	1. Nov. 1564
Forster, Georg	Annaberg	1. Mai 1553
Gasser, Achilles Parmenius	Lindau (Bodensee)	27. Okt. 1522
Goebel, Johann	Zwickau	25. Mai 1546
Goebel, Severin	Königsberg	27. Juni 1553
Goldschmidt-Aurifaber, Andreas	Posen	im Juli 1543
Goldschmidt-Aurifaber, Johann	Breslau	WS 1535/1536
Gürtler v. Wildenberg-Cingulatorius, Hieronymus	Goldberg	SS 1511
Havenreuter, Sebald	Nürnberg	23. Mai 1531
Hebenstreit, Johann	Erfurt	4. Aug. 1554
Helm-Pithopoeus, Lambertus Ludolphus	Deventer	16. Sept. 1558
Henisch, Georg	Bartfa	16. Juni 1566
Heseler, Balthasar	Liegnitz	15. Juni 1530
Hefß, Paul	Breslau	10. Mai 1553
Hermann, Johannes	Nördlingen	27. April 1545
Herold, Hieronymus	Leipzig	15. Nov. 1540
Holzwirth, Wolf	Halle	WS 1543/1544
Hulier, Stephan	Burgund	WS 1530/1531
Jodocus, Christophorus	Liegnitz	im Jahre 1509
Kentmann, Johannes	Dresden	19. Okt. 1558

Name des Absolventen	Heimatort	Immatrikulation
Kentmann, Theophil	Meißen	19. Okt. 1558
Kleinschmidt-Curio, Georg	Bamberg	im Jahre 1537
Krafft-Crato von Krafftheim, Johann	Breslau	WS 1534/1535
Lausthein, Jakob	Hofheim	WS 1502/1503
l'Ecluse-Clusius, Charles	Antwerpen	3. Juli 1549
Lindemann, Caspar	Leipzig	WS 1532/1533
Lingel, Michael	Wien	25. März 1559
Lonitzer-Lonicerus, Adam	Frankenstein (Schl.)	3. Juni 1557
Lotich-Lotichius, Peter	Schlüchtern	14. Mai 1546
Luther, Paul	Wittenberg	im Nov. 1543
Magenbuch, Johann	Blaubeuren	29. April 1518
Marcellus, Johannes	Königsberg/Frank.	16. Nov. 1528
Marquart, Johannes	Glogau	28. Juni 1560
Mathesius, Johann	Joachimsthal	26. März 1552
Melanchthon, Sigismund	Bretten	8. Nov. 1549
Melius, Peter	Ungarn	im Okt. 1556
Mellinger, Georg	Halle	10. April 1547
Mennel-Manlius, Johann	Ansbach	im Jan. 1547
Mertens, Stephan	Bernburg	im April 1547
Meyenburg, Michael	Nordhausen	10. April 1551
Milich, Jakob	Freiburg (Br.)	WS 1523/1524
Molsheym-Micyllus, Jakob	Straßburg	im Mai 1524
Naevius, Johann	Kempnitz	10. Nov. 1519
Nath, Leonhard	Zwickau	WS 1533/1534
Neumann, Alexius	Meiningen	WS 1504/1505
Oder, Hieronymus	Annaberg	im Jahre 1535
Oemler-Aemylius, Georg	Mansfeld	WS 1533/1534
Oertel-Winshemius, Vitus sen.	Windsheim	im Jahre 1523
Olai, Benedict	Schweden	4. Febr 1543
Peucer, Caspar	Bautzen	26. Mai 1543
Petz, Johannes	Weimar	1. März 1530
Pfreundt, Caspar	Saalfeld	im Jahre 1543
Premsel, Jakob	Torgau	WS 1506/1507
Preyß-Pannonius, Christoph	Pozsony	Juni 1536
Ratzenberger, Caspar	Saalfeld	24. April 1548
Ratzenberger, Johann	Pößneck	26. Aug. 1560
Ratzenberger, Matthäus	Wangen/Konst.	im Jahre 1516
Rauwolf, Leonhard	Augsburg	6. Nov. 1556
Reinhold, Erasmus sen.	Saalfeld	WS 1530/1531
Reinhold, Erasmus jun.	Saalfeld	7. Aug. 1547
Rheticus, Georg Joachim	Vorarlberg	im Jahre 1532
Reyß, Bartholomäus	Wertheim/Würzb.	4. Juni 1520
Rodewald, Franz	Braunschweig	im März 1535



Name des Absolventen	Heimatort	Immatrikulation
Rosa, Andreas	Schweinfurt	16. Juni 1557
Schaller, Hieronymus jun.	Nürnberg	12. Okt. 1559
Schiller, Bernhard	Riedlingen	im Jahre 1502
Schön, Stephan	Würzburg	14. April 1520
Schönborn, Bartholomäus	Wittenberg	30. April 1543
Schönitz-Schantz, Christoph	Halle	im Mai 1543
Schreiber, Hieronymus	Nürnberg	SS 1532
Schreiber, Michael	Auerbach	im Juni 1543
Schröter, Johann	Weimar	28. Dez. 1541
Schwabe, Johann		im Jahre 1507
Schurff, Augustin	St. Gallen	im Jahre 1509
Schutler, Johannes	Crossen	8. Dez. 1549
Seidel, Bruno	Querfurt	8. Sept. 1546
Sibillinus, Peter	Torgau	WS 1533/1534
Siegfried, Georg	Cappel (Hessen)	3. Juni 1520
Sigismund, Johannes	Görlitz	im Jahre 1522
Sinapius, Johannes	Schweinfurt	7. Mai 1524
Spangenberg, Johannes	Nordhausen	WS 1504/1505
Sporer, Christoph	Dresden	im April 1521
Stackmann, Heinrich	Vallerstein/Braunschw.	im Mai 1520
Stehelin, Hieronymus	Rothenburg	im Jahre 1507
Stein, Simon	Penig/Chemnitz	im Jahre 1502
Stifel, Michael	Holzendorf/Schwein.	25. Okt. 1541
Stoius, Matthias	Preußen	im Jahre 1543
Straube, Caspar	Chemnitz	14. Nov. 1565
Straube, Johann	Wittenberg	19. März 1549
Strupp, Joachim	Gelnhausen	4. Mai 1547
Summer, Balthasar	Torgau	8. Okt. 1549
Talhäuser, Wolfgang	Poznan	im Jahre 1528
Thim, Matthias	Weimar	11. Okt. 1531
Vischer, Johann	Wemding	im Mai 1542
Wandereysen, Peter	Nürnberg	3. März 1556
Wertmüller, Otto	Zürich	im Jahre 1535
Wigand, Guarus	St. Goar	im April 1542
Wildt, Simon	Zwickau	im Jahre 1539
Wildt, Stephan	Pleynfeld	20. Juli 1518

Der Ungar Georg Henisch (1549–1618) aus Bartfá hält sich 1566 zeitweilig in Wittenberg auf; zehn Jahre später beendet er sein Medizinstudium mit der am 12. April 1576 in Basel durchgeführten Promotion. Zeitweilig ist Henisch Mitglied des Basler Ärztekollegiums, mehrmals Dekan der Medizinischen Fakultät; später fungiert er als Professor der Rhetorik und der Mathematik in Augsburg. Seiner Feder entstammt eine Reihe medizinischer und botanischer Buch-

publikationen, darunter das „Enchiridion Medicane“ von 1573 sowie ein Kräuter- und Arzneibüchlein [45].

Vergleicht man die in Tabelle 4 aufgeführte Namensliste von in Wittenberg immatrikulierten Medizinern und Naturwissenschaftlern mit den in den Tabellen 1 bis 3 zusammengestellten Verzeichnissen über Promotionen der Jahre 1502 bis 1570, dann bestätigt sich die eingangs getroffene Feststellung: an dem Wittenberger Diploma doctorale sind relativ wenig derjenigen Absolventen interessiert gewesen, die uns heute in den Standardwerken der Medizingeschichte mit der Angabe besonderer wissenschaftlicher Leistungen begegnen. Die Gründe hierfür wurden aufgezeigt; sie liegen primär in der Tatsache begründet, daß vor allem auf dem institutionellen Sektor zu wenig für die Medizinische Fakultät getan wurde; personelle Mängel kamen hinzu. Die Reformversuche der Jahre 1572 bis 1580 seien hier nur noch kurz erwähnt. Zahlreiche landesherrliche Verfügungen sollen jetzt der Verbesserung des Medizinstudiums dienen. Diese Bestrebungen werden aber durch die Ereignisse um die Kampagnen gegen den Kryptokalinismus überschattet: es kommt zu Abgängen und Entpflichtungen von Lehrkräften auch aus dem Bereich der Medizin und der Naturwissenschaften. Die Auseinandersetzungen beginnen 1574 mit der Entpflichtung von Caspar Peucer. Als man im Jahr darauf Mathesius dessen Amt überträgt, fühlt sich Abraham Werner übergangen und nimmt seinen Abschied. Caspar Straube geht nach Bernburg, Schönborn läßt sich in Zerbst nieder. Hieronymus Schaller, der Schwiegersohn Peucers, wandert ebenso ab wie schließlich auch Mathesius: in Zittau bzw. in Danzig finden die beiden letzteren eine neue Wirkungsstätte. Peucer ist nach langer Festungshaft freigelassen worden und dann 1602 in Dessau gestorben. Einen neuen Anfang und zugleich einen deutlichen Aufschwung für den medizinischen Sektor sollten dann erst die Wittenberger Amtsperioden von Salomon Alberti (1540–1610), Johannes Jessenius (1566–1621) und Daniel Sennert (1572 bis 1637) bringen.

#### L I T E R A T U R

- [1] ABE, H. R.: Die Universität Erfurt in ihren berühmtesten Persönlichkeiten. Beitr. Gesch. Univ. Erfurt 4 (1958), S. 17–138.
- [2] ANDREAE, A.: Chronik der Arezte des Regierungs-Bezirks Magdeburg, Zweiter Theil, S. 22; Magdeburg 1862.
- [3] ASSION, P., u. J. TELLE: Der Nürnberger Stadtarzt Johann Magenbuch. Zu Leben und Werk eines Mediziners der Reformationszeit. Sudhoffs Archiv Gesch. Med. 56 (1972), S. 353–421.
- [4] BINDER, H.: Die Brüder Hummelberg, Michael, Humanist und Theologe, 1487–1527, und Hummelberg, Gabriel, Arzt und Naturforscher, um 1490 bis um 1543. Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Bd. 12; Stuttgart 1972.
- [5] BURMEISTER, K. H.: Georg Joachim Rhetikus; Wiesbaden 1967.
- [6] BURMEISTER, K. H.: Achilles Gasser als Stadtarzt von Feldkirch. Montfort 20 (1968), S. 326–342.
- [7] CLEMEN, O.: Briefe von Georg Sturtz. Beitr. Gesch. Stadt Buchholz 6 (1907), S 1–7.

- [8] CLEMEN, O.: Janus Cornarius. N. Archiv sächs. Gesch. 33 (1912), S. 36 bis 76.
- [9] CLEMEN, O.: Zu Jacob Miccyllus. Neue Heidelberger Jahrbücher N. F. 1941, S. 1–11.
- [10] DANN, E.: Neue Ergebnisse der Cordus-Forschung. Dtsch. Apoth.-Ztg. 108 (1968), S. 1154–1157, 1192–1196 u. 1249–1252.
- [11] DANN, E.: Leben und Leistung des Valerius Cordus aus neuerer Sicht. Pharmaz. Ztg. 108 (1968), S. 1062–1072.
- [12] DANN, E.: Die Italienreise des Valerius Cordus. Dtsch. Apoth.-Ztg. 111 (1971), S. 1357–1365.
- [13] DANN, E., u. E. HELM: Valerius Cordus' Krankheit und Tod. Dtsch. Apoth.-Ztg. 113 (1973), S. 1187–1193 u. 1223–1226.
- [14] DELAUNAY, P.: L'aventureuse existence de Pierre Belon du Mans; Paris 1926.
- [15] DELAUNAY, P.: La zoologie au zeizième siècle; Paris 1962.
- [16] DOBRAS, W.: Die Feldkircher Apothekertaxe von 1524. Pharmaz. Ztg. 116 (1971), S. 790–793.
- [17] DORN, M.: Melanchthons Antrittsrede von 1518, ein Bekenntnis und ein Appell zum Fortschritt, in: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. I, S. 141–148; Halle 1952.
- [18] DREYHAUPT, J. Chr. v.: Beschreibung des Saal-Creyses, Bd. II; Halle 1755.
- [19] EBRARD, J. H.-E.: Petrus Lotich der jüngere, Gütersloh 1883.
- [20] FEHLMANN, H. R., u. K. GANZINGER: Ein Wiener Arzt-Apotheker des 16. Jahrhunderts. Österr. Apoth.-Ztg. 29 (1975), S. 418–421.
- [21] FISCHER, H.: Conrad Gessner 1516–1565; Zürich 1966.
- [22] FISCHER, O. (Hrsg.): Thomas und Felix Platters und Theodor Agrippa Aubignés Lebensbeschreibungen; München 1911.
- [23] HANHART, J.: Conrad Gessner. Ein Beitrag zur Geschichte des wissenschaftlichen Strebens und der Glaubensverbesserung im 16. Jahrhundert; Winterthur 1834.
- [24] HANNEMANN, K.: Reuchlin und die Berufung Melanchthons nach Wittenberg, in: Johannes Reuchlin 1455–1522, S. 108–138; Pforzheim 1955.
- [25] HORST, U.: Die einzig erhaltene Handschrift des Valerius Cordus, ein Brief aus seinem letzten Lebensjahr 1544. Beitr. Gesch. Pharmazie 26 (1974), Nr. 2, S. 9–14.
- [26] IRMSCH, Th.: Über einige Botaniker des 16. Jahrhunderts, welche sich um die Erforschung der Flora Thüringens, des Harzes und der angrenzenden Gegenden Verdienste gemacht haben. Beitr. Schwarzburger Heimatkd. Bd. 2 (1906).
- [27] KAISER, W., u. O. TRÄGER: Geschichte des Bernburger Gesundheitswesens (I); Bernburg 1979.
- [28] KAISER, W., u. A. VÖLKER: Ars medica Vitebergensis 1502–1817. Wiss. B. Univ. Halle 1980/9 (T 34); Halle 1980.
- [29] KELLER, R.: Zur Genealogie von Friedrich Hoffmann (1660–1742), in: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. II, S. 49–58; Halle 1952.
- [30] KELLER, J.: Johannes Kentmann und seine Schrift über die Steine im menschlichen Körper vom Jahre 1565. Sudhoffs Archiv 47 (1963), S. 301 bis 305.

- [31] KELLNER, K.: Die floristische Erforschung der Südharz-Landschaft um Nordhausen. Beitr. Heimatkd. Stadt und Kreis Nordhausen 2/2 (1978), S. 44–57.
- [32] KUCHARZ, E.: John Placotomus 1514–1577. The renaissance apothecary and physician of Gdansk. Verh. Internat. Ges. Gesch. Pharmazie, Abstr. S. 57; Budapest 1981.
- [33] MAURER, W.: Melanchthon und die Naturwissenschaften seiner Zeit. Archiv f. Kulturgesch. 44 (1962), S. 199–226.
- [34] MILT, B.: Zürichs Vergangenheit in Naturwissenschaften und Medizin (Mittelalter und 16. Jahrhundert). Gesnerus 4 (1947), S. 19–42.
- [35] ROTT, H.: Georg Ellinger, Jakob Micyllus und Joachim Camerarius. Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Gesch. u. dtsch. Lit. u. Pädg. 24 (1909), S. 150.
- [36] SCHMID, G.: Pflanzenforschung in der Grafschaft Mansfeld im 16. Jahrhundert. Hercynia 3 (1944), S. 416–477.
- [37] SCHNEIDER, F.: Melanchthons Entscheidung nach der Katastrophe von Mühlberg (24. April 1547) zwischen der neu zu gründenden Universität Jena und seiner langjährigen akademischen Wirkungsstätte in Wittenberg, in: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. I, S. 313–322; Halle 1952.
- [38] SCHULER, M., u. J. SCHULTHESS (Hrsg.): Zwingli Hundrici Opera, Brief LXXXVI, XCVII u. CIX; Zürich 1842.
- [39] SOMWEBER, E.: Dr. Georg Iserin von Mazo im Veltlin, in: Äskulap in Graubünden, S. 619–628; Chur 1970.
- [40] STÜBLER, E.: Geschichte der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg 1836–1925; Heidelberg 1926.
- [41] TELLE, J.: Das Arzneibuch Johannes Schoners und seine mittelhochdeutschen Quellen. Centaurus 15 (1973), S. 119–141.
- [42] VANDEWIELE, L. J.: Clusius und die Pharmazie. Beitr. Gesch. Pharmazie 26 (1974), Nr. 4, S. 25–27.
- [43] VENN, J. (Hrsg.): Annals of Gonville and Caius College; Cambridge 1904.
- [44] WESTMAN, R.: The Melanchthon Circle, Rheticus and the Wittenberg interpretation of Copernican theory. Isis 66 (1975), S. 165–193.
- [45] WESZPREMI, St.: Succinta medicorum Hungariae et Transilvaniae etc.; Leipzig und Wien 1787.
- [46] WOLFANGEL, D.: Dr. Melchior Ayrer. Inaug.-Dissert.; Würzburg 1957.
- [47] ZAUNICK, R.: Johannes Kentmann, 21. April 1518 bis 14. (oder 15.) Juli 1574. Mitt. Verein Gesch. Stadt Meißen 10 (1919), S. 256.

**VERFASSER:**

Prof. Dr. sc. med. Dr. phil. WOLFRAM KAISER, Lehrstuhl für Geschichte der Medizin an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

## Naturwissenschaftliche Erkenntnisse des 16. Jahrhunderts im publizistischen Werk von Saalfelder Absolventen der Leucorea

Die in der Ära von Martin Luther und Philipp Melanchthon auf ein bescheidenes Dasein beschränkte Medizinische Fakultät der Universität Wittenberg richtet ihre Aktivitäten zwangsläufig auf einige ohne institutionellen Aufwand praktikierbare Disziplinen aus, unter denen die intensive und nicht auf die Heilkunst allein reduzierte Beschäftigung mit der Pflanzenkunde auf regionaler Basis sowie eine vom Wohlwollen der Reformatoren getragene Erörterung der paracelsischen Lehren im Vordergrund stehen. Interdisziplinären Charakter hat die Diskussion um das kopernikanische Weltbild, die man stillschweigend duldet, auch wenn Luther und Melanchthon ihr kein sonderliches Verständnis entgegenbringen können. Diese Forschungs- und Diskussions-Trias ist repräsentativ für die Zeit des Ausklingens der Amtsphasen von Luther und Melanchthon. Auch nach deren Tod behält sie eine Kontinuität, die zumindest noch eine Generation lang von Inspirationen geprägt ist, die auf die Ära der Reformatoren zurückgehen. Interessanterweise sind es mehrfach aus Saalfeld gebürtige oder durch ihren Werdegang mit der thüringischen Stadt verbundene Wissenschaftler, die im Zusammenhang mit dieser wissenschaftlichen Dreiergruppierung der Leucorea zu nennen sind. Unter chronologischem Aspekt beginnt diese Reihe mit dem Mathematiker Erasmus Reinhold (1511–1553), der zu den frühen Anhängern von Kopernikus zählt [30] und als Wittenberger Hochschullehrer erstmals 1541 mit den „*Themata qua continent methodiam tractationem de horizonte rationali et sensili*“ Aufmerksamkeit erregt. Ebenfalls aus Saalfeld stammt der Pharmazeut Caspar Pfreundt (1517–1574), der in Wittenberg zum Freundeskreis um Valerius Cordus (1515 bis 1544) gehört. Beim Eintreffen Pfreundts in Wittenberg hat sein gleichaltriger Landsmann Christoph Entzelt-Encelius (1517–1583) – ein Verwandter von Erasmus Reinhold – die ihm für die Jahre zwischen 1532 und 1538 als Ausbildungsstätte dienende Leucorea bereits wieder verlassen. Der den Naturwissenschaften verschriebene Theologe bleibt aber auch als Pädagoge im heimatlichen Saalfeld und als Pfarrer in der Altmark seiner Hochschule verbunden; als 1551 im Frankfurter Druckhaus Egenolph das Entzeltsche Buch „*De re metallica*“ herauskommt, wird dieses mit einer Praefatio von Melanchthon eingeleitet, der sich hierdurch inhaltlich mit dem Werk identifiziert, das Entzelt zum ersten thüringischen Geognostiker und Mineralogen stempelt [20, 26, 28].

Noch zu Lebzeiten des 1553 einer Schwindsucht erlegenen Erasmus Reinhold hält sich der Saalfelder Mediziner Caspar Ratzenberger (gest. 1603) an der Leucorea auf; sein Matrikeleintrag findet sich unter dem Datum des 24. April 1548. Nach eigenem Zeugnis verdankt der später als Botaniker bekannt gewordene Ratzenberger seine ersten diesbezüglichen Kenntnisse den Hochschullehrern Vitus

Oertel-Windsheim (geb. 1501) und Caspar Peucer (1525–1602); in seinem Herbar verweist er außerdem auf Joachim Camerarius (1534–1598), Jacob Manlius (um 1540–1590) und Jan Cornarius (1500–1558) und somit auf weitere einstige Wittenberger als „*Authores, ex quibus hoc opus desumptum est et a me in hisce quatuor tomis vivorum herbariorum citati*“. Ratzenberger ist ab etwa 1564 in Naumburg als Physikus tätig. Sein Herbar befindet sich schon im Aufbau, als 1574 der Name Reinhold noch einmal wissenschaftlich ins Gespräch kommt. Erasmus Reinhold jun. (1538–1592) hat sich inzwischen als Arzt in seiner Vaterstadt Saalfeld niedergelassen. Von dort aus ediert er seinen „Gründlichen und wahren Bericht vom Feldmessen . . . desgleichen vom Markscheiden kurtzer und gründlicher Unterricht“ und knüpft an die montanwissenschaftlichen Aktivitäten von Entzelt an [14, 19].

Vier Jahre nach der letztgenannten Publikation von Reinhold jun. wird Saalfeld für kurze Zeit zum Universitätsdomizil, weil die Hochschule in Jena sich von einer Pestepidemie bedroht sieht. Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß Saalfeld zum Fluchtort vor einer Epidemie wird: im Winter 1529/30 war der durch seine Kontroverse mit Luther bekannte Eislebener Pädagoge Johann Agricola (1494–1566) seinem Landesherrn nach Saalfeld gefolgt auf dessen thüringische Besitzungen – unweit Saalfeld gelegen und damals als die „Mansfeldischen Dörfer“ bezeichnet [8] – um vor der Seuche sicher zu sein [23]. Mit dem Corpus academicum kommt 1578 der um die Etablierung des Paracelsismus verdiente Arzt Andreas Ellinger (1526–1582) in die als von der Seuche weniger gefährdet geltende Stadt. Möglicherweise flüchtet damals auch der aus Breslau stammende und in Jena als Apothekenprovisor tätige Fidejustus Reineck alias Reinecker (gest. 1604) nach Saalfeld; einige Jahre später ist der alchemistisch versierte und experimentierfreudige Pharmazeut jedenfalls Besitzer der gemäß Privileg von 1586 in Betrieb genommenen Saalfelder Offizin [14]. Noch von Jena aus hatte Reineck einen Goldmachervertrag mit dem Nürnberger Paracelsisten Heinrich Wolff (1520–1581) abgeschlossen und Rechte zur Darstellung eines „Lapis Philosophorum“ erhalten [3, 27]. Nach der Saalfelder Niederlassung hat Fidejustus Reinecker eine Reihe von Versuchen auf der Basis der ihm von Heinrich Wolff überlassenen Arbeitsvorschrift angestellt und hierüber Aufzeichnungen verfaßt. Erst nach seinem Tode sind diese 1609 in Leipzig und 1620 in Frankfurt als „*Thesaurus chymicus experimentorum certissimorum collectorum usuque probatum*“ in den Druck gegangen [16]; der Saalfelder Bergbeamte Johann Backer, der die Witwe Reineckers ehelicht, hat diese Publikation veranlaßt.

Erasmus Reinhold sen., Caspar Pfreundt, Christoph Entzelt, Caspar Ratzenberger, Erasmus Reinhold junior und Fidejustus Reinecker: das ist eine bemerkenswerte Liste Saalfelder Autoren, die sich medizinisch-chemisch-naturwissenschaftlichen Themen widmen. Reinhold senior und Pfreundt haben dabei noch zum Kreis um Martin Luther gezählt, Reinhold junior und Entzelt die Förderung vorwiegend durch Melanchthon genossen. Ratzenberger ist Schüler des Melanchthon-Schwiegersohnes Peucer. Zur nächsten Generation gehört Fidejustus Reinecker, doch ist auch seine Tätigkeit von jenem Ideengut bestimmt, das als Resultat des Wittenberger Paracelsismus zu verstehen ist. Aus diesem Grunde erscheint es sinnvoll, ihre Spuren sowohl unter regionalen Gesichtspunkten als auch unter denen der Wittenberger Wissenschaftstrends zu folgen.

## Erasmus Reinhold

Der Saalfelder Erasmus Reinhold ist knapp 20 Jahre alt, als er im Wintersemester 1530/31 als Student der Mathematik die Universität Wittenberg bezieht, wo er sich alsbald eng an den seit 1524 als Lehrer der höheren Mathematik fungierenden Jakob Milich (1501–1559) anschließt [25]. Wittenberg wird für Reinhold zur Wahlheimat auf Dauer: als Milich seine Professur bei den Mathematikern zugunsten eines Lehramtes in der Ars medica aufgibt, wird Erasmus Reinhold sein Nachfolger. In Anlehnung an Milichs Unterrichtskonzeption interpretiert Reinhold in seinen Vorlesungen die Schriften von Euklid, Archimedes, Ptolemäus und die des von ihm hochgeschätzten Georg von Peurbach (gest. 1461). Neben den offiziellen Kollegs hält er Privatvorlesungen: „*De loco et premio facile conveniam cum meis auditoribus*“ heißt es in einer diesbezüglichen Ankündigung, und Reinhold vergißt dabei selten, auf „*Doctor Milichius praeceptor meus*“ hinzuweisen. Für den Ausbildungsbetrieb läßt er eine Arithmetik-Schrift des Löwener Mathematikers Reinerus Gemma Frisius neu auflegen.

Interessanterweise nennt eine Urkunde unter dem Datum des 12. Mai 1532 „Erasmus Reinhold zu Salfelt“ als Schuldner des Mansfelder Grafen Albrecht: sollte das der zu diesem Zeitpunkt noch studierende Wittenberger Absolvent gewesen sein? Einzelheiten dieser Schuldverschreibung sind nicht bekannt; das erhalten gebliebene Dokument teilt lediglich mit: „*Verschreibung des Grafen Albrecht von Mansfeld an Erasmus Reinhold zu Salfelt über 848 rheinische Goldgulden, unter persönlicher Bürgschaft von Caspar und Volrad von Watzdorf, welche im Falle säumiger Zahlung in Iheen oder Peßnick einreiten wollen*“ [24]. Luther und Melanchthon, Jonas und der inzwischen zur Medizinischen Fakultät übergewechselte Milich sind anwesend, als Erasmus Reinhold zu Beginn des Jahres 1539 einen Kometen beobachtet, der als „*dunkel, aber sehr lang, bey 20 Graden, reckte den Schwanz nach dem Zeichen der Fische; vom Abend nach Mitternacht wärts, gegen Aufgang der Sonnen, wenn sie am höchsten stehet*“ beschrieben wird. Luther will diesem Ereignis eine Bedeutung unterlegen und deutet es prophetisch:

„*Ich will Deutschland wahrsagen, nicht aus dem Gestirn, sondern verkündige ihr Gottes Zorn aus der Theologia und Gottes Wort; denn es ist unmöglich, daß Deutschland sollte also ungestraft hingehen, es muß eine große Schlappe nehmen, da wird nichts Anders aus; denn Gott wird stets täglich gereizt, uns zu verderben; es wird der Gottselige mit dem Gottlosen dahin gehen und umkommen. Laßt uns nur beten, Gott und sein Wort nicht verachten! Wolan, ob wir gleich leider große Sünder sind, so haben wir doch Vergebung der Sünden und das ewige Leben, uns im Wort verheißen, zu welchem uns der Türk und Kaiser fördert und hilft. Sie sollen uns nicht schaden, sondern fördern; allein ist mirs leid, und mich jammert unserer Nachkommen, die werden aus dem Licht wieder ins Finsterniß bracht werden.*“

Ob der sachlich-nüchterne Mathematiker Reinhold dem Reformator bei dieser dunklen Spruchweisheit hat folgen können, mag dahingestellt sein. Forscherdrang und Realitätssinn bewegen ihn und seinen Schüler Georg Joachim von Lauchen-Rheticus (1514–1574) bereits zu diesem Zeitpunkt, sich für die von Nikolaus Kopernikus (1473–1543) vertretene Lehre über ein heliozentrisches

Weltsystem zu interessieren, von der man gerüchteweise gehört hatte. Es heißt, Reinhold, Rheticus und der naturwissenschaftlich interessierte Theologe Caspar Cruciger (1504–1548) seien die ersten gewesen, die an der Leucorea hierüber gesprochen hätten [6]. Das müßte dann bereits vor der genannten Kometenbeobachtung gewesen sein, denn Rheticus reist schon im Wintersemester 1538/39 nach Nürnberg, um sich in diesem Zentrum der Astronomie weitere Informationen zu holen. Als dann im Anschluß an die „sarmatische Reise“ von Rheticus erste, unter seiner Vermittlung zur Publikation gelangte Kenntnisse über das Werk des Kopernikus in Wittenberg vorliegen, werden sie von Reinhold – 1541 bringt er die zur besseren Unterrichtsgestaltung vorgesehenen „Themata“ heraus – in ein Buch eingebaut, das ihn sieben Jahre beschäftigt, bevor es dem Interessentenkreis vorgelegt werden kann [12, 13].

Eine Bestätigung, wie intensiv sich Reinhold, Rheticus und Cruciger seit der Mitte der vierziger Jahre mit dem Werk des Kopernikus befassen, geht aus einem Schreiben von Rheticus hervor, in dem er über die Gewinnung von Gesinnungsgenossen auf Grund der diesbezüglichen Vorlesungen berichtet [6]. Ob dabei auch der seit 1543 zum Kreis um Reinhold zählende Caspar Peucer aus Bautzen einbezogen wird, ist fraglich; bezeichnend für die Gesamtsituation dieser Ära ist aber, daß Melanchthon, der die Konzeption von Kopernikus für absurd hält, in der andersartigen Auffassung von Cruciger und Reinhold keinen Grund sieht, ihnen die Freundschaft aufzukündigen [2].

Die Turbulenz der Ereignisse von 1546 veranlaßt Reinhold zum zeitweiligen Abgang aus Wittenberg. Bald aber kehrt er zurück; sein Sohn trägt sich am 7. August 1547 in die Matrikel der Leucorea ein.

Im Jahre 1551 liegen die langjährig vorbereiteten Reinholdschen Tafeln als „Pruthenicae tabulae coelestium motuum“ vor: die Forschungen von Kopernikus sind in diese Abhandlung eingeflossen, welche die bis dahin als führend geltenden Alfonsinischen Tafeln ablöst. Die geistige Anleihe bei Kopernikus bestreitet Reinhold keineswegs; in einem Schreiben an den Theologen Staphyl betont er sogar, daß die meisten Beobachtungen, die er aufführt, bei diesem „entliehen seien“ [29]. Man hat später unterstellt, Reinhold habe die Tafeln vorsichtig und diplomatisch so gehalten, daß sie sowohl für das alte als auch für das neue System benutzbar gewesen wären. Da zu diesem Zeitpunkt die Zahl der Gegner des Kopernikus diejenige der Sympathisanten noch weit übertrifft, wäre selbst die unterstellte Neutralität aber ein Bekenntnis gegen die Orthodoxie gewesen. Die in Tübingen gedruckten Tafeln werden sogar von Melanchthon empfohlen [9, 17], der ein weiteres Zeichen seiner Toleranz erkennen läßt, als er eine von ihm ausgearbeitete Laudatio auf den verstorbenen Caspar Cruciger von Erasmus Reinhold halten läßt. Es fehlt in dieser Gedächtnisrede im übrigen nicht an Hinweisen, daß Cruciger wachsende Bewunderung für Kopernikus gezeigt habe [7].

Die besonderen Verdienste des 1553 verstorbenen Mathematikers Erasmus Reinhold liegen in seinem Gesamtwerk im Dienste der Astronomie und im besonderen in seinem Einsatz für das heliozentrische System. Die auch von Johannes Kepler (1571–1630) und Tycho de Brahe (1546–1601) hochgeschätzten „Tabulae Pruthenicae“ sind nach dem Ableben des Gelehrten mehrfach neu aufgelegt worden; der des Kryptokalvinismus verdächtige und daher zum Abgang von der Universität gezwungene Arzt-Physiker Caspar Straube veranlaßt 1585 eine



Neuedition, zu der ihn der Wittenberger Buchdrucker und Verleger Samuel Selsch drängt. Demzufolge ist der Vertrieb des Reinholdschen Werkes zugleich auch ein gutes Geschäft gewesen [10]. Eine Reihe hinterlassener Manuskripte ist ohnehin erst mit zeitlichem Abstand und bis in die achtziger Jahre hinein zur Erstveröffentlichung gelangt. Überholt waren die „Tabulae Pruthenicae“ von Erasmus Reinhold, der als erster auf die elliptische Bahn des Mondes hinwies, erst nach Vorlage der „Rudolphinischen Tafeln“ von Johannes Kepler.

### Caspar Pfreundt

Um 1539/40 tritt der aus Saalfeld gebürtige Apothekergeselle Caspar Pfreundt in die in der Schloßstraße gelegene und im Besitz von Lucas Cranach befindliche Wittenberger Offizin ein. Pfreundt muß von Anfang an in seiner Tätigkeit mehr gesehen haben als nur eine wirtschaftlich sichere Pfründe; er ist wissenschaftlich interessiert und wendet seine Aufmerksamkeit der Botanik, der Pharmakologie und der Pharmakognosie zu. Die Gesellenzeit ist noch nicht abgeschlossen, als er in Kontakt zu dem vielseitigen Valerius Cordus gerät, der etwa zeitgleich mit Pfreundt in Wittenberg eingetroffen war, inzwischen zu den Vorzugsschülern Melanchthons gehört und einen ihm übertragenen Lehrauftrag dazu benutzt, den Arzneischatz des Dioskorides zu erläutern. Vielleicht ist die erste Begegnung von Cordus und Pfreundt dadurch zustande gekommen, daß ersterer die Bestände der lokalen Offizin für studentische Demonstrationen nutzt; es könnte auch die übliche Apothekensitation gewesen sein, der sich Cordus angeschlossen hatte und die ihn in das Haus in der Schloßstraße führte. Cordus muß den wissensdurstigen Gesellen Pfreundt durchaus respektiert haben, und so kann es sich letzterer leisten, Cordus zu bitten, ihm erläuternde Anmerkungen in sein Dispensatorium zu schreiben. Der vielbeschäftigte Mediziner wird das kaum *manu propria* getan haben; denkbar wäre es, daß Cordus die schriftliche Fixierung derartiger Annotationes Pfreundt im Gefolge von Absprachen – gleichsam *manu et intellectu* [22] – selbst überließ.

In einem Privatkolleg liest Cordus im Sommer 1543 zum letzten Mal vor einem Wittenberger Auditorium; diesem dürfte Pfreundt beigewohnt haben. Noch während des Aufenthaltes an der Leucorea ist Cordus mit der Redaktion eines eigenen Dispensatorium beschäftigt, das aber erst nach seinem Tode (Cordus stirbt 1544 auf einer Italienreise) in Nürnberg zur Edition gelangen sollte. In gewisser Weise ist Pfreundt an diesem ersten amtlichen deutschen Arzneibuch beteiligt. Seine Mitarbeit an den Rezeptglossen und Fußnoten des Nürnberger Dispensatoriums scheint aus Vergleichen mit Dioskorides-Anmerkungen und mit Pflanzenbeschreibungen des Valerius Cordus gesichert [21]. Diese Kooperation ist insofern bemerkenswert, weil die nächstedierten Dispensatorien ausschließlich von Ärzten verfaßt sind (1564 Augsburg, 1565 Köln). Pfreundt ist daher der erste Apotheker, der an einem derartigen Arzneibuch mitwirken darf.

Im November 1543 läßt sich Pfreundt zusammen mit dem halleschen Apothekergesellen Wolf Holzwirth (1522–1579) an der Leucorea immatrikulieren. Er ist inzwischen zum Provisor aufgestiegen, und wenn Cranach mit dieser Beförderung ihn in Wittenberg halten wollte, so sah er sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht. Auch in Saalfeld hatte man Pfreundt nämlich nicht vergessen, als es

dort um die Einrichtung einer Apotheke ging. Aber Pfreundt will wohl nicht in die Kleinstadt mit vergleichsweise geringerer Weiterbildungsmöglichkeit zurück. Den Wittenberger Besuch medizinischer Kollegs schließt er aber weder mit der Lizentiaturnoch einem anderen akademischen Grad ab; die Apotheke bleibt sein Arbeitsfeld. Es ist daher etwas hochgestapelt, wenn er auf einer Cranachschen Familientafel als „Medicus et Pharmacopola“ bezeichnet wird; er hat, wie sich später zeigt, offenbar handfeste Gründe gehabt, die Ars pharmaceutica mit der Ars medica äußerlich zu koppeln.

Zur beruflichen Bindung an die Cranachs, die ihre Offizin bald in ein Haus am Wittenberger Markt verlegen, kommt die persönliche hinzu: Pfreundt heiratet die jüngste Tochter seines Dienstherrn Lucas Cranach. Zwei Jahre später verläßt Lucas Cranach Wittenberg, als eine Neueinschleppung der Pest droht und die Universität zeitweilig nach Torgau umzieht. Im Haus seines Schwiegersonnes Christian Brück ist Lucas Cranach am 16. Oktober 1553 verstorben. Pfreundt übernimmt die Wittenberger Apotheke und erhält am 12. September 1554 die kurfürstliche Bestätigung des Exklusivprivilegs. Dabei wird er kaum auf Schwierigkeiten gestoßen sein, denn der kommunalpolitisch agile Pharmazcut gehört schon jetzt zum Rat der Stadt, in dessen Auftrag er verschiedene Ämter (einschließlich das des Bürgermeisters) bekleidet [11]. Er ist 1556 an den Aktivitäten eines Gremiums wohlhabender Bürger beteiligt, die zur Verbesserung der Trinkwassersituation führen; die neue Zuleitung mußte zudem im eigenen Interesse liegen, denn sie berücksichtigt auch den Bedarf des Hauses Nr. 4 am Markt mit der Apotheke. 1560 findet sich sein Name unter einem Dokument, in dem es um eine Dotation des langjährig als Armenarzt tätigen und nun an der Universität lehrenden Mediziners Melchior Fendt (1486 bis 1564) geht: Pfreundt leistet eine Zeugenunterschrift.

Während sich Pfreundt zu Beginn der sechziger Jahre der Assistenz seines thüringischen Landsmannes Conrad Fluth (1538–1608) aus Weida versichert, kann er selbst sich aktiv in den Ausbildungsbetrieb für die angehenden Ärzte einschalten. Im Torgauer Fürstengarten führt er für die Studenten „Ostentationes simplicium“ durch. Ein Apotheker als Hochschullehrer: das wäre kaum möglich gewesen, hätte Pfreundt nicht auf sein Medizinstudium verweisen können. Selbst beste Beziehungen hätten ihm ansonsten nichts genützt, denn ohne ein derartiges Zertifikat hätte keine Hochschule die Erlaubnis hierzu gegeben. Daß ein vorzügliches Wissen die Voraussetzung bot, steht außer Frage. Dieses weiß auch Ernestinus Reuchlin von Geusing zu rühmen, der in seinen beiden 1565 in Wittenberg edierten Pestbüchlein („aus welcher jedermennlich . . . lernen kann, wie er sich itziger zeit in der Schrecklichen straffe der Pestilentz verhalten sol“) aussagt:

*„Es mus aber nicht der Theriack sein, den uns die Hudeler vor Venedisch oder Alexandrinisch verkauffen, ich halte es vor gebackne Birn un Lorbern zugericht / sondern sie sollen in von dem vol gelerten / und ertarnen Herrn Caspar Pfreundt / Apothecker zu Wittenberg lassen holen / der hat in rechtschaffen in beyseynd der Herrn Doctoren alda dispensiret und zugericht . . .“*

1565/66 findet sich der Name von Caspar Pfreundt in einer „Ordnung“, die Verbesserung im Hospitalwesen anstrebt. Dann wird es etwas ruhiger um den rührig gewesenen Pharmazeuten, dessen Tochter 1569 die Ehe mit dem Provisor Conrad Fluth schließt. Als Caspar Pfreundt 1574 stirbt, kann Fluth seine Nach-

folge antreten – allerdings erst nach einer kurfürstlichen Weisung, welche die interfamiliäre Sequenz fixiert („*die apotheken bleibe dem Cranach*“). Fluth erhält die Bestätigung des Apothekenprivilegs. Universität, Rat und Bürgerschaft scheinen aber alsbald mit Fluth bedeutend weniger gute Erfahrungen gemacht zu haben als mit seinem Vorgänger. 1577 muß Fluth sich nicht nur den Vorwurf des Nichteinhaltens der Apothekentaxe gefallen lassen, sondern auch die Beschuldigung der Kumpanei mit einem zur Praxisführung nicht zugelassenen Kreis von Pfuschern, für den er Medikamente präpariert und ausgehändigt haben soll. Wenn sich die Verhältnisse in der Folgezeit etwas bessern, dann muß das nicht ein Verdienst von Fluth selbst gewesen sein; verschärfte Kontrollmaßnahmen der ihr Visitationsrecht ausübenden Hochschule und die durch Drucklegung allgemein einsehbare Arzneitaxe sind wohl gewichtige Gründe gewesen. Die 1592 erfolgte Erneuerung des Apothekenprivilegs ist eine routinemäßige Amtshandlung und muß nicht für Fluth sprechen, der wissenschaftlich nicht in die Fußtapfen des Schwiegervaters tritt und den Typ des gewinn-süchtigen Drogenhändlers verkörpert. Reich genug dürfte er geworden sein, denn er kann kurz vor seinem Tode dem Gemeinen Kasten ein Legat von 500 Gulden vermachen. Am 3. Februar 1608 ist Fluth verstorben; die Erblinie Cranach-Pfreundt-Fluth ist in der Folgezeit noch über Generationen registrierbar.

### Christoph Entzelt-Encelius

Ebenso wie Caspar Pfreundt ist Christoph Entzelt im Jahre 1517 in Saalfeld geboren, so daß angenommen werden kann, daß sich beide von früher Kindheit her kannten. Der Bildungsgang von Entzelt, dessen Vater als Handwerksmeister dem Stadtrat von Saalfeld angehört und dessen Mutter der reichen Familie Kelz entstammt, ist allerdings wesentlich früher abgeschlossen als der von Caspar Pfreundt: als letzterer nach Wittenberg kommt und Geselle in der Cranachschen Apotheke wird, ist der 1532 an der Leucorea immatrikulierte Entzelt bereits wieder daheim und wirkt nach abgeschlossenem Hochschulstudium der Theologie temporär als Magister in Saalfeld. Während der Wittenberger Ausbildung dürfte Entzelt die Unterstützung des mit ihm nahe verwandten Erasmus Reinhold genossen haben; auch Luther und Melanchthon gehören zu seinen Förderern. Sie dürften zudem für die berufliche Absicherung ihres Schülers, der in Saalfeld keine Dauerstellung findet, gesorgt haben: Entzelt geht zunächst als Rektor nach Tangermünde, dann als Pfarrer nach Rathenow und schließlich nach Osterburg.

Im Jahre 1551 kommt Entzels Buch „*De re metallica*“ im Druckhaus Egenolph in Frankfurt heraus, und es ist eine bemerkenswerte Editionsduplizität, daß dieses Erscheinungsjahr identisch ist mit der Erstausgabe der Reinholdschen „*Tabulae Pruthenicae*“. Der Buchdeckel des Entzelschen Werkes zeigt übrigens das typische Firmenzeichen des Frankfurter Verlegers, der „*einen Altar erwehlet, so bald rund und bald viereckig war, auf welchem ein Hertz mitten im Feuer brannte*“ [15]. 271 Seiten umfaßt die Abhandlung des gebürtigen Saalfelders, der sich dem Leser als „*Christophorus Encelius Salvendensis*“ vorstellt und mit diesem Buch zum ersten Geognostiker seiner Heimat wird. Melanchthon hatte für die Drucklegung gesorgt und in diesem Ansinnen am 19. August 1551 einen

befürwortenden Brief an Egenolph geschrieben, der anstelle eines Vorwortes zur Einleitung dient. „Ad medicinae usum“ heißt es in der kompletten Titelüberschrift; der Autor wendet sich also speziell an die Ärzteschaft. Jahrzehntlang hat er das Gestein der engeren und weiteren Heimat erforscht, hat in „Jeremias Glück“ – den heutigen Feengrotten [18] – seine Beobachtungen angestellt und den Bergarbeitern zugeschaut. Er kennt auch das Alaunwerk Wetzstein, wo ihm bereits verlassene Stollen auffallen. Seine Beschreibungen über das Reich der Fauna, Flora und Mineralien sind so subtil, das fast zwei Jahrhunderte lang viele Autoren immer wieder Anleihen bei Entzelt vornehmen, auch wenn sie dabei nicht immer seinen Namen nennen. Das trifft auch für Franz Ernst Brückmann (1697–1753) zu, der in seiner „Magnalia Dei in locis subterraneis“ von 1727 diesbezüglich über Saalfeld berichtet:

*„Saalfeld, die Hauptstadt und Herzogl. Residentz an der Saale gelegen / hat Gold/Silber/Bley und Kupffer-Gruben / welche Anno 1295. entdeckt wurden; sonst findet sich hier auch viel Cobald, aus welchem man mit pulverisirten Kieselstein und Pottasche die bekannte blaue Stärcke oder Smaltum macht; diese drey gestoßene Stücke werden in einem Ofen zu Glas geschmoltzen / welches Glas / so lange es im Ofen / gar nicht blau siehet / so bald es aber heraus kömmt / wird es gleich blau; dieses vitrum wird naß gemacht / zu Pulver gepochet / getrocknet / gesiebet / in Tonnen geschlagen und in andere Länder verfahren. Die schlechteste und gröbste sorte wird dort t, die mittlere mit ff und die allerbeste sind ff ff, welches die allerfeinste und höchste von Farbe bedeutet / marquiret. In alten Zeiten / ehe man die mineram Cobolti hier zu nutzen wuste / hat man öffentlich von den Cantzeln gebeten: Gott mögte die Bergwercke vor den räuberischen Cobold bewehren! Jetzo aber / da man solche mineram zum Blauen Färbewerck profitabel nutzen und anwenden kan / wäre man gar wohl zufrieden / wenn es derselben nur noch mehr gäbe“ [4].*

Im zweiten Band dieser Abhandlung hält Franz Ernst Brückmann unter der Kapitelüberschrift „Der Salfeldischen Ertze und Berg-Arten“ fest:

*„alle Sorten Ertz / außer Zinn. Weißgulden-Ertz auf Jeremias-Grube. Graukupffer-Glas mit Grünen. Drusiger Cobold. Gantz leichte graue Kobold-Art in weissen Gestein / so doch seine gute blaue Farbe giebt. Dergleichen mit Kies und röthl. Cobold-Beschlag. Cobold mit Feder-Wismuth in schwertzlich drusigen Quartz / da die Flitzschen die Kreutz und quer liegen“ [5].*

Entzelt ist ein Vorläufer der wissenschaftlichen Geognosie; in seiner Ära, die auch auf diesem Sektor von manchem abergläubischen Relikt geprägt ist [1], gibt es noch keine chemische Analyse. Dennoch muß sein Werk für mehrere Generationen lebenswert gewesen sein, denn 1698 wird „De re metallica“ ins Deutsche übersetzt.

In die späte Amtszeit des in der Altmark ansässig gewordenen Theologen und Naturwissenschaftlers Entzelt-Encelius fällt die Veröffentlichung des eingangs genannten Buches über das Feldmessen aus der Feder von Erasmus Reinhold jun. Letzterer war nach dem Wittenberger Medizinstudium in seine Vaterstadt zurückgekehrt und war dort praktischer Arzt und Bergbeamter geworden [13]; im Nebenamt betreibt er die Kalendermacherei. Nicht zu Unrecht vermutet man heute, daß die von Reinhold jun. aufgeführten praktischen Beispiele bergmännischer Vermessung nicht aus eigener Erfahrung und Erkenntnis nie-

dergeschrieben wurden, sondern daß es sich um Anleihen bei Fachleuten handelt [19]. Der „Gründliche und wahre Bericht“ Reinholds kommt 1574 heraus; fünf Jahre später macht auch Entzelt noch einmal literarisch auf sich aufmerksam. Sein „Chronicon oder kurtze einfältige Verzeichnus dorinnen begriffen / wer die Alte Marck und nechst Lender . . . bewonet“ ist eine historisch-geographisch-ethnische Studie und beschließt die Publikationsliste von Entzelt, der 1583 in Osterburg verstorben ist.

### Caspar Ratzenberger

Das Geburtsdatum des aus Saalfeld stammenden Mediziners Caspar Ratzenberger ist nicht bekannt, doch muß er etwa gleichaltrig mit Erasmus Reinhold jun. gewesen sein. Die Matrikeleinträge liegen zeitlich nur wenig auseinander: der Inskription des Mathematikersohnes vom 7. August 1547 folgt diejenige von Caspar Ratzenberger am 24. April 1548. Da Reinhold jun. zu diesem Zeitpunkt erst knapp 10 Jahre alt ist, ist die Immatrikulation nicht mit dem Studienbeginn identisch, der wohl für die zweite Hälfte der fünfziger Jahre angesetzt werden kann. Eine ähnliche Situation muß bei Caspar Ratzenberger vorgelegen haben, zumal eine gedruckte biographische Darstellung [31] den Studienanfang des letzteren auf das Jahr 1554 lokalisiert. Dieser Termin entspräche zudem der üblichen Ausbildungsdauer, die bei Ratzenberger, der auf ausgedehnte Bildungsreisen verweisen kann, in den frühen sechziger Jahren endet.

Caspar Ratzenberger hält sich nur zeitweilig in Wittenberg auf. In den Jahren 1557/58 ist er Studiosus Jenensis und geht im Anschluß auf seine Peregrinatio medica, die ihn nach Süddeutschland, nach Italien und nach Frankreich führt. In Montpellier scheint er sein Doktordiplom erworben zu haben. Weitere Reisen folgen, bevor er sich um 1564 in Naumburg als Praktiker niederläßt. Sein wissenschaftliches Engagement ist schon vorher fest umrissen: Ratzenberger verschreibt sich der Pflanzenkunde unter spezieller Berücksichtigung der medizinischen Botanik. Zu diesem Zweck legt er sich in Naumburg einen kleinen Hortus medicus an. Die gesammelten Pflanzen werden von Ratzenberger getrocknet, auf Papier befestigt und mit Namen und Bemerkungen versehen. Frucht einer mehr als dreißigjährigen Arbeit ist sein „Herbarium vivum“, wobei er mit dem Adjektiv „vivum“ die Abgrenzung gegenüber gedruckten Pflanzenbüchern herausstellen will. Als er 1598 das „Lebendig Kreuterbuch“ abschließt, ist es nach seiner Darstellung ein Verzeichnis

*„aller Gewechse, Beume, Stauden, Heckenkreuter, Wurtzeln, Blüte, Blomenn, Früchte, Saamenn, Gummaten, Hartziehenn Safftten, Gewürtz, Getreide, Meer- und Wassergewachsen, so in Deutsch, Frankreich und Welschenn Landen, in Hispanien, Indien, Türckey und andernn Orten der newenn Welt wachsende durch mich*

*Casparum Ratzenberger Salveldensem,*

*der Ertzney Doctorem und der Stadt Naumburgk ann der Sala Medicum Phycicum zum theill in oberwehntenn auslendischenn Landenn selbst eingesamlett, zum theill aber ims meinenn Lust- und Kreutergarten selbst geziehett und gepflanzett und von Lyzibona, Altorff, Dantzick, Wyen, auch andern Oerter Lust-*

*gartenn sambt derselbigen rechten Nahmenn in Mancherley sprachenn, und so viel müglichen inn ihrer Natürlicher und Lebendiger erwachung der Wurtzeln, Stemme, Blettern, Blüten, Blumenfrüchten und Saamen mit allenn fleiß zusammen und in drey unterschiedlige theil gebracht.“*

Dieses erste große thüringische Herbar ist später in die herzogliche Bibliothek in Gotha, ein Teilstück von 1592 in die Kasseler Bibliothek gelangt. Über die Details der Sammlungen heißt es in einem Bericht aus dem Jahre 1901:

*„Das Gothaer Herbar umfasst vier verschieden starke Bände in Holzdeckel. Diese sind außen mit gepresstem Leder überzogen und theilweise noch mit Messinghaken versehen. Das erste Blatt jedes 50 cm langen, 20 cm breiten Bandes enthält ein mit der Hand in bunten Farben ausgeführtes Titelbild, in dessen Umrahmung verschiedene, meist erkennbare Pflanzen arrangiert sind: der Titel selbst ist nach damaligem Gebrauche weitläufig und umständlich und in verschiedenen Schriftzeichen und Farben geschrieben. Ursprünglich sind die aus starkem Handpapier bestehenden Blätter der Bände einzeln beklebt und beschrieben und später erst vereinigt worden. Manche Pflanze ist anfangs auf Papier befestigt gewesen, sorgfältig ausgeschnitten und anscheinend mit Tischlerleim – wie alle übrigen – aufgeklebt worden. Für größere Pflanzen benutzt R. zwei Blätter. Die Vollständigkeit der meisten Exemplare an Wurzeln, Blättern, Blüten und Früchten ist bewundernswerth . . . Bei einigen Exemplaren verschmäht R. nicht, Blätter oder Blüten anderer Pflanzen zuzufügen; fremde Früchte, z. B. Tamarindus garniert er mit Weidenblättern, Cassia mit Eschenblättern. R. zählt nicht die einzelnen Seiten, sondern die Blätter fortlaufend durch das ganze Werk, schiebt jedoch oft noch Blätter ein, sodass eine neue Numerierung nöthig wurde . . . Das Hauptregister enthält 2101 Namen für Pflanzen, welche wegen der zahlreichen Synonymen auf 928 Arten zusammenschmelzen“ [31].*

Caspar Ratzenberger ist einer der ersten, vielleicht der erste überhaupt gewesen, der die Trockenmethode in Deutschland in dieser Form anwandte. Seinen Heimatort dürfter er nur noch selten besucht haben; gesichert ist, daß Ratzenberger auf einer seiner frühen Reisen von Lyon bis Nürnberg „*Einenn halben Saumm*“ und von Nürnberg bis Saalfeld „*bey dreyen Cenntner Kreuter, Früchtenn, Sahmenn, Mehrfischenn, mehrgewechsenn und Aller anderer Sortenn*“ mit sich führte: hier taucht also der Name seines Geburtsortes auch in seinen Schilderungen auf. Eine umfangreiche Liste von Autoren, deren Beiträge Ratzenberger las, kündigt von seinem Bildungsdrang. Ab Mitte der sechziger Jahre wird Naumburg zu seinem Hauptwirkungsort; da sich Ratzenberger als Stadtphysikus bezeichnet, muß er ein festes Anstellungsverhältnis gehabt haben. In Naumburg oder in Ortrant ist Caspar Ratzenberger im Jahre 1603 verstorben.

### **Fidejustus Reinecker (Reineck)**

Der Pharmazeut Fidejustus Reinecker gehört im weitesten Sinne in diese Rubrik wenn man davon ausgeht, daß er als Wahl-Saalfelder gelten darf und auf eine langjährige Tätigkeit am Ort verweisen kann. Allerdings kann dieser erste Saalfelder Apotheker nicht – wie Caspar Pfreundt, den man eigentlich auf die-

sem Platz hatte sehen wollen – auf eine Hochschulimmatrikulation zurückblicken, als er 1586 nach Erteilung eines Privilegs die lokale Marktapotheke eröffnet. Der gebürtige Breslauer war zuvor Provisor in Jena gewesen und hatte sich, vielleicht unter Ellingerschem Einfluß, um Wissenserwerb über chemiatrische Arzneimittel bemüht. Es ist ihm dabei wohl aber in erster Linie um die Transmutation unedler in edle Metalle gegangen; aus dieser Zielstellung ist sein „Goldmachervertrag“ mit dem Nürnberger Arzt Heinrich Wolff im Jahre 1580 zu verstehen. Letzterer strebt die Darstellung des vielbegehrten „Stein der Weisen“ an und geht dabei mit Reinecker einen Vertrag ein, über den es in einer zusammenfassenden Abhandlung heißt:

*„Wolff verpflichtet sich, Reineck die Herstellung des Lapis philosophorum bekanntzugeben und das Geheimnis zu lüften, wie diese Materie zu erkennen und wie sie zu ‚komponieren‘ sei, dazu die erforderliche Apparatur – Gläser, Instrumente, Öfen, Lemuren, und was sonst noch vonnöten ist. Die weitere Paraphierung sieht vor, daß Wolff mündliche Anweisung erteilt und Reineck in seiner Arbeit fördert, nachdem er sich verschworen habe ‚kein Buch mehr über Feld zu schicken‘ aus seinen gedruckten oder geschriebenen Büchern. Ja, er will sogar zur Unterrichtung des Adepten zu diesem reisen und anhand seiner Notizen Unterricht erteilen, – allerdings auf dessen Kosten. Sooft Reineck den Lapis philosophorum darstellt, verpflichtet er sich, Wolff oder seine Erben davon in Kenntnis zu setzen und die Hälfte des ersehnten ‚Stückes‘ oder des daraus gewonnen Goldes oder Silbers nach Nürnberg zu schicken. Auf eigene Rechnung und Gefahr natürlich! Zeit seines Lebens will Reineck sich um Weib und Kinder von Wolff kümmern, so diesen eines Tages Gott abfordert. Einmal jährlich verpflichtet er sich, Bericht zu geben über den Stand der Dinge. Sollten Wolffs Hinterbliebene von Obrigkeit oder gewalttätigen Menschen bedrängt werden, wird er ihnen zur Seite stehen, als ob sie eigen Weib und Kind wären“ [3].*

Den am 29. August 1580 abgeschlossenen Kontrakt hat Wolff nur wenig mehr als ein Jahr überlebt; am 21. Dezember 1581 ist er in Nürnberg verstorben. Hat er die Darstellung des Steines der Weisen für möglich gehalten oder wollte er den Apotheker prellen? Die Nachbetrachtung neigt zu ersterer Ansicht und deutet den Vertrag als Symptom eines faustischen Erkenntnisstrebens. Das Original des Kontrakts ist in der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel erhalten geblieben. In seiner 1586 einsetzenden Saalfelder Amtszeit hat sich Reinecker dann an die Niederschrift eines „Thesaurus chymicus experimentorum certissimorum collectorum usuque probatum“ gemacht und dabei seine Experimente aufgezeichnet. Sein Tod im Jahre 1604 verhindert zunächst die Drucklegung, die 1609 doch noch erfolgt, als Johann Backer, der die Witwe des verstorbenen ehelicht, das ihm der Publikation wertige Manuskript einsieht. Im „Lindenius renovatus“ von 1686 wird dieses Buch von Reinecker aufgeführt [16], das hier eine Auflistung medizinisch-naturwissenschaftlicher Veröffentlichungen abschließen soll, deren Autoren entweder aus Saalfeld gebürtig waren, in Wittenberg – mit Ausnahme von Reinecker – ihr Grundwissen erwarben und festigten und schließlich auch zeitweilig oder auf Dauer am Ort ihrer Geburt tätig waren.

Unter diesem lokalen Aspekt und im Zusammenhang mit dem botanischen Engagement der genannten Persönlichkeiten mag ein Vorgang des Frühjahres 1982 zusätzlich bemerkenswert sein. In der mittelalterlichen, nach 1380 errichteten Johanneskirche zu Saalfeld – Martin Luther hat dort im Jahre 1530 ge-

predigt – entdeckten Mitarbeiter des Instituts für Denkmalpflege (Arbeitsstelle Erfurt) unter dicken Farbschichten wertvolle, in den Jahren zwischen 1525 und 1530 geschaffene Deckengemälde. Bei diesem Fund handelt es sich um etwa 200 Pflanzendarstellungen (Lilien, Narzissen, Akeleien, Blüten des Löwenzahns und des Gänseblümchens) sowie um das Chorgewölbe schmückende Symbole der vier Elemente. Die Restaurierung des Kirchenschmucks gehört zu den lokalen, auf die Luther-Ehrung von 1983 ausgerichteten Vorhaben der Stadt Saalfeld, aus deren Verband an dieser Stelle einige Naturwissenschaftler der Reformationsära vorgestellt werden sollten.

## L I T E R A T U R

- [1] ABEL, O.: Vorzeitliche Tierreste im deutschen Mythos; Jena 1939.
- [2] BORNKAMM, H.: Das Jahrhundert der Reformation. Gestalten und Kräfte; Göttingen 1961.
- [3] BRECHTOLD, W.: Dr. Heinrich Wolff (1520–1581). Inaug.-Dissert.; Würzburg 1959.
- [4] BRÜCKMANN, F. E.: *Magnalia Dei in locis subterraneis etc.*, Bd. I, S. 180; Braunschweig 1727.
- [5] BRÜCKMANN, F. E.: ebendort, Bd. II, S. 661; Braunschweig 1727.
- [6] BURMEISTER, K. H.: Georg Joachim Rheticus 1514–1574. Eine Bio-Bibliographie (3 Bde.); Wiesbaden 1967/1968.
- [7] FRIEDENSBURG, W.: Geschichte der Universität Wittenberg, S. 317; Halle 1917.
- [8] GRÖSSLER: Graf Albrecht IV. von Mansfeld. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Z. Harz-Verein 18 (1886), S. 365–400.
- [9] GÜNTHER, O.: Die Weiterentwicklung des Copernicanischen Weltbildes und seine Stellung in den Auseinandersetzungen am Ende des 16. und während des 17. Jahrhunderts, in: Hermann, J. (Hrsg.): Das Bild vom Kosmos und die Copernicanische Revolution in den gesellschaftlichen und geistigen Auseinandersetzungen; Berlin 1973.
- [10] KAISER, W., u. O. TRÄGER: Geschichte des Bernburger Gesundheitswesens, Teil I; Bernburg 1979.
- [11] KETTNER, M. P. G.: Historische Nachricht von dem Raths-Collegio der Chur-Stadt Wittenberg; Wolfenbüttel 1734.
- [12] KOCH, E.: Magister Erasmus Reinhold aus Saalfeld. Saalfelder Weihnachtsbüchlein 55 (1908).
- [13] KOCH, E.: Dr. Erasmus Reinhold. Saalfelder Weihnachtsbüchlein 56 (1909).
- [14] KOCH, E.: Die früheren Rathäuser zu Saalfeld; Saalfeld 1919.
- [15] LESSER, F. Chr.: *Typographia Iubilans*, Das ist: Kurtzgefaßte Historie der Buchdruckerey etc., S. 231 u. 306; Leipzig 1740.
- [16] MERCKLIN, G. A.: *Lindenius renovatus etc.*, S. 135; Leipzig 1740.
- [17] MIELKE, H.: Die gesellschaftlichen Bedingungen für das Wirken von Nicolaus Copernicus und die philosophisch-weltanschaulichen Voraussetzungen und Wesenszüge seiner Lehre, in: Herrmann, J. (Hrsg.): Das Bild vom Kosmos und die Copernicanische Revolution in den gesellschaftlichen und geistigen Auseinandersetzungen; Berlin 1973.



- [18] PFEIFFER, H.: Zur älteren Geschichte von Jeremias Glück, heute Feengrotten bei Saalfeld. Rudolstädter Heimathefte 18 (1972), S. 162–167.
- [19] PFEIFFER, H.: Adler, Entzelt, Reinhold Vater und Sohn und Reinecker – bedeutende Saalfelder Autoren des 16. Jahrhunderts in den Beständen der Marien-Bibliothek in Halle/S. Rudolstädter Heimathefte 23 (1977), S. 33–36.
- [20] PFEIFFER, H.: Das Buch „De re Metallica“ des Christophorus Encelius Salveldensis, 1551, im Lichte unserer Zeit. Rudolstädter Heimathefte 23 (1977), S. 78–85.
- [21] POECKERN, H.-J.: Valerius Cordus und Caspar Pfreundt, die Verfasser der Anmerkungen im Nürnberger Dispensatorium von 1546. Pharmazie 27 (1972), S. 331–337.
- [22] POECKERN, H.-J.: Caspar Pfreundt, medicamentum 14 (1973), S. 286–288.
- [23] ROSENBERG, H.: Johann Agricola von Eisleben, Mansfelder Blätter 10 (1896), S. 1–15.
- [24] RÜHLEMANN, C.: Regesten der im Archiv des Altertumsvereins zu Eisleben aufbewahrten Urkunden. Mansfelder Blätter 40 (1936), S. 10–97.
- [25] SAGITTARIUS, C., u. E. DEVRIENT: Saalfeldische Histörchen, 2. Teil; Saalfeld 1904.
- [26] SCHMID, G.: Magister Christophorus Encelius aus Saalfeld, der erste thüringische Geognostiker und Mineraloge. Saalfelder Zeitung Nr. 127, 133 u. 145; Saalfeld 1943.
- [27] SUDHOFF, K.: Versuch einer Kritik der Echtheit der paracelsischen Schriften (2 Bde.); Berlin 1894–1899.
- [28] WIEFEL, H.: Geschichte der geologischen Erforschung, in: Geologie von Thüringen, S. 13–25; Gotha 1974.
- [29] WOHLWILL, E.: Galilei und sein Kampf für die Copernicanische Lehre, 1. Bd.; Hamburg und Leipzig 1909.
- [30] WUSSING, H., u. W. ARNOLD: Biographie bedeutender Mathematiker, S. 95; Berlin 1975.
- [31] ZAHN, G.: Das Herbar des Dr. Caspar Ratzenberger (1598) in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Mitt. Thür. Botan. Verein N. F. XVI (1901), S. 50–121.

VERFASSER:

Dr. med. ARINA VÖLKER, Lehrstuhl für Geschichte der Medizin an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

## Die Pharmazie in Wittenberg zur Reformationszeit

Wann die erste und für lange Zeit einzige Apotheke in Wittenberg gegründet wurde, ist bislang schwer datierbar. Das Verlangen Kaiser Maximilians I. auf dem Reichstage zu Worms, jeder Kurfürst müsse in seinem Herrschaftsgebiet eine Hochschule besitzen [31], könnte mittelbarer Anlaß für eine solche Apothekengründung gewesen sein.

1493 hatte Martin Pollich von Mellerstadt (um 1450–1513) seinem Herrn, dem Kurfürsten Friedrich III. von Sachsen (1463–1525), auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem auf Rhodos durch beherztes medizinisches Eingreifen Leben und Gesundheit erhalten [5]. Als dann Friedrich der Weise 1502 sein Lieblingskind, die Leucorea, aus der Taufe hob, betraute er mit dem ersten Rektorat der neuen Hochschule seinen hochgelehrten Archiater Martin Pollich, der im gleichen Jahre noch zur höchsten akademischen Würde einer mittelalterlichen Universität, zum Doktor der Theologie, promovierte [12]. Ob ihm der Fürst in seiner Dankbarkeit gleichzeitig das Privileg für die erste Apotheke seiner Residenzstadt schenkte, wissen wir nicht. Es ist aber anzunehmen, daß die Errichtung der Apotheke mit der Universitätsgründung zusammenfiel oder zumindest bald danach erfolgte, da das Gehalt eines Hochschullehrers zu jener Zeit recht gering war und eine zusätzliche feste Einnahmequelle recht willkommen sein mußte. Fest steht, daß dadurch die Apotheke von vornherein eng an die Leucorea angeschlossen und den Universitätsstatuten unterstellt wurde. 1508 entstand auf dem Eckgrundstück an der Elbstraße ein stattliches Haus, in dem die neue Apotheke eingerichtet wurde. Davon berichtet ein zeitgenössischer Dialog zwischen dem Stadtschreiber Meinhardt und seinem Gesprächspartner Reinhardt:

Reinhardt: *At unde ille svavissimus spirat odor?*

Meinhardt: *Ex pigmentario.*

Reinhardt: *Ubi nam pigmentarium?*

Meinhardt: *In domo ista aciali.*

Reinhardt: *Noviter constructa nam nova.*

Meinhardt: *Cum Collegio simul erectum pigmentarium.*

Reinhardt: *Decoratum pigmentarium: non minus decorata domus* [11].

Danach ist also die Apotheke gleichzeitig mit dem Collegium erbaut worden, und zwar auf dem Grundstück des Ratsherrn Caspar Teuschel, der zur gleichen Zeit für sich in der damaligen Brüderstraße ein kleineres Wohnhaus baute. So wer-

den Pollich wie Teuschel in den Schoßbüchern von 1508 bis 1510 als „Getreythe wegen des Gebewdes“ aufgeführt; sie brauchten also nach geltenden Steuervorschriften für die nächsten drei Jahre wegen der Neubauten keinen Schoß zu zahlen [22]. Von diesem Zeitpunkt an betrieb Martin Pollich die Apotheke in diesem Hause. Als er am 27. Dezember 1513 starb, wurde sie zunächst von Provisoren weitergeführt [5]. Einer von ihnen hat sich im Sommer 1515 als „*Petrus Culitz de Mithwede Misnen. Dioc., apothekarius huius urbis*“ in die Matrikel der Leucorea einschreiben lassen [12].

Im Frühjahr 1520 erwarb der neugewählte Stadtkämmerer und kurfürstliche Hofmaler Lucas Cranach d. Ä. (1472–1553) das „*haus und die apotecken an dem mark an der ecken gelegen*“ für 2000 fl. Aufgelassen ist ihm allerdings das



Lucas Cranach

Abb. 1

Lucas Cranach d. Ä.  
(1472–1553)

Nach neuesten Forschungen ist das lange Zeit als Selbstbildnis Cranachs d. Ä. angesehene Porträt eine Arbeit des Sohnes Lucas Cranach d. J. von 1550

Grundstück erst 1527 von „dem würdigen Herrn Valtin Mellerstadt“, dem Bruder des ehemaligen Rektors, als er die letzten 200 fl. bezahlt hatte [22]. Gleichzeitig ließ sich der Meister Lucas von seinem Kurfürsten in seinem Schloß zu „Lochaw“ (dem heutigen Annaburg) am 6. Dezember 1520 ein Ausschließlichkeitsprivileg für seine Apotheke ausstellen [34]:

*„Von gots genaden Wir Friderich Hertzog zu Sachsen des Hailigen Romischen Reichs Ertzmarschalch vnd Churfürst Landgraw in Dorungen und Marggraw zu Meissen Thun khunt mit diesem vnserm brieff für vnns vnd vnnsere Erben gegen allermeniglich vnnd bekennen. Nachdem vnser lieber getrewer Lucas Cranach Maler die apoteken in vnnsere Stadt Wittenberg kauffsweyß an sich vnnd an seine Erben bracht vnd eine apoteken schwerlich an sondere Freyheit stadlich magk erhalten werden, Wie den solche apoteken weyland bey dem hochgelarten Martinus polack Doctor der derselben apoteken auffrichter vnd erster Besitzer gewest, auch Freyhaiten gehabt. So haben Wir gedachtem Lucas Cranach, vnnd seinen Erben mit vorwissen vnnsere lieben getrewen des Raths zu Wittembergk, auch priuilegia vnnd Freyhaiten damit sie solche apoteken statlich gemeynem nutz vnnd eynem yeden der der notturfftig zu brauchen erhalten mogen, gnediglich vor-schrieben vnnd gegeben.“*

Hierin wird urkundlich bestätigt, „das in vnnsere Stad Wytembergk kein andere apoteken in ansehung des vnkostens damit diese apoteken in wesen mus erhalten werden, an Lucas Cranach vnnd seiner Erben wissen vnnd willen weyl sie dieser apoteken besitzer sein sol auffgericht werden.“ Weiter heißt es u. a.:

*„... Fur das ander so sol kein Inwoner oder frembder kramer zu Wittembergk gestossen wurtz confect zugker Tiriack geferbtes wachs vnd noch anders so man sonderlich In der apoteken gebraucht feyl haben oder verkaufften außgeschlossen In den freyen Jharmargkten sol solchs vnnd anders einem yedermann So lange der Jharmargkt weret vnnd nit lenger feyl zuhaben frey sein...“* Auch das Schankrecht für Süßwein läßt er sich geben:

*„... So soll Lucas oder seine Erben, wan ein Rath zu Wittembergk in Irem keller nit süsse wein schengken macht haben, süsse wein In der apoteken zu schengken, doch vff entrichtung gebürlicher pflichtung...“*

Das Privileg befreit Cranach auch von der Pflicht des Apothekers, am Ort zu bleiben, gewissermaßen intra muros:

*„... Vnnd wiewol ein apoteker Billich Bey der apoteken bleyb, darinnen vleissigs auffsehen habe das gegen einen yeden trewlich gehandelt werde wie sich das seinen eyden vnnd pflichten nach zuthun gebürt, derhalben dan ein apoteker In reysen nit wol von der apoteken ziehen magk. Nachdem aber Lucas selbs zu der apoteken nit geschickt vnnd mit andern hendlen umbgehet vnnd die apoteken mit knechten bestellet So sol er die Zeit weyl Er die apoteken Inhat, wie ein ander Burger zu Wittembergk In raysen so furfallen zutolgen schuldig sein...“*

Auf die vielen Sonderrechte folgt die Verpflichtung, für gute Arzneien und angemessene Preise Sorge zu tragen:

*„... Vff das alles hat gedachter Lucas Cranach... die apoteken zu aller zeit mit guthen frischen materialien zuversehen, vnnd die bestendiglich vnnd wol zuerhalten, das auch einem Rath zu Wittembergk vorbehalten sein soll, wan es*

*Ime gelegen die apoteken durch verstandige Ertzt zu visitiren, vnnd was vntüchtigs befunden dasselbig wegzuthun vndt zu verschaffen, andere vnnd güthe Materialia zu schigken, Auch einen zymlichen vnnd gleichen kauff zugeben vnnd niemants zuwersetzen oder durch seine knecht ubersetzen lassen . . .*

Schließlich endet das Privileg mit dem ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten:

*„ . . . Vnnd Bewelen darauff hiemit dem Rathe zu Wittembergk gedachten Lucas kranach vnnd sein Erben Bey solchen Freyheiten, wie obberürt so oft das nott sein wirdt zuhandhaben schutzen vnnd verteydingen . . . ”*

In diesem Zusammenhang gibt eine Notiz von Spalatins Hand aus der Zeit von 1520/21 zu denken, in der sich die Hochschule beim Kurfürsten über die Apotheke beschwert:

*„Der apotecken halben beclagt sich die universiteth das die materialien nicht alle frisch, gut und gnügsam seint und vil zu teuer geben werden und etlich benannt, als nemlich, das man wol artzney umb zwen gulden geben, das man anderswo umb 14 gr. bekommen mag, auch das verseumlickeyt geschehe. Item, das lauts der statuten eyn apotecker der facultet der artzney geschworn sein soll, das itzo auch nicht seyn. Item das die apoteck durch doctor Pistoris besichtigt werd“ [38].* Hier hören wir also zum ersten Male von der Eidespflicht des Apothekers gegenüber der medizinischen Fakultät der Hochschule und dem Recht des kurfürstlichen Leibarztes Simon Pistoris (1443–1523), die Apotheke zu revidieren.

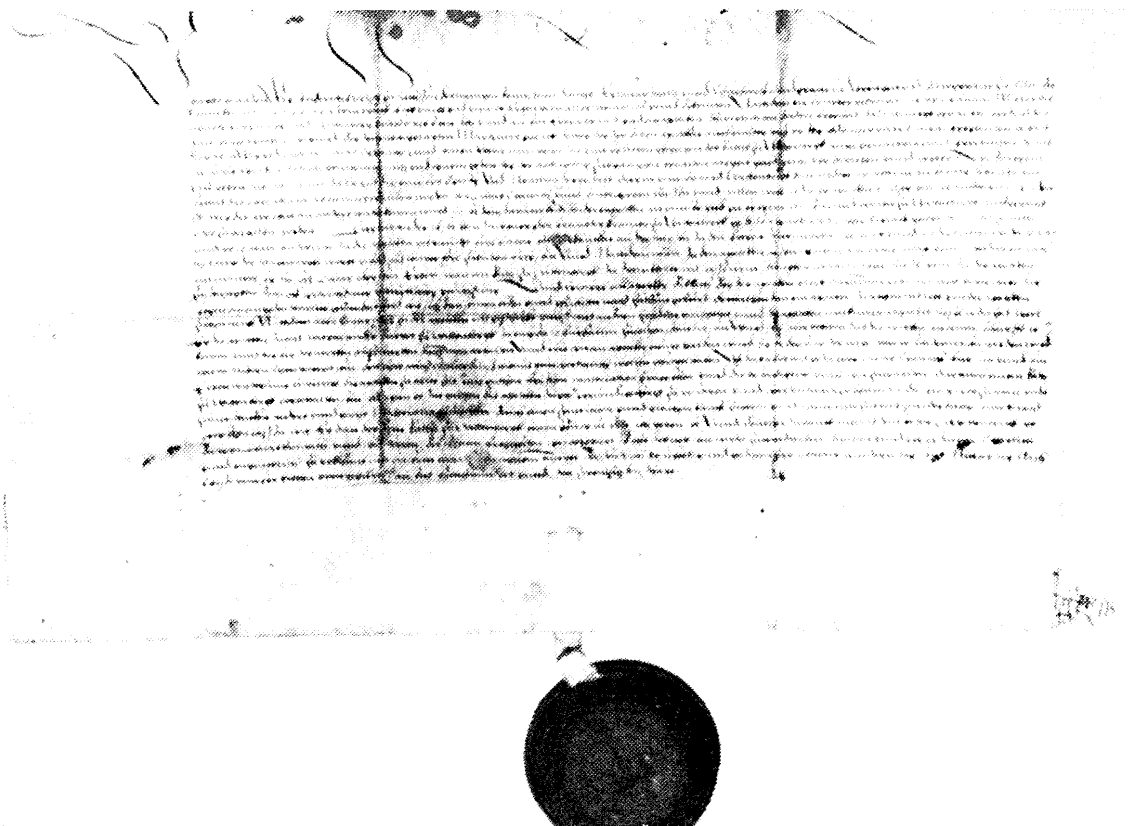


Abb. 2

Das Cranachsche Privileg vom 6. Dezember 1520

Diese widersprüchlichen Kompetenzansprüche der Universität einerseits und des Rates von Wittenberg andererseits werden vielleicht verständlich, wenn man an die Zusammenstöße zwischen Studenten und Malschülern und Gesellen Lucas Cranachs im Februar 1520 denkt. Diese Unruhen in der Stadt bewogen sogar Luther, sich in einem Brief an Spalatin zu wenden [10]. Jedenfalls erreichten es die Studenten, „*daß auch den Bürgern, zumal Lucas Cranach und seinen Schülern das Waffentragen untersagt*“ wurde [13]. „... *Meister Lucas ist ganz verdrißlich in seiner dag gewesen, sunderlich gegen dem rector, sie drutzten ainander, ehe wir die rede underfingen...*“, heißt es in einem zeitgenössischen Bericht über die Verhandlungen v. 16. Juli 1520 [13].

Es ist denkbar, daß daraufhin Cranach seine Apotheke im Privileg fünf Monate später bewußt dem Rat der Stadt unterstellen ließ, worauf die Hochschule prompt mit der o. g. Beschwerde antwortete. Zum ersten Male hören wir allerdings auch von der schlechten Führung der Apotheke. Ob sich diese Klage mit dem Hinweis auf die gegenseitige Verärgerung bagatellisieren läßt, ist schwer zu entscheiden. Da aber Lucas Cranach wie der erste Besitzer selbst nicht Apotheker war, mußte er ebenfalls die Apotheke notgedrungen von Provisoren führen lassen. Einige sind uns bekannt:

So heiratete Ignatius Wolff 1527 die Witwe des Stadtschreibers Meinhardt, Basilius Axt eine Ordensschwester Käthe Luthers in Wittenberg [22].

Einen von beiden mag Martin Luther gemeint haben, als er in seinem Brief vom 5. Mai 1520 an Spalatin einen „*bonus vir in apotheca Lucae*“ erwähnte [10].

Zwei Wochen später ließ sich am 21. Mai 1520 ein „*Blasius Alxt (sic!) de Franckfordia Lebutzen.dioc.*“ in die Wittenberger Matrikel einschreiben [12]. Er mag wohl die medizinische Fakultät gewählt haben, denn nach einigen Jahren hören wir von ihm als „*Basilius Licentiatus*“, für den sich Philipp Melanchthon (1497 bis 1560) und Martin Luther (1483–1546) in mehreren Städten um eine Amtsarztstelle bemühten.

So schreibt am 25. Dezember 1524 Melanchthon an Hieronymus Baumgärtner (1498–1566), seinen ehemaligen Schüler und bewährten Freund, der zu den führenden Ratsmitgliedern Nürnbergs gehörte, er möchte doch dem Wittenberger Apotheker Basilius aus seiner Notlage heraushelfen, indem er ihm die Nürnberger Stadtarztstelle verschaffe, die durch den Weggang Dr. Magenbuchs frei geworden sein solle [8].

Wodurch der „*Basilius myropola Wittenbergensis*“ an den Bettelstab gekommen ist oder wie Melanchthon es ausdrückt: „... *porro hic suo sacco vivit, in magna inopia...*“, erfahren wir aus dem Brief Luthers vom 11. Oktober 1525 an den Pfarrer Nicolaus Hausmann in Zwickau:

„... *sed apud nos est Basilius Licentiatus, ..., qui illam nonnam a Schonfeldt habet, et una in coena tecum affuit; is jam dudum ungues suos suxit, liber ab officio...*“ [10].

Arbeitslos war Basilius Axt also und schon lange in ärgster Not, als ihn Hausmann Ende 1524 besuchte. Luther erinnert seinen Amtskollegen daran und empfiehlt den Ärmsten als Stadtphysikus für Zwickau. Dabei erwähnt er die Nonne Ave von Schönfeld, die ihm einst auch zur Frau bestimmt war und dann doch

den Arzt-Apotheker geheiratet hatte. Am 31. Oktober 1525 versuchte es Luther schließlich beim Rat zu Torgau, die Berufung seines Schützlings als Arzt nach Torgau zu erwirken [10]; Axt ging nach Torgau.

Doch wurde er auch dort nicht seines Lebens froh: noch nach fast vier Jahren mußte Luther den Rat zu Torgau ermahnen, dem Physikus Basilius Axt eine Amtswohnung einzuräumen [10]. Inzwischen hatte er mehrfach Kurfürst Johann von Sachsen (1468–1525–1532) um eine Unterstützung für den Bedrängten gebeten [10], jedoch gleichzeitig von seiner Anstellung als Lehrer an der Universität abgeraten, vermutlich, weil er Komplikationen befürchtete mit dem Rats Herrn und Apothekenbesitzer Lucas Cranach, dem inzwischen reichsten Bürger von Wittenberg, seinem Brautwerber und Trauzeugen.

Sollte nämlich die Klage der Universität über die Apotheke zu Recht bestanden haben, so mußte Axt über kurz oder lang zwischen die Kontrahenten geraten, da er bei fortschreitendem Studium und schließlicher Promotion zum „*Medicinae licentiatius*“ und Doktor der Medizin am 22. Juli 1527 [33] Mitglied der Medizi-

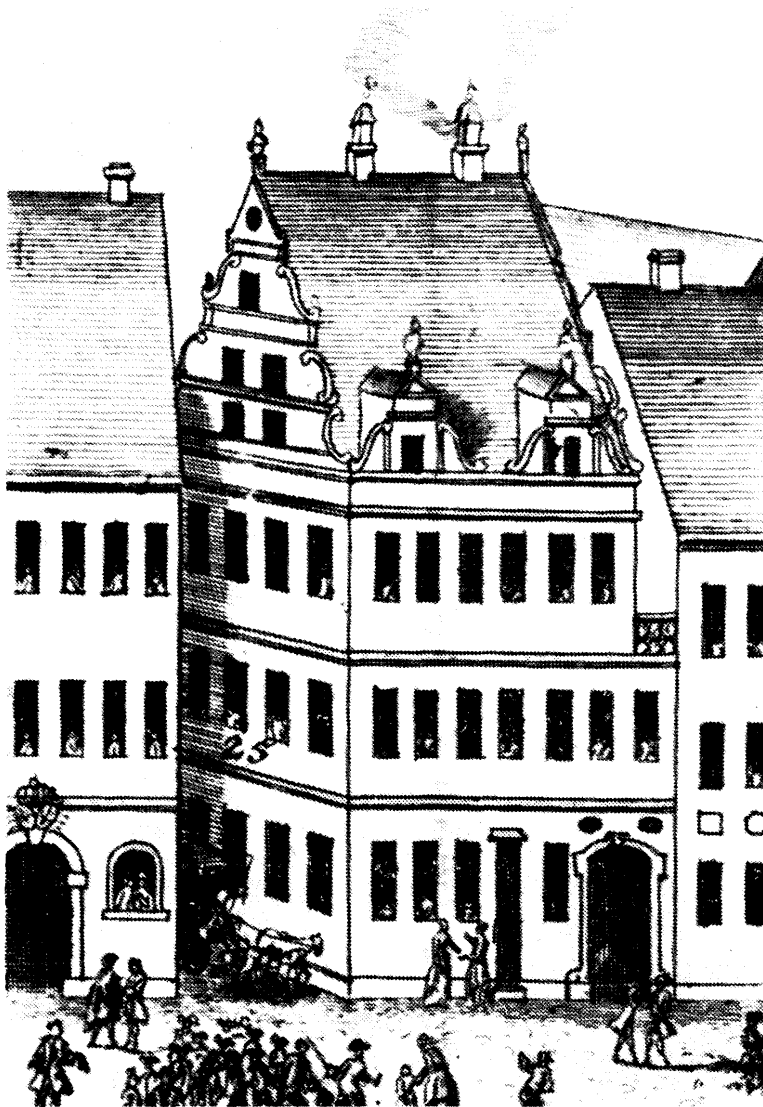


Abb. 3  
Das Haus Lucas Cranachs am Markt zu Wittenberg

nischen Fakultät wurde. Seine Rückkehr als Hochschullehrer hätte dem Kompetenzstreit neuen Zündstoff gegeben, zumal ihn die Universität zum Visitor der Apotheke hätte ernennen können. So wird Luther gewiß erleichtert gewesen sein, als Herzog Albrecht von Preußen (1490–1568) Basilius Axt im August 1531 als Leibarzt nach Königsberg berief. Herzlich bittet er für den Scheidenden beim Kurfürsten Johann um Reisegeld und empfiehlt ihn dem Herzog Albrecht [10]. In einem Brief vom 24. August 1531 an Johann Brismann in Königsberg schreibt Luther:

*„... Commendo tibi hunc novum in Prussia virum, Doctorem Basilium cum uxore, quos tibi notos esse arbitror. Ipsa monialis meae uxoris sodalis fuit, ipse apothecarius Lucae pictoris, omnia ex ipso audies“* [10].

Noch 1536 läßt Luther den Leibarzt des Herzogs – in dieser Eigenschaft ist Basilius Axt am 9. März 1558 gestorben – durch Brismann herzlich grüßen. Der Fall ist zugleich typisch für die menschliche Hilfsbereitschaft Luthers und Melanchthons, die trotz ihrer Tätigkeit als Reformatoren und Hochschullehrer an der Leucorea in ihrem umfangreichen Briefwechsel über Religionsfragen, Gründung und Reorganisation von Lateinschulen und Universitäten, als Berater für Fürsten und Städte noch die Zeit fanden, sich für Hilfesuchende um Professuren, Lehrer-, Prediger- oder Amtsarztstellen zu bemühen. Beide Reformatoren haben auch öfters um Stipendien für ihre Studenten bei den Behörden der Heimatstädte nachgesucht, wie z. B. für Johann Pfreundt, den Bruder des späteren Wittenberger Apothekers, der sich 1531 als „*Joannes pfrondis Salvendiensis*“ in die Matrikel einschreiben ließ [12]. Da wir hier Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae, als Förderer junger Wissenschaftler sehen, sei die Wiedergabe des Briefes vom 21. August 1536 an den Rat der Stadt Saalfeld erlaubt:

*„Mein willige Dienst zuvor, erbare, weise, günstige Herrn und Freund! Als ich in kurz an E. W. für etliche Jungen, welchen E. W. Hülft zu studio ein Zeit lang getan, geschrieben hab, ist ernach zu mir kommen Johannes Pfreund, auch eines Bürgers Son in E. Stadt, und hat mich gebeten, ihn E. W. zu commendiren, darauf ich ihn von seinem Fürnemen und studio vleißig getraget, denn er ist elter denn die Andern, so weiß ich, daß er vor einem Jahr angetangen in iure zu studirn. Dieweil ich denn vernommen, daß er darin, nemlich in studio iuris, gern fortfahren wölt und mich bedünket, er sey zu diesem studio geschickt, bitt ich, E.W. wölle ihm auch noch etlich Jar Hülft tun, denn zu hoffen, er werde etwa mit der Zeit auch der Stadt dienen können. So hör ich, daß er von dem Seinen sich in studio nicht erhalten können, Ewr. Weisheit, als die Verstendigen wissen, das man Leut uffziehen muß, und ist hierin billich zu achten, daß denjenigen, so von Natur zu einem studio geschickt, Fürderung geschehe, derhalben ich für gedachten Johann Pfreundt auch zu bitten verursacht und bitt, E. W. wolle mein Schreiben früntlich verstehen. Gott bewar E. W. allezeit gnediglich. Datum Witteberg Montags nach assumptionis b. virginis Mariae 1536. Den erbarn und weisen Bürgermeistern und Rat zu Saalfeld, meinen günstigen Herrn“* [27].

Da Melanchthon Anfang September in seine Heimat gereist war, übernahm in seiner Abwesenheit Luther diesen Briefwechsel mit dem Rat von Saalfeld. Am 20. Oktober 1536 schreibt der Rat an Luther, Johann Pfrüner sei das Stipendium





Cranach erkannte den Einkauf nicht an, leugnete, er sei für die Apotheke gewesen und zahlte deshalb nicht. Johan vom Hoff ging vor Gericht, und es entwickelte sich ein Rechtshandel, der 12 Jahre dauern sollte [30]. Aus einem sogenannten Urteilbuche geht hervor, daß Cranach nach sechs Jahren in die Berufung gegangen war. Im Appellationsurteil von 1544 „Lucas Cranach wider Johan vom hoff“ heißt es u. a. [36]:

*„ . . . In appellation stehen Lucas Kranach appellant ains und  
Johan vom hoff Appellat anderstails . . .*

*. . . Dieweil aber Inn hirüver gesprochenem vrtail appellantern auferlegt das er hirauff sein gewissen eröffnen sollt, Nemlich ob Johan Seiffart sein des Appellanten angenommener diener vnd verwalter des einkauffens der Specerey In der Apoteckenn gewest, . . . aber da er diez aidtlich nicht durffte vernainen, das er ungeachtet seiner fürgenommen behelt die fünffhundert gulden Appellaten zuentrichten schuldig, Vnd aber Appellant Inn seinen Rechtssetzen Inn dieser Instantz einbracht, des alles gestendig ist,*

*So ist appellant mit der auferlegten aideslaistung numalls nicht zuhören, sondern ist Appellaten die fünffhundert gulden zuentrichten verpflichtet,*

*Es konte dem Appellant Innerhalb frist Sechsischen Rechts beweysen, das Johan Seiuart mit dem Appellaten Inn Zait der gegebenen verschreibung oder zuuorn, sonderliche hendell mit war Inn die Apotecken nicht gehörig vnd denen Seiuart vom Appellant nicht fürgesetzt gewest, gehabt, darmit wurde er aus bewegenden ursachen, desgleichchen auch der Appellat seiner notturft dargegen weiter gehört, vnd ergieng als dan darauff fürder waß Recht ist von Rechts wegen,*

*Ist dem schosser zu wittenberg zueröffnen bepholen vnd zugeschickt.“*

Auch die Freundschaft seines Gönners, des ernestinischen Kurfürsten Johann Friedrich d. Großmütigen (1503–1532–1547–1554) ersparte ihm diese richterliche Entscheidung und den Steuereinnehmer nicht.

Eigenartig berührt zudem, daß Lucas Cranach gerade in diesem Jahr sein Bürgermeisteramt niederlegte, die Apotheke, die ihm wohl endgültig verleidet war, seinem Schwiegersohn Caspar Pfreundt und das Haus an der Elbgasse dem Sohn überließ [26], sich also mit über 70 Jahren zur Ruhe setzte. Trotz dieses eindeutigen Urteils prozessierte Cranach jedoch weiter, ja er bevollmächtigte 1550 Matthias Gunderam den Hauslehrer seines Sohnes, ihn bei einem Gerichtstermin in Dresden zu vertreten [30]. Wen wundert es da, wenn der Kläger von Cranach sagt: „*Er, der Maler, suche nichts anders als eitel Hinterlist*“ [30].

Alles das bewog dann wohl auch Lucas Cranach, der Führung seiner Apotheke durch fremde Provisoren überdrüssig, sich nach einem geeigneteren Wahrer seiner Interessen umzusehen und ihn möglichst durch familiäre Bande persönlich an dem Fortbestand der Einrichtung zu interessieren. Tatsächlich sollte er ihn sehr bald in dem jungen begabten Saalfelder Bürgerssohn Caspar Pfreundt (1517–1574) finden, der um 1539/40 in die Apotheke des kurfürstlichen Hofmalers als Geselle eingetreten war [25]. Recht schnell muß er Cranachs Vertrauen gewonnen haben, denn schon zum Ostermarkt wie auch Michaelismarkt 1541 und endlich auch zum Neujahrsmarkt 1542 finden wir ihn in Leipzig für Cranach Rechnungen mit ganz beträchtlichen Summen bis zu 300 Gulden einziehen:

*„150 Gulden Lucas Kranachen dem Mahler zu Wittenberg auf rechnunge eczlicher Arbeit so er vff bevehel gethan entricht. Solich gelt hat Caspar Pfreunt sein diener laut der bekentnus dornnstags am abende Trium Regum zu Leipczig entpfangen“ [37].*

Seine erste Reise nach Leipzig verbindet Pfreundt jedoch gleich mit einem Besuch seiner Heimatstadt Saalfeld:

*„Anno 1541 Sonnabends nach Ostern hat der Rat zu Saalfeld Caspar Pfrünern (sic!) versprochen, ihm jährlich 40 Gùlden drey Jahr lang, halb Walpurgis, halb Michaelis zu geben und damit itzo anzutangen. Hingegen solte er nach Verfließung dieser drey Jahre sich wesentlich nach Saalfeld wenden und eine Apothecke alda anrichten, wozu ihm der Rat auf gnungsame Verbürgung 200 fl., dieselbe jährlich mit 10 fl. zu verzinsen, auf drey oder mehr Jahre vorstrecken und ihm die erste 3 Jahr der Zinsen daran zu erlassen, darzu die zehen Gùlden, so Georg Pfaler auf einen medicum gestiftet, sobald er die Apothecke anrichtet, jährlich rechnen möchte. Darneben solte er alles Geschoß von der Apothecken und derselben zugehörigen Gewerben getreyet seyn. Da er als ein practicus zu den umliegenden Städten, auch zur Ritterschaft und ander Leuten reisen und practiciren wolte, solte er Solches dem Rat zuvor anzeigen, auch Versehung tun, daß inzwischen die arme Patienten in der Stadt nach Notdurft versorget würden. Wobey dem Rat vorbehalten, so oft es ihnen gelegen, die Apotheck durch einen andern medicum visitiren zu lassen. Schließlich solte er mit dem Confect und Pomeranzen, gleich andern Apotheckern, betreyet seyn, daß diese weder in Krämen noch andern Häusern, sondern allein in der Apothecken verkauft würden. Worauf denn zwe gleichlautende Schriften verfertiget und beyde mit des Rats Insiegel und Caspar Pfrüners Petschaft besigelt und von diesem eigenhändig unterschrieben worden, wovon mir die eine zu Handen kommen mit dieser Unterschrift: hec omnia suprascripta ego Casparus Pfrund manu propria protestor“ [27].*

Diese zweifellos großzügigen Versprechungen und Privilegien sollten Caspar Pfreundt zu einer Apothekengründung in seiner Vaterstadt bewegen, zumal ihm noch die Stiftung Georg Pfalers zugute kommen sollte, die dieser reiche Bürger 1538 bestimmt hatte: *„einem gelehrten und erfahrenen medico, der sich zu Saalfeld niederlassen und eine eigene Apoteck halten würde, solange er allhie wohnen und dem Rat gefällig, desgleichen den Bürgern nützlich seyn würde“ [27].*

Einige Formulierungen in diesem Vertrag lassen den Gedanken zu, daß Pfreundt ein *„medicinae practicus“* gewesen oder zumindest als zur *„praxis Medica“* für tüchtig befunden worden sei, wie das fast 200 Jahre später nach dem Königl. Preuß. und Churfürstl. Brandenburg. Medicinal-Edikt von 1725 bei Ärztemangel noch immer möglich war.

Der ersten Vermutung scheint jedenfalls die von Matthias Gunderam 1556 aufgestellte Stammtafel der Familie Cranach recht zu geben, in der es heißt: *„Matthias Gunderam Cranacensis – natus in oppido Cranach –, Artium liberalium et philosophiae Magister, manu propria scribebat Vitebergae Anno Salutis 1556 Mense Septembri:*

*Familiae Cranachorum erat ista Series:*

... Anna nupta Casparo Pfreund Medico et Pharmacopolaie Vitebergensi ..." [23].  
Tatsächlich heiratet Pfreundt, ehe die vom Saalfelder Rat zugebilligte Bedenkzeit von drei Jahren verflossen ist, im Sommer 1543 Cranachs jüngste Tochter Anna und wurde damit Provisor [25].

Dadurch gelangte die Leitung der Apotheke endlich wieder in die Hände eines Fachmannes, der wie Martin Pollich in eigener Verantwortung notwendige Änderungen und Verbesserungen in der Einrichtung durchführen konnte, ohne fürchten zu müssen, deswegen wie seine Vorgänger Axt und Seiffart gemafregelt zu werden. So ist es auffällig, daß für die nächsten 30 Jahre, solange also Caspar Pfreundt als „ein kunstreicher und erfahrner Apothecker“ die Leitung innehatte, die Klagen über die Apotheke verstummen, um nach seinem Tode ab 1579 um so deutlicher wieder geführt zu werden [29].



**VALERIUS CORDUS**  
*Medicus excellens.*

Abb. 5  
Valerius Cordus  
(1515–1544)

Sogar Lucas Cranach verschloß sich nicht länger dem Gedanken, die Apotheke einer wohl inzwischen recht nötig gewordenen Revision unterziehen zu lassen. Bezeichnenderweise läßt er sie weder von der Universität noch vom Rat der Stadt bzw. von Ärzten durchführen, die von diesen berufen worden sind. Er gewinnt dafür einen Außenstehenden.

Seine enge Herzensfreundschaft mit den bedeutendsten Humanisten, Reformatoren und Gelehrten in Wittenberg wie Scheurl, Luther, Melanchthon, Spalatin u. a. verschaffte ihm die Bekanntschaft mit dem Botaniker-Arzt Valerius Cordus (1515–1544), der wie kein anderer dazu geeignet war, Ordnung in ein Apothekenwarenlager zu bringen. Eilte ihm doch der Ruf voraus, er habe „*der apotecken halber ein sondere ertarenheit*“ und schon an „*ändern mehr orten di apotecken reformirt und justificirt*“ [35].

Nach dem Eintrag in das Nürnberger Ratsbuch vom 14. Juni 1542 hat diese Durchsicht der Wittenberger Apotheke 1541/42 stattgefunden.

Es ist also durchaus denkbar, daß der zu jener Zeit noch vom Saalfelder Rat umworbene Arzt-Apotheker Pfreundt eine gründliche Erneuerung der so häufig beanstandeten Apothekenmaterialien gefordert hat, ehe er bereit war, auf die verlockenden Angebote seiner Heimat Saalfeld zu verzichten und durch eine Heirat endgültig in Wittenberg zu bleiben. Hand in Hand werden die beiden jungen Leute die vorhandenen Simplizien und Komposita kritisch geprüft haben, so daß schließlich ein Arzneischatz herauskam, der lt. Wittenberger Arzneitaxe v. 1591 noch ein halbes Jahrhundert später dem des Naturwissenschaftlers Valerius Cordus und damit der klassischen Therapie entsprach [29].

Die Hochachtung vor dem Sohn des berühmten Botanikerarztes und humanistischen Dichters Euricius Cordus (1486–1535) wird Cranach wohl bewogen haben, ihm bei einer solchen finanziell gewiß recht erheblichen Verjüngungskur kaum nennenswerte Beschränkungen aufzuerlegen.

Dieser gemeinschaftlichen Reformtätigkeit wird Cordus sicherlich sein privates ärztliches Rezeptierbuch zugrunde gelegt haben, dessen Kern wohl bei seinem Vater zu suchen ist, aus dem er aber auf seines Onkels, des Leipziger Apothekers Ralla, Zuspruch hin sein berühmt gewordenes Dispensatorium zusammenstellte [25].

Da zu jener Zeit noch kein amtliches Arzneibuch eine klare Richtschnur für Arzt und Apotheker geschaffen hatte, war durch die vielen aus dem 14. und 15. Jahrhundert überkommenen Vorschriftensammlungen ein heilloses Durcheinander in Verordnung und Herstellung von Arzneien entstanden: denn gleichnamige Rezeptvorschriften enthielten nicht immer die gleichen Drogen, und unter gleichen Drogenbezeichnungen verstand mitunter jeder etwas anderes.

So zeugt es von Einfühlungsvermögen, daß Cranach den jungen Gelehrten um sein neues Dispensierbuch bittet, das in einigen sächsischen Städten bereits öffentlich benutzt wird, „*weil hervorragende Ärzte es für brauchbar erklärt*“ haben [25].

Darüber hinaus aber veranlaßte der alte Mann seinen zukünftigen Schwiegersohn Pfreundt, den jungen Humanisten um die Abfassung erläuternder, mehr Eindeutigkeit schaffender Anmerkungen zu seiner Rezeptsammlung zu bitten.

Hieraus mag sich dann die gemeinsame Arbeit an den Fußnoten des Dispensatoriums ergeben haben [25].

Valerius Cordus hatte sich 1527 als zwölfjähriger an der Universität Marburg eintragen lassen, wo er auch 1531 Artium liberalium Baccalaureus wurde. Mit dieser Art von Reifezeugnis, wodurch ihm der Zugang zu den drei oberen Fakultäten – Theologie, Jurisprudenz und Medizin – offenstand, ließ er es zunächst bewenden und mühte sich die nächsten Jahre weniger um die Stufenleiter der akademischen Grade als um ein Studium universale. Augenscheinlich fühlte er sich der jungen Humanistengeneration verbunden, welche die akademischen Titel „als Stücke des Apparates der alten Scholastik“ mit Geringschät-

# PHARMACORVM

OMNIVM, QVÆ QVIDEM IN

usu sunt, conuenientiorum ratio.

Vulgo uocant

# DISPENSATIO

RIVM PHARMACOPOLARVM,

Ex omni genere bonorum auctorum, cum ueterum tum recentium collectum, & scholis utilissimis illustratum, in quibus obiter plurimum simplicium, hæcenus non cognitorum, uera noticia traditur.

Auctore

VALERIO CORDO.

ITEM

De collectione, repositione, & duratione simplicium.

De adulterationibus quorundam simplicium.

Simplicia aliquo absolute scripto, quid sit accipiendum.

ΑΡΤΗΜΙΣΙΑΔΑ, id est, Succesanea, siue Quid pro Quo.

Qualem uirum Pharmacopolam esse conueniat.

Cum Indice copioso.

Constat: + 21 + 3



Norimbergæ apud  
Ioh. Petreum.

Abb. 6

Titelblatt des Nürnberger Dispensatoriums von 1546 (Folioausgabe)

zung behandelte nach dem Ausspruch des Mutianus Rufus (1470–1526) „*Wo die Vernunft den Vorsitz führt, da bedarf es keiner Doctoren*“ [15]. Auch in Wittenberg waren im Sturm und Drang der ersten Reformationszeit die früher eifrig erstrebten Titel wenig begehrt, obwohl Melanchthon mit dieser Mißdeutung der evangelischen Freiheit ganz und gar nicht einverstanden war. Seine Rede gegen das Kurpfuschertum endet:

„... *Ich werde aber, wenn dieses Zeitalter auch allen edlen Dingen gegenüber mehr als gefühllos erscheint, dennoch durch eine gewisse Hoffnung autrecht erhalten, wenn ich sehe, wie einige aus edler Gesinnung heraus die Studien mit voller Hingabe des Geistes und der Seele ergreifen. Und wenn sich jemand dieser Art findet, so gewähren wir ihm mit größter Freude den so ehrenvollen Titel: Doktor...*“ [21].

Cordus jedenfalls studierte bald in Leipzig weiter, wo er auch in seines Oheims Apotheke als sichtbare Ergebnisse seiner Laboratoriumsexperimente u. a. Vorschriften von Pflanzenextrakten erarbeitete [25]. Im Winterhalbjahr 1539/40 schließlich trägt er sich in die Matrikel der Universität Wittenberg ein, unentgeltlich, quasi ehrenhalber [12]. In dieser Zeit entsteht wohl das erste Manuskript seiner „*Annotationes in Dioscoridem*“, nach dem er in Wittenberg seine erste Vorlesung hält. Hier hört er auch Melanchthons Kollegs über Nikanders „*Alexipharmaka oder von den Gegengiften*“, die gewiß nicht nur als griechische Sprachstudien zu verstehen sind aus dem humanistischen Bestreben Melanchthons heraus, zu den Quellen, d. h. den Originalschriften der Autoren des klassischen Altertums vorzudringen.

Melanchthon hatte schon in Tübingen unter anderem auch medizinische Vorlesungen gehört und befaßte sich auch später noch mit medizinischen Studien, die ihn freundschaftlich verbanden z. B. mit dem bedeutenden Arzt Johann Lange aus Löwenberg in Schlesien im Kampf gegen das Kurpfuschertum oder mit dem Reuchlin-Schüler Leonhard Fuchs, dem Verfasser eines der berühmtesten Kräuterbücher des 16. Jahrhunderts [21].

Es gab zu jener Zeit kaum Männer, die sich wie heute ausschließlich mit der Medizin befaßten, sondern jeder Arzt betätigte sich auf vielen anderen Gebieten, naturwissenschaftlichen, philosophischen, ja sogar theologischen, wie z. B. Caspar Peucer (1525–1602), der Schwiegersohn Melanchthons. 1540 verfaßte Valerius Cordus die vier Bücher der „*Historia stirpium*“, seinen Beitrag zu den Kräuterbüchern des 16. Jahrhunderts, der seinen Ruhm als großen deutschen Floristen und bedeutendsten Pharmakologen seiner Zeit, als Wegbereiter der neuzeitlichen Phytographie begründete. Diese hohe Wertschätzung seiner Zeitgenossen, in ihm einen „*gewaltigen Simplicisten*“ zu sehen, der „*in ganz Deutschland in der Kenntnis der Simplizien an erster Stelle*“ stehe, artikuliert zum ersten Male der Student Simon Wilde, der später als Arzt in Eisleben bei Luthers Tode zugegen war, in einem Brief vom 13. Januar 1541 an seinen Onkel Stephan Roth, Stadtschreiber zu Zwickau: „... *Quod de mutando hospicio scribis, quoniam est in eo hospicio Valerius Cordus, homo nescio quibus non in tota Germania, ut audio dici, in simplicium cognitione praeferendus, – diu animo haesi, quoniam ad meam facultatem iuuandam non ineptus uidebatur, quicum familiaritatem contraherem...*“ [6]. Er wollte das Quartier auf seines Onkels Wunsch hin nur ungern wechseln, da die vertraute Freundschaft mit





die pharmakognostische Grundlage für seine zweite erweiterte Vorlesung über den Arzneischatz des Dioskurides. Aus diesem Vorlesungsmaterial mögen die Anmerkungen für das Dispensatorium in lakonischer Kürze, wie „aus dem Stegreif gesprochen“, also nicht „ausgearbeitet und ausgefeilt“ so nebenher entstanden sein, gleichsam als Appendix seiner in den Dioskuridesanmerkungen und Pflanzenbeschreibungen niedergelegten Erkenntnisse. Da Cordus das fertige Manuskript schon Anfang Mai 1543 – also fast ein halbes Jahr vor seinem Aufbruch nach dem Süden – dem Nürnberger Rat und damit dem Ärztekollegium zur Begutachtung zustellt, bleibt nicht viel Zeit für die Abfassung der Fußnoten im Dispensatorium [25]. So wird er sich gern des jungen begabten Apothekers Caspar Pfreundt erinnern haben, mit dem er ein Jahr zuvor die Apotheke reformiert hatte. Ihm wird er es wohl aus Zeitmangel mehr oder minder gänzlich übertragen haben, teils nach Diktat, teils nach Absprache – also gleichsam *manu et intellectu* – die knappen Anmerkungen in seinem Sinne zu notieren. Denn sie zeugen zwar fast durchweg von Cordus' Geist und Wissen, weisen aber andererseits durch widersprüchliche Erläuterungen oder gänzliche Kommentarlosigkeit bei umstrittenen oder wenig bekannten Drogen auf eine fremde Hand hin. Im Sommer 1543 – kurz vor seiner Italienreise – schließlich interpretiert Cordus im engsten Freundeskreise den Dioskurides zum dritten Male [4]. Ob nun Caspar Pfreundt an diesem Privatissimum teilgenommen hat, ist uns nicht bekannt, er läßt sich jedenfalls erst im November des gleichen Jahres in die Matrikel der Universität Wittenberg eintragen [12], zusammen mit dem Hallenser Wolf Holzwirthe, der zu der Zeit gerade für ein Jahr in der Apotheke konditionierte und im übrigen 12 Jahre später im Jahre 1555 in Halle die Löwen-Apotheke gründete. Im Jahre 1552 kam Holzwirthe, der eine Zeitlang eine Apotheke in Reval geführt hatte, auf seiner Heimreise nach Halle über Wittenberg, wo er Briefe des Rates von Reval an Melanchthon übergab, in denen Melanchthon um die Vermittlung eines guten Arztes gebeten wurde [16].

Die geistige Ausstrahlung Wittenbergs auf andere Städte, Universitäten und Gemeinwesen zeigt sich bei der engen freundschaftlichen Verbindung der führenden Humanisten und Reformatoren Wittenbergs und Nürnbergs besonders eindrucksvoll, denn hier wirkt der humanistisch-reformatorische Geist auch auf das Medizinal- und Apothekenwesen der Freien Reichsstadt fördernd, so daß mit der Einführung des Dispensatoriums des Valerius Cordus als erster amtlicher deutscher Pharmacopoe am 21. Mai 1547 eine Reformation des Apothekenwesens eng verbunden war. So beschloß der Rat von Nürnberg am 28. Juni 1546, *„die apothekenformation, so hievor durch Dr. Cordum seligen gefertigt, aber noch nit in truck kam, nochmals beim Petrejo ins werk pringen lassen, und auch D. Magenpuch, auch Osiandrum ansprechen, sich zum corrigiren geprauchten zu lassen und sol man sich der anderen doctoren einstreuen nit irren lassen. p. Jero. Paumgärtner“* [24].

Am 21. April 1547 beauftragte er den Ratsschreiber, *„den apothekern in ir pflicht ze pringen, daß sie dem jüngsten durch doctor Cordum gefertigten dispensatorii gemes handeln sollen. im falle auch was inen mangelt, bei den doctorn rat und bericht suchen sollen...“* Am 21. Mai 1547 verkündet schließlich der Nürnberger Rat *„die gepesserte apothekenpflicht, so auf doctor Cordum gestellt“* mit der Androhung

*„und welicher apoteker die obgeschriben ordnung in einem oder mer stücken geverlichen weis uberdreden würde, den will ein erber rate als ain mainaidigen... ernstlich strafen...“* [24].

Der frühe Tod des jungen Naturwissenschaftlers auf seiner Italienreise hat seine Wittenberger Freunde, die auf seine baldige Rückkehr gehofft hatten, tief erschüttert. Melanchthon betrauert ihn wie einen Vertrauten und Freund in einem Brief an Camerarius im Dezember 1544:

*„...non dubito, te, de Valerii Cordi interitu cogitantem et de virtute adolescentis, et de matre, et de amicitia, quae tibi cum patre fuit, vâlde consternatum esse. ... Toto hoc anno, quoties aliquid obscuri de plantis aut animalibus legi, venit in mentem Cordi, quem reversum aliquando sciscitaturum me solebam dicere. Nunc illae spes extinctae sunt, et res litteraria magno detrimento affecta est...“* [16].

Magister Philippus, den man, was Wittenbergs wissenschaftliches Leben betrifft, wohl das Herz der Universität nennen darf, empfand den Verlust tief und schmerzlich [16].

*„Nachdem sich der haufen der studenten alhie got lob teglich mheret und derselbigen ein solche anzal bei uns vorhanden, als freilich vom anfange dieser universitet zu einer zeit alhie nicht beisamen gewesen seint...“* [13], heißt es im Urkundenbuch der Universität Wittenberg unter dem 27. November 1543, als sich Caspar Pfreundt und Wolf Holzwirthe einschrieben. Knapp fünf Jahre später finden wir den Saalfelder Studenten Caspar Ratzenberger an der Leucorea [12]. Er begann sehr bald, wie Lucas Ghini (1500–1556) in Italien, getrocknete Pflanzen aufs Papier zu leimen und legte sich im Laufe der Jahre zu Studienzwecken eine Sammlung von weit über 700 Pflanzen an, die er zum Teil gleich am Fundort aufklebte. Ratzenberger ist damit zumindest für Deutschland der Erfinder des Pflanzenauflegens, des Herbariums im heutigen Sinne [19, 28].

Der spätere Arzt mag dazu botanisierend gleichsam auf Cordus' Spuren die Umgebung Wittenbergs durchstreift haben, auch wird der junge Botaniker ganz bestimmt die Apotheke aufgesucht haben, um sich ausländische Pflanzen wenigstens als Drogen ansehen zu können. Verständnisvolles Entgegenkommen und geistiger Austausch auf botanischem, pharmazeutischem und medizinischem Gebiet konnte er sich bei Pfreundt, der Cordus so viel Anregung verdankte, sicher sein. Gemeinsame Heimat und botanische Interessen reichen aber nicht für einen Beweis aus, Pfreundt habe einen „maßgeblichen Anteil“ an der Arbeit am berühmten ersten „Herbarium vivum“ Deutschlands gehabt.

Ab wann Caspar Pfreundt begonnen hat, den Medizinstudenten der Universität in einer „Ostentio simplicium“ botanische Kenntnisse zu vermitteln, ist zeitlich schwer zu sagen, da die Quellen hierzu nur sehr spärlich fließen. Die eine findet sich erst drei Jahre nach seinem Tode unter Punkt XV einer Antwort der Universität Wittenberg auf ein aus 20 Artikeln bestehendes Monitum des Kurfürsten August (1526–1553–1586) im Jahre 1577:

*„Es ist nicht allein eine lust, sondern auch ein großer nutz darneben, wo man darneben feine medicos hortos haben und darinnen allerlei herbas exoticas, welche sonst in gemein alhier nicht wachsen, zeugen und den discipulis me-*

*dicinae weisen und bekant machen kan, wie sich dan der verstorbene apotecker und etliche von den doctoribus auch discipulis medicinae alhier zuvor darauf beflissen haben und zum teil noch . . . so weiset man auch den discipulis medicinae die herbas exoticas siccas und andere simplicia in den apotecken, weil man sie sonsten nicht frisch alwege haben kann . . .“ [13].*

Die andere Quelle ist ein Brief Johann Cratos von Krafftheim (1519–1586) an Conrad Gesner (1516–1565), den großen Naturforscher und Botaniker in Zürich vom Jahre 1559.. Darin schreibt der Cordus-Intimus und langjährige Schüler Luthers und Melanchthons, der erst auf Luthers Rat hin Medizin studiert hatte und später als Leibarzt von drei deutschen Kaisern eine mächtige Stütze des Protestantismus am kaiserlichen Hofe war: „ . . . Postea Casparus Pfruend, qui illis temporibus Pharmacopolio Vuitebergensi praeerat, et nunc iucundos aspectu atque rarioribus herbis excultos Torgae hortos habet . . .“ [9].

Es ist jedoch durchaus möglich, daß es sich bei den „sehenswerten Gärten in Torgau“ um die Fürstengärten am Schlosse Hartenfels handelte und daß der Apotheker Pfreundt bei ihrer Einrichtung als Horti medici eine ähnliche Rolle gespielt hat wie 50 Jahre später der Nürnberger Apotheker Basilius Besler (1561 bis 1629) bei der des „Hortus Eystettensis“ auf der Wilibaldsburg zu Eichstätt. Die zur gleichen Zeit bereits Conrad Gesner bekannten Gärten des Apothekers Joachim Kreiche und des Arztes Johann Kentmann zu Torgau [14] können mit ihrem reichen Schatz an seltenen Pflanzen dabei Pate gestanden haben wie im oben genannten Beispiel der Hortus medicus des Nürnberger Arztes Joachim Camerarius. Es ist vor allem denkbar, daß Pfreundt noch unter dem Eindruck der fruchtbaren Zusammenarbeit mit Cordus recht bald mit der Einrichtung der Gärten und nach einer inzwischen eingetretenen Normalisierung des Verhältnisses zwischen Apotheke und Universität auch mit dem Unterricht betraut wurde.

Pfreundt zählte sehr bald zu den wohlhabenden und angesehenen Bürgern Wittenbergs. Schon 1547 steuerte er als „Caspar Apotheker“ die beträchtliche Summe von 200 Gulden zu einer Sammlung Lucas Cranachs d. Ä. für den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich bei [17].

Im Jahre 1550 tauschte er das ererbte Haus Markt 5 gegen seines Nachbarn Haus Markt 4 , baute es von 1550–1554 großzügig aus und verlegte 1554 die Apotheke, die er ein Jahr zuvor (1553) nach Cranachs Tode geerbt hatte, aus dem Cranach-Haus (Schloßstraße/Ecke Elbgasse) dorthin [25]. Im gleichen Jahr noch (12. September 1554) läßt sich Pfreundt die von seinem Schwiegervater überkommenen Apothekenprivilegien und -freiheiten durch den neuen Kurfürsten August urkundlich bestätigen und erneuern [25].

Schon 1551 war er in den regierenden Rat von Wittenberg gelangt, dem er achtmal als Mitglied und zweimal als Bürgermeister angehörte. In dieser Eigenschaft war er „Anno 1563 den 27. Febr. . . als Deputirter des Rathes mit zu Torgau als Churfürst Augustus einige Streitigkeiten zwischen dem Rath und der Universität durch seine Ministros beilegen lassen. Anno 1569 den 21. Mart. hat er einen Vertrag zwischen dem Rath und der Universität aufrichten lassen“ [20]. Als Melanchthons Schwager Hieronymus Krappe 1556 den Bau einer neuen Wasserleitung, des sogen. alten Jungfernwassers anregte, beteiligte sich Caspar Pfreundt mit fünf Kollegen aus dem Ratsstuhle daran, wobei sie beschlossen,

„den 8ten Theil Wassers Hrn. D. Philippo Melanchtoni zu verehren, und solchen Wasser-Theil ihm Zeit seines Lebens ohne einige Darlage, Kost oder Mühe des Baues oder künftigen Besserung, für sein Haus, in der Collegen-Gasse gelegen, führen zu lassen . . . Demnach die Sieben Gwergken unter sich Geld zusammen gelegt, Caspar Pfreundt, Apothekern untergeben, Einnahme und Ausgabe zu registriren bevohlen . . .“ [20].

Im Sommer 1565 erhält Pfreundt zusammen mit seinem Bruder Johann von Kaiser Maximilian II. einen Wappenbrief [25].

Anschließend mag noch Erwähnung finden „George Goldsteins und anderer Studenten verübte Frevelthat an einem Apothecker von Wittenberg“ am 6. April 1567, da hier Caspar Pfreundt in seiner Eigenschaft als Arzt zur Leipziger Ostermesse durch einen Studenten zu einem Kommilitonen gerufen wurde, der angeblich „an einem Schenckel Schaden genommen . . . , . . . dem denn auch dieser Pfreundt in ein ihm unbekanntes Hauß folget, aber daselbst keinen Patienten, sondern noch drey andere Studenten findet, welche ihn alsobald überfallen, und einen Knebel ins Maul legen, sich dabey über ihn beschweren, daß er zu Wittenberg in seinem Bürgermeister-Amt etlichen Unmündigen um ihr Geld unrecht



Abb. 8

Privileg des Caspar Pfreundt vom 12. September 1554

*thun lassen, welches sie jetzo rächen wolten, und deswegen 3600 Gulden von ihm forderten; wo er sich solche zu zahlen verweigerte, würde es ihm das Leben kosten. Er musste also in ihr Begehren willigen, ihnen einen Eyd schwören, und eine Handschrift geben, daß, so bald er in seine Herberge käme, ihnen 600 Gulden gleich auszahlen, die übrigen 3000 Gulden aber nächst folgende Meße überliefern, auch alles dieses niemahls jemanden sagen wolte worauf ihn einer von den Studenten mit verbundenen Augen, ehe es Tag ward, aus dem Hause hinweg führete. Er gieng in seine Herberge, allwo dem Hausherrn gantz fremde vorkam, daß er über Nacht aus dem Hause geblieben, sich aber noch mehr verwunderte, als derselbe bat, ihm 600 Gulden vorzustrecken, deren er höchst benöthigt wäre. Da er aber nicht sagen wolte, weder wo er vorige Nacht gewesen, noch worzu er das Geld haben wolte, meldete der Hausherr solches auf dem Rath-Hause, wohin Pfreundt gefordert, und darum betraget wurde, solches aber nicht offenbahren wolte, vorgebende, er habe geschworen es jemanden zu entdecken. Der Churfürst zu Sachsen, Hertzog August, der damahls in Leipzig sich befand, und dem diese Sache war berichtet worden, ließ ihn vor sich kommen, und brachte es theils durch Drohungen, theils durch Zureden des damahligen Superintendentens, Doctor Pfftingers, so weit, daß er die Sache offenbahrete. Man suchte alsbald die Studenten, konnte aber nur einen davon habhaft werden, der dann in etlichen Wochen darauf öffentlich enthauptet wurde“ [32].*

Am 16. Juni 1574 starb Caspar Pfreundt und hinterließ die Apotheke seinem Schwiegersohn Conrad Fluth [25].

Betrachtet man die hier geschilderten 70 Jahre Apothekengeschichte in Wittenberg, so wird sie von drei Persönlichkeiten entscheidend geprägt:

Martin Pollich bindet als Rektor der neugegründeten Hochschule die Apotheke von den ersten Tagen ihres Bestehens an die Leucorea. Diese Unterstellung unter die Universitätsstatuten stört den streitbaren Unternehmer Lucas Cranach, der seine Apotheke durch ein Privileg aus diesem Verhältnis zur Hochschule herauszulösen versucht, indem er sie dem Rat der Stadt und damit über kurz oder lang sich selbst als Bürgermeister unterstellt.

Sein Schwiegersohn Caspar Pfreundt stellt das alte gute Einvernehmen mit der Leucorea wieder her und beteiligt sich sogar an der botanischen Ausbildung des medizinischen Nachwuchses.

Sobald der Besitzer oder Apotheker also auch Mediziner war, scheint in den Jahren bis 1520 und von 1543 bis 1574 eine gute Zusammenarbeit möglich gewesen zu sein.

Ein Provisor wie Basilius Axt mußte in dieser Doppelrolle als Apotheker und Arzt für Cranach zur Persona non grata werden, da er der medizinischen Fakultät zu sehr verpflichtet war.

Ein „Apotheker, so nicht selbst Doctor in Medicina“, wie Pfreundts Nachfolger Fluth, der sich „den Statutis der Facultät Medicorum zu Wittenberg“ wieder nicht unterordnen wollte, ließ die alten Streitigkeiten erneut und schlimmer denn je ausbrechen [29].

## L I T E R A T U R

- [1] ADAM, M.: *Vitae Germanorum Medicorum . . .*, Haidelbergae 1620.
- [2] ALBRECHT, O., u. P. FLEMMING: Das sogenannte Manuscriptum Thomasianum, IV, in: *Archiv für Reformationsgeschichte* 13 (1916), S. 89.
- [3] ASSION, P., u. J. TELLE: Der Nürnberger Stadtarzt Johannes Magenbuch. Zu Leben und Werk eines Mediziners der Reformationszeit, in: *Sudhoffs Archiv* 56 (1972), S. 353–421.
- [4] BESSLER, O.: Valerius Cordus und der medizinisch-botanische Unterricht, in: *Festschrift zur 450-Jahr-Feier der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg*, Halle 1952, S. 323–333.
- [5] BOERNER, F.: *De vita et meritis Martini Pollichii Mellerstadii*, Wolfenbüttel 1751.
- [6] BUCHWALD, G.: Zur Wittenberger Stadt- und Universitätsgeschichte in der Reformationszeit (Briefe an Stephan Roth in Zwickau) Leipzig 1893.
- [7] CAMERARIUS, J.: *De vita Philippi Melanchthonis narratio*. Halae 1777.
- [8] CLEMEN, O.: Melanchthons Briefwechsel (= *Supplementa Melanchthoniana*. Werke Philipp Melanchthons, die im *Corpus Reformatorum* vermißt werden. 6. Abteilung), Band I (1510–1528), Leipzig 1926, S. 269.
- [9] CRATO, J.: *Epistola Con. Gesnero, Vratislaviae 1559*, in: *Val. Cord. Annot.* in P. Dioscorid. *A. de Medica materia lib. V. Argent.* 1561.
- [10] ENDERS, E. L.: *Dr. Martin Luther's Briefwechsel*, Band 1–11, Calw und Stuttgart 1884–1910.
- [11] ESCHENHAGEN, E.: *Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Wittenberg in der Reformationszeit*, Diss. Wittenberg 1927.
- [12] FOERSTEMANN, C. E.: *Album Academiae Vitebergensis*, Lipsiae 1841.
- [13] FRIEDENSBURG, W.: *Urkundenbuch der Universität Wittenberg*, Teil I, Magdeburg 1926.
- [14] GESNER, C.: *Horti Germaniae*, in: *Annot. i. Diosc. (Argent.)* 1561.
- [15] HARTFELDER, K.: *Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae*, Berlin 1889.
- [16] IRMISCH, Th.: *Über einige Botaniker des 16. Jahrhunderts, welche sich um die Erforschung der Flora Thüringens, des Harzes und der angrenzenden Gegenden verdient gemacht haben*. Sondershausen 1862, in: *Programm des Gymnasiums zu Sondershausen*, Ostern 1862.
- [17] JUNIUS, W.: *Aus der Gefangenschaft des Kurfürsten Johann Friedrich*, in: *Zeitschr. d. Ver. f. Thür. Gesch.* 34 (1925), S. 229.
- [18] KAISER, W., u. A. VÖLKER: *Universität und Physik in der Frühgeschichte des Amtsarztwesens*. *Wiss. B. Univ. Halle* 1980/53 (T 39), S. 1–95; Halle 1980.
- [19] KESSLER, H. F.: *Das älteste und erste Herbarium Deutschlands im königlichen Museum zu Kassel*, Kassel 1866.
- [20] KETTNER, M. P. G.: *Historische Nachricht von dem Raths-Collegio der Chur-Stadt Wittenberg*, Wolfenbüttel 1734.
- [21] KRAMM, H.: *Die Rede Philipp Melanchthons gegen das Kurfürschertum seiner Zeit*, in: *Hippokrates* 11 (1940), S. 742–748 u. S. 766–773.
- [22] KRÜGER, G.: *Die Wittenberger Cranachapotheke*, in: *„Luther“*, *Mitt. d. Luthergesellschaft*, 22 (1940), S. 89–91.

- [23] MÜLLER, N.: Die Funde in den Turmknäufen der Stadtkirche zu Wittenberg, Magdeburg 1912.
- [24] PHILIPP, E.: Das Medizinal- und Apothekenrecht in Nürnberg, in: Quellen u. Studien z. Gesch. d. Pharm., Bd. 3, Frankfurt (Main) 1962.
- [25] POECKERN, H.-J.: Valerius Cordus und Caspar Pfreundt, die Verfasser der Anmerkungen im Nürnberger Dispensatorium von 1546, in: Die Pharmazie 27 (1972), S. 331–337.
- [26] POSSE, H.: Lucas Cranach der Ältere, Wien 1942.
- [27] SAGITTARIUS, C.: Saalfeldische Historien, hrsg. v. E. Devrient, Saalfeld 1904.
- [28] SCHELENZ, H.: Kräutersammlungen und Kräuterbücher-Vortrag, geh. a. d. Naturforscher- u. Ärztevers. i. Kassel, in: Pharm. Ztg. 48 (1903), 957–959.
- [29] SCHNEIDER, W.: Beitrag zur älteren Geschichte des Apothekenwesens der Stadt Wittenberg, in: Festschr. z. 75. Geb. v. E. Urban, Stuttgart 1949, S. 130 ff.
- [30] SCHUCHARDT, Chr.: Lucas Cranach d. Älteren Leben und Werke, Teil I–III, Leipzig 1851–1871.
- [31] ULMANN, H.: Kaiser Maximilian I., Bd. II, Stuttgart 1891, S. 732.
- [32] ZEDLER, J. H.: Grosses vollständiges Universal=Lexicon, 27. Band, Halle und Leipzig 1741, S. 1681–1682.

#### Q U E L L E N

- [33] Album promotorum in medicina Inclyta academia Vuittenbergens. Med. Dekanatsbuch, Archiv d. Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg, Rep. I, Nr. XLIV, fol. 25.
- [34] Archiv der Lutherhalle Wittenberg, Urkunde vom 6. Dezember 1520.
- [35] Bayrisches Staatsarchiv Nürnberg, Ratsbuch 21, fol. 30, 1542, Juni 14.
- [36] Ernestinisches Gesamtarchiv Weimar, Copialbuch A 19, fol. 173.
- [37] ebendort, Rechnungen d. herzogl.-kurf. Schatulle u. Kammer Reg. Bb 4508.
- [38] ebendort, Aktenstück Reg. O 315, Blatt 13.

#### VERFASSER:

Dr. HANS-JOACHIM POECKERN, Halle-Neustadt, Block 431/8

## Das Natürliche bei Martin Luther (I)

Am 2. Juli 1505 kehrte der Magister der Freien Wissenschaften Martinus Luder von einer Fußreise ins heimatliche Mansfeld an seine Universität Erfurt zurück. Er fühlte sich unglücklich. Anfang 1505 hatte er das obligate Grundstudium der Freien Wissenschaften – darunter der Naturlehre – an der philosophischen Fakultät, die Voraussetzung für das Fachstudium an einer höheren Fakultät, mit einer glänzend bestandenen Magisterpromotion abgeschlossen. Danach mußte er sich für eine der drei oberen Fakultäten entscheiden. Aber es war ihm praktisch keine Wahl geblieben. Da der Vater ihn für eine weltliche Laufbahn bestimmte, schied die theologische Fakultät aus. Die medizinische Fakultät war sehr schwach besetzt. So kam nur die juristische in Frage. Daher hatte Magister Martinus im Mai auf Geheiß des Vaters das Studium der Rechte aufgenommen. Die Juristerei behagte ihm jedoch nicht. Zeitlebens hat er sich abfällig über die Juristen und ihr Metier geäußert. Er wollte umsatteln. Deshalb war er mitten aus seinem ersten Jurasemester ins Elternhaus geeilt, auf einem 160 km langen Fußmarsch ins Mansfeldische und zurück, sichtlich um die väterliche Genehmigung für einen Fakultätswechsel einzuholen. Doch die Aussprache mit Vater und Mutter hatte offenkundig nicht das gewünschte Ergebnis. Es läßt sich denken, daß der gestrenge Vater, der mit dem begabten Sohn Großes im Sinn hatte, auf der Fortsetzung des Rechtsstudiums bestand.

Der junge Scholar befand sich in einer Krise. Er suchte nach einem Ausweg, um den lästigen Pandekten zu entrinnen, und war überhaupt mit seinem bisherigen Leben unzufrieden. Zweifel und Unsicherheit bedrängten ihn. Von skrupulösem Sündenbewußtsein gequält, bangte er um sein Seelenheil.

Als Martinus grübelnd sich Erfurt näherte, zog plötzlich, beim Dorf Stotternheim, ein Gewitter auf. Donner grollten, Blitze zuckten, der Himmel öffnete seine Schleusen. Ein schweres Unwetter ging nieder. Dicht vor dem Magister schlug ein Blitz ein. Der dabei entstandene Druck warf ihn zu Boden. In seiner Todesangst gelobte Martinus Mönch zu werden. Es war die entscheidende Wende seines Lebens.



So führte die Vehemenz der Naturgewalten einen Entschluß herbei, der in inneren Kämpfen herangereift war. Der Blitz von Stotternheim war Luthers Damaskus; denn auch in der Bekehrungsgeschichte seines großen Vorbilds Paulus ist von einem Leuchtzeichen am Himmel die Rede, und Saulus stürzte ebenfalls zu Boden (Kapitel 9 der Apostelgeschichte). Bei Stotternheim wurde aus dem Saulus Magister artium et studiosus juris Martinus Luder ein neuer Paulus – der künftige Dr. theol. Martin Luther [78]. Schon der Novize ist infolgedessen als zweiter Paulus verehrt worden, lange bevor er als ein Paulus seiner Zeit auftrat [79].

Luthers Übertritt in den geistlichen Stand, im Toben der Elemente beschlossen, war eine Voraussetzung seiner Mission. Theologe mußte er sein, um Reformator von Glauben und Kirche werden zu können. 15 Tage nach dem Fanal von Stotternheim schlossen sich die Tore des Schwarzen Klosters der Augustinereremiten zu Erfurt hinter ihm. Ein neues Leben begann.

Ein Naturereignis also hat, als letzter Anstoß, den jungen Luther aus seiner Bahn gerissen und ihn auf einen anderen Lebensweg geführt. Ein Naturphänomen bewog ihn, sein Leben von Grund auf zu ändern. Donner und Blitz haben den, wie betont, innerlich vorbereiteten Umbruch katalytisch ausgelöst. Diese Signalwirkung von Naturkräften ist symptomatisch für die Intensität von Luthers Naturerleben. Der Vorfall stellt ein Musterbeispiel für die **b e d e u t s a m e R o l l e d e r N a t u r** und des Verhältnisses zu ihr im **W e r d e n u n d W i r k e n d e s R e f o r m a t o r s** dar.

Als Martinus bei Stotternheim mit knapper Not dem Blitzschlag entging, besaß er bereits näheren Einblick in die Wirkungszusammenhänge der Natur. Er wußte von seinen Erfurter Lehrern der Naturphilosophie, daß Gewitter natürliche Ursachen haben, wenn auch direkte göttliche Eingriffe in das Naturgeschehen von den Naturkundigen nicht ausgeschlossen wurden und man sich über das Wesen der Elektrizität nicht im klaren war. Er sah aber im Gegensatz zu seinem Vater den Zwischenfall vor Erfurt als Zeichen Gottes an. Vater und Sohn stritten darüber, wer dies Gewitter gesandt habe: Gott oder der Böse. Was dem Sohn ein göttlicher Fingerzeig war, erschien dem Vater, dessen Pläne mit seinem Sprößling dadurch durchkreuzt wurden, als das Werk Urians, als gespenstischer Teufelsspuk.

Der Streit war bezeichnend für die Rätsel, die den Menschen früherer Zeiten unerklärlich scheinende Naturereignisse aufgaben, die sie sich damit erklärten, daß Götter oder Geister, Gott oder Dämonen sie bewirkten. Wo man die natürlichen Ursachen nicht kannte, behalf man sich so jahrhundertlang damit, die Naturkräfte zu personifizieren – Lücken der Naturerkenntnis mit übernatürlichen Wesen auszufüllen. Die Ungewißheit, ob Naturverhängnisse und Übel auf Gott zurückgingen oder Beelzebub dahinter stecke, überschattete auch Luthers Leben. Göttliche Vorsehung oder Ausgeburt der Hölle, lautete die offene Frage, die er verschieden und widersprüchlich beantwortete. Er hat auf der Suche nach dem Woher und Warum unerklärter Naturerscheinungen – einschließlich der Ätiologie von Krankheiten – sein Lebtage von Fall zu Fall geschwankt, ob das vermeintliche Walten übernatürlicher Kräfte in der Natur göttlichen oder satanischen Ursprungs sei. Auch er schrieb unerkannte oder unverstandene natur-

wissenschaftliche Kausalität und körperliche Leiden bald dem Allmächtigen, bald bösen Geistern zu – so wie er sich die Bekämpfung seiner Gegner zur Rechten und zur Linken dadurch leicht machte, daß er sie samt und sonders als Abgesandte oder Werkzeuge Luzifers hinstellte. Luther wußte den Teufelsglauben durchaus zweckgerecht in den Dienst seines Kampfes zu stellen. Hielt er aber etwas für Schickung oder Fügung Gottes, dann differenzierte er – bei Naturkatastrophen, Mißernten, Seuchen und Erkrankungen wie bei feindlichen Einfällen, inneren Wirren und persönlichem Unglück – zwischen Strafe, Heimsuchung und Prüfung. Die Deutung von Naturverhängnissen, Leiden und Mißständen als Zuchtrute, als Geißel Gottes diente ihm wie anderen Kirchenlehrern zur Abschreckung der Menschen von Sünden.

Dort jedoch, wo Naturkräfte für Luther kausal erfaßbar wurden, wo natürliche Umwelt und menschliche Physis verstandesmäßig zu begreifen waren, erwies er sich als scharfsinniger Beobachter und weitschauender Beurteiler. Das rationale Herangehen an Naturphänomene führte bei ihm zu starken Ansätzen realistischer Naturerkenntnis. Dabei hat er in mancher Hinsicht Aberglauben und Befangenheit seiner Epoche abgestreift, sich über Vorurteile hinweggesetzt und in der Erkennung von Gesetzmäßigkeiten der Natur – bei Mineralen, Pflanzen, Tieren und beim naturgebundenen menschlichen Individuum – den größten Teil seiner Mitwelt hinter sich gelassen. Dieses realistische Naturverständnis – entsprechend der Maxime Luthers, außerhalb des religiösen Glaubens die Vernunft zur Richtschnur von Denken und Handeln zu nehmen – führte ihn zu naturwissenschaftlichen Einsichten, die eines Naturforschers würdig waren. Da der Anteil der auf natürliche Weise erklärten Naturvorgänge gegenüber den auf göttlichen Eingriffen oder auf diabolische Kräfte zurückgeführten bei ihm im Laufe der Zeit zunahm (obschon nicht stetig, nicht ohne Rückschläge), läßt sich insgesamt ein Fortschreiten seiner Naturerkenntnis feststellen. Einschlag von Realismus und dazu Luthers *Naturverbundenheit* machen das Thema „Luther und die Natur“ so interessant und aufschlußreich.

#### **Naturreichtümer und Menschenschicksal:**

##### **Die Bedeutung des Bergbaus für Luthers Kindheit, Bildungsgang und Wirken**

Im Gewittersturm vor Erfurt, umdräut von den Naturgewalten, klammerte sich der zu Tode Erschrockene an einen Hoffnungsanker. Ein Hilferuf entrang sich ihm. Er rief nicht Gott oder Christus an, weder seinen Namensheiligen Martin von Tours noch den Heiligen des Tages noch einen Patron der Scholaren, auch nicht Maria, sondern deren Mutter, die heilige Anna – die Nothelferin der Bergleute. Die, nach apokrypher Überlieferung, Großmutter Jesu war ihm in Haus und Schule als Beschirmerin der Bergmannsfamilien nahegebracht worden, Anna wurde von den Bergleuten in Bedrängnissen angerufen. Mit ihr hatte man das Bergmannskind und seine Gespielen in Kindheitsängsten und -nöten beruhigt und getröstet. Daher stellte sich der vom Blitz Bedrohte, durch Erziehung an Bergmannsbräuche gewöhnt, in seiner Todesfurcht unter ihren Schutz. Der weit verbreitete Annenkult war bei dem Hüttenmeistersohn ein Zeichen, daß dieser sich auch als Erfurter Magister noch der heimischen Welt der Mansfelder Bergleute zugehörig fühlte. Luther hat Annas öfters gedacht (W 1, 415; B 1, 81. 83. 130).

Der heiligen Anna wurden drei gute Dienste zugeschrieben, die im Leben des Berg- und Hüttenmannes schwer wogen: Sie bewahre vor frühem Tod, erhalte gesund und ver helfe Bedürftigen zu Reichtum. Anna galt im besonderen als Armenpatronin. So ist auch der Reformator, der in jungen Jahren ihren Schutz anflehte, zeitlebens ein Freund der Armen gewesen. Er hat unablässig gefordert, die Armenfürsorge zu verbessern.

Die Berg- und Hüttenleute waren bei ihrer schweren Arbeit unter und über Tage, beim Schürfen nach Erz und beim Ausschmelzen der Metalle, vielen Gefahren ausgesetzt. So mancher Häuer wurde durch Stolleneinsturz, Wassereintrich, Erdbeben oder Steinschlag verschüttet oder verletzt. Mancher Schmelzer zog sich Verbrennungen zu. Diese Anfälligkeit für Arbeitsunfälle und Berufskrankheiten erweckte ein Gefühl der Abhängigkeit von höherer Macht. In der Goldsucheratmosphäre der Grubenleute war zudem der Drang nach Wohlstand, dem Anna Erfüllung verhieß, überaus stark ausgeprägt. Nicht zufällig haben darum gerade sie die Mutter Marias zur Patronin erkoren.

Auch Martins Vater Hans Luder war vom Goldgräberfieber gepackt, als er den heimatlichen Herd verließ und sich ins Mansfelder Bergbaurevier aufmachte. Als älterer Sohn eines Bauern im Dorf Möhra am Westrand des Thüringer Walds hatte Hans Luder nach dortigem Erbrecht keine Aussicht, den väterlichen Hof zu erben. Daher brach er aus der Enge der dörflichen Verhältnisse aus. Er hat damit nicht nur sein persönliches Los in die eigene Hand genommen, sondern auch das seiner Kinder vorbestimmt – für Martin Jugend und Bildungsweg, für die im Mansfeldischen seßhaft gewordenen Geschwister sogar das ganze Leben.

Den Vater lockten die reichen Bodenschätze des Mansfelder Kupferreviers. Von dem roten Gold ging eine eigentümliche Faszination aus. Die große Ausbeute der Kupferbergwerke zog Tausende wie ein Magnet an. Aber nicht allen brachte der Bergseggen das erhoffte Glück. Auch dem Bauernsohn aus Thüringen blühte es nicht sogleich. Der erste Versuch, Fuß zu fassen, mißlang. In Eisleben, wo Martin das Licht der Welt erblickte, kam der Vater nicht voran. Erst im zweiten Anlauf, in der Stadt Mansfeld, wohin die Eltern noch in Martins erstem Lebensjahr übersiedelten, gelangten sie zu bescheidenem Wohlstand. Seit 1484 war die Familie somit im Herzen des Südharzer Bergbaureviers nordwestlich von Halle ansässig. Hier, inmitten der Naturreichtümer des Vorharzes, verbrachte Martin die bildsamen ersten 13 Jahre seines Lebens.

Hans Luder, ein strebsamer Charakter, wollte es zu etwas bringen. Mit Tüchtigkeit und Umsicht bahnte er sich allen Widrigkeiten zum Trotz den Weg nach oben. Vom ärmlichen Bauernabkömmling und einfachen Häuer arbeitete er sich, begünstigt durch die Bergbaukonjunktur, mit zähem Fleiß zum Hüttenmeister, Schmelzöfenbesitzer und Grundstückseigentümer empor – zu einem angesehenen Bürger in respektabler Wohlhabenheit. Er war ein Muster bürgerlichen Emporkommens unter den Bedingungen des Montanwesens. So schien sich an ihm das Wort zu bewahrheiten: „Mit wem es Gott gut meint, dem gibt er eine Wohnung in der Grafschaft Mansfeld“ [14, 34]. Für Hans Luder und die Seinen wurde ihre Niederlassung im Kupferrevier tatsächlich zum Hebel des Aufstiegs.

Im harten Existenz- und Konkurrenzkampf der Berg- und Hüttenleute sich zu behaupten und durchzusetzen, war nur unter Verzicht und Entbehrungen möglich. Die Eltern haben sich anfangs emporgehungert. Im Hause Luder herrschte strenge Zucht bei karger Kost.

Aber der Häuer- und Hüttenmeistersohn hatte inmitten der Kupferschächte und Schmelzhütten eine erlebnisreiche Kindheit. Früh erfuhr er von den geheimnisvollen Materien des Erdinnern. Er besah die geförderten Erze, nahm sie mit einem Spielgefährten in Augenschein und bekam sie vom Vater erklärt. Auf diese Weise wurde er in die Mineralogie eingeführt. Wenn er die Verhüttung beobachtete, das Ausschmelzen des Kupfererzes im väterlichen Hüttenwerk, gewann er Einblick in die metallurgische Chemie. Infolgedessen stand der junge Martin, aus eigener Anschauung und dank dem sachkundigen Vater, mit der anorganischen Natur bald auf vertrautem Fuß. Er war in dieser Umgebung schon als spielender Junge ein kleiner Naturforscher.

So genoß der Heranwachsende den Vorzug, die unbelebte Natur besser kennenzulernen, als dies bei Kindern in Bauerndörfern oder Handelsstädten der Fall war. Er trat ihr näher und wurde stärker mit den Problemen ihrer Erkundung, Erschließung, Beherrschung und Nutzbarmachung konfrontiert, als wenn er in urbaner oder landwirtschaftlicher Umgebung aufgewachsen wäre.

Diese Kindheitseindrücke verbanden ihn für dauernd mit dem Bereich der anorganischen Naturwissenschaften und zugleich mit Technik und fortgeschrittener Produktion. Es waren Lebensumstände, die bleibende Impressionen hinterließen. Sie haben dem künftigen Reformator eine positive Einstellung zu Natur und Technik anerzogen, die den meisten Geistlichen fremd war. Ihn aber hat das Aufwachsen in bergmännischer Umgebung um so mehr befähigt, ein neuzeitlicher Kirchenerneuerer zu werden, der dem Natürlich-Weltlichen sein Recht ließ und es höher bewertete, als dies im mittelalterlichen Sakraldenken üblich war. Seine Aufgeschlossenheit für Natur und Technik, die ihn vor vielen Zeitgenossen auszeichnete, seine Wertschätzung alles Natürlichen als Schöpfung Gottes und auch seine Aufwertung naturgemäßen menschlichen Handelns gegenüber unnatürlicher Askese hatten hier einen biographischen Ausgangspunkt.

Allerdings zeitigte das Montanmilieu auch negative und zwiespältige Auswirkungen auf Luther. Das gefährvolle Bergmannsleben machte außerordentlich abergläubisch. Das empfängliche Kindesgemüt nahm daraus ein gerüttet Maß an mütterlichem und Bergmannsaberglauben mit, Dämonenfurcht, Hexenwahn, Spukgeschichten, Sagen um Kobolde und Gespenster – Ausgeburten menschlicher Phantasie, die letztlich auf unerklärten Naturerscheinungen beruhten. Das wurde ein Ballast fürs Leben. Vor allem ein übermächtiger Teufelsglaube ist, durch theologische Personifizierungen des Bösen, von Anfechtung und Versuchung nachträglich noch verstärkt, für immer an ihm haften geblieben.

Doch hatte für eine so kraftvolle Persönlichkeit wie die Martin Luthers, der aus allem Erleben, Gehörten und Gelesenen positive Antriebe zu gewinnen wußte, selbst der Teufel sein Gutes. Luthers unerhört aktive Natur besaß die unschätzbare Gabe, Vorstellungen der verschiedensten Art – abwegige nicht minder als realistische – in stimulierende Leistungs- und Tatimpulse umzusetzen. Sein mitunter fast manichäisch anmutender Dualismus von Gott und Teufel, in

den er seine intuitive Erfassung der Kampfdialektik in Natur und Gesellschaft kleidete, erfüllte ihn mit einem beflügelnden Sendungsbewußtsein und verlieh ihm eine nahezu übermenschliche Kraft, als Gottesstreiter gegen die satanischen Mächte furchtlos in die Arena zu treten. Die Teufelsfiktion wurde mittels der Verteufelung von Feinden, Gegenspielern und Rivalen zu einem seiner wirksamsten Kampfinstrumente.

Das alles ist symptomatisch für das Wechselspiel von Individualität, gesellschaftlichen Umständen und natürlicher Umwelt in Luthers Leben. Unzählige haben die Entwicklungsanreize der bergmännischen Natur- und Sozialsphäre erfahren. Aber nur *ein* Martin Luther ist daraus hervorgegangen. Entscheidend war auch hier, um mit Shakespeare zu sprechen, nicht, „was das Schicksal hat gebracht“, sondern „was der Mensch daraus gemacht“. Martin Luther hat der Gunst des Schicksals, die darin lag, in der Welt der Montanwerke aufzuwachsen, mehr abgewonnen als je sonst ein Mansfelder, Harzer oder Erzgebirgler. Er war aber als Mansfelder allen jenen Altersgenossen gegenüber von vornherein im Vorteil, denen die stimulierenden Faktoren dieser Sphäre für die Entfaltung der Persönlichkeit entgingen. Vor ähnlich Begabten aus bäuerlichem oder urbanem Milieu, denen solche förderlichen Momente nicht zuteil wurden, verschaffte ihm das einen deutlichen Vorsprung.

Dies wird um so klarer, sofern man Luthers Bildungsgeschichte verfolgt. Zu den unmittelbaren anregenden Wirkungen der Mansfelder Montansphäre auf seine geistige Entwicklung kamen hier die noch gewichtigeren mittelbaren auf seinen Ausbildungsgang.

Wer im Montanwesen tätig war, wurde auf Schritt und Tritt mit der Notwendigkeit fachlicher Ausbildung konfrontiert. Er begriff, daß bloße Handfertigkeit nicht hinreichte, um den mannigfachen Anforderungen des komplizierten berg- und hüttenmännischen Produktionsprozesses zu genügen, daß es dazu vielmehr auch wissenschaftlicher Kenntnisse bedurfte. Erzförderung und -verhüttung, Metallgewinnung und -verarbeitung erforderten festes Wissen. Wer hier operativ arbeiten oder gar leiten wollte, mußte in Natur und Technik bewandert, namentlich in der Gesteinskunde beschlagen sein. Die „12 Bücher über Bergbau und Hüttenkunde“ (De re metallica) von Luthers sächsischem Zeitgenossen Georg Agricola, dem Begründer der neueren Montanistik und Mineralogie, verdeutlichen den Umfang des zur Bewältigung der berg- und hüttenmännischen Aufgaben benötigten theoretischen Rüstzeugs.

Um dieses Rüstzeug zu erlangen und zu vermitteln, waren Ausbildungsstätten vonnöten. Die Verantwortlichen begriffen daher, daß Volks-, Fach-, höhere und Hochschulen für die Heranbildung von Fachkräften unerläßlich waren. Deshalb tat man im Mansfelder wie auch im erzgebirgischen und Harzer Revier mehr für Lehranstalten als anderwärts. Stärker als auf dem Land und in vielen Städten sorgte man dort für planvollen Unterricht und achtete auf regelmäßigen Schulbesuch. Gerade die Mansfelder zeigten sich sehr bildungsbeflissen.

Von diesem Mansfelder Bildungseifer war zu Martins Glück auch der Hüttenmeister Hans Luder durchdrungen. Der Vater war für seine Söhne noch ehrgeiziger als für sich selbst. Er schickte, das war sein persönliches Verdienst, den begabten älteren Sohn nacheinander auf eine Stadt-, Dom-, Pfarr- und Hoch-

schule. Vater Luder ließ den aufgeweckten Martin schon als 4jährigen einschulen. Wo sonst außerhalb der Bergreviere, von gelegentlicher Wunderkindzucht abgesehen, kam man mit 4<sup>1/2</sup> Jahren auf die Schulbank! Fast ein volles Jahrzehnt, von 1488 bis Anfang 1497, ist der wissensdurstige Knabe an der Mansfelder Lateinschule geformt worden. Dabei wurde er auch in Naturkunde unterrichtet. In der rauhen Zucht von Schule und Elternhaus erlernte Martin jene Haltung eines spannungsvollen Wechsels von dreistem Aufbegehren und demütigem Gehorsam, von robustem Eigenwillen und ergebener Folgsamkeit, die damals als Dialektik von Selbstbehauptung und Anpassung eine Voraussetzung seines Erfolges wurde. Wenn gesagt worden ist, daß der kühne Reformator, der den Gewaltigen zu Worms und anderwärts trotzte, wie ein eherner Fels im Sturm der Zeit stand, dann war dies sozusagen ein aus Mansfelder Erz geschmiedeter Fels.

Ein mit Hans Luder befreundeter Mansfelder Hüttenmeister brachte dann 1497 den 13jährigen Martin zusammen mit seinem eigenen Sohn auf die Magdeburger Domschule, die sich durch ein hohes Lehrniveau auszeichnete. An ihr lehrten „Brüder vom gemeinsamen Leben“ – Vertreter jener prä- und prohumanistischen Richtung, von der als Zöglinge Erasmus und weitere bedeutende Humanisten herkamen. Danach bezog Martin, als dritte vorakademische Bildungsstufe, die Lateinschule in der Ahnenheimat Eisenach. Dort lernte er auch die reizvolle Natur des Thüringer Walds kennen, des vierten der mitteldeutschen Bergbaugebiete.

Die väterliche Hüttenmeisterschatulle öffnete ihm schließlich die Pforten der Universität. Für den gebürtigen Bauern Hans Luder, den Ernährer einer elfköpfigen Familie, war es durchaus keine Selbstverständlichkeit, einen seiner Söhne studieren zu lassen. Wenn er es seinem Ältesten dennoch ermöglichte, zu akademischen Ehren zu gelangen, dann erlaubten ihm dies seine Einkünfte als Hüttenwerksunternehmer. Martins Hochschulstudium, seine vierte und wichtigste Bildungsetappe, war somit nicht zuletzt den Mansfelder Kupferminen zuzuschreiben. Daß 1507 zu seiner Primiz, der Zelebrierung seiner ersten Messe, Hüttenmeister Hans Luder mit einer Eskorte Mansfelder Bergleute angeritten kam, kann als Sinnbild der Verbindung von Bergbau und Bildung in seinem geistigen Werden gelten.

Der vierstufige Bildungsweg Mansfeld – Magdeburg – Eisenach – Erfurt, zu dem ihm das Prosperieren des Häuers und Hüttenmeisters Hans Luder im Erzbergbau verhalf, hat den Horizont des künftigen Reformators ungemein geweitet. Dieser Bildungsvorlauf wäre von Möhra aus schwerlich zu realisieren gewesen. Martin Luthers Fähigkeiten bestimmten ihn in jeder Umwelt zu Höherem. Aber, wie sein engster Mitarbeiter Melanchthon treffend urteilte: in Möhra oder anderwärts auf dem Land wäre er vielleicht nur ein Dorfschulze, Aufseher oder Großknecht geworden (*„ein Schultheiß, Heimbürger ... oder ... oberster Knecht“*), doch nie und nimmer der Reformator (T 1, 421).

Indes, wenn er es Mansfeld verdankte, daß er über das Möhraer Niveau erhoben wurde, so verdankte er es weitgehend sich selbst, daß er über die Mansfelder Stufe hinaus gelangte. Die Stellung, zu der Martin Luther es nach Melanchthons Einschätzung in Möhra oder anderer bäuerlicher Umgebung gebracht hätte, erreichte sein jüngerer Bruder Jakob in Mansfeld: Er wurde Hüttenmeister und zum Schultheiß gewählt, d. h. eine lokale Größe, aber nicht mehr. Daß Martin

Luther seiner Bergmannsheimat verbunden blieb, zeigen ihre häufigen Erwähnungen in Gesprächen, Predigten, Briefen und Schriften, seine Korrespondenzen mit Eislebern und Mansfeldern – worin er Bergbau und Hüttenwesen berührte – und seine Reisen nach Eisleben/Mansfeld (B 7, 349; 8, 79; 15, 4f. 8. 69f. 146f. 168. 174).

Mansfelder zählten zu den frühesten Anhängern der Reformation. Viele von ihnen gingen 1523–1525 aber auch den Weg weiter von der gemäßigten zur radikalen Reformation, den der frühe Luther selbst vorgezeichnet, dann aber als unrealisierbar aufgegeben hatte. Im Frühjahr 1525 suchten Luther und Johann Agricola vergebens Bauern, Bergleute und Bürger ihrer Heimat vom Bauernkrieg zurückzuhalten. Wenn der Reformator vor wie nach 1525 auch als Bildungsreformer auftrat, der unermüdlich zu Schul- und Universitätsgründungen und -reformen aufrief, zu den verschiedensten Verbesserungen von Lehre und Unterricht für alle Stände und beide Geschlechter, so hat er den ihm von Kindheit an eingeflößten „Mansfelder Geist“ der Volksbildung weitergetragen. Umgekehrt war es charakteristisch, daß sein Appell zur Errichtung von Volksschulen in allen deutschen Städten zuerst in seiner Geburtsstadt Eisleben, dem Hauptort des Mansfelder Reviers, verwirklicht wurde – in die Tat umgesetzt von seinem Paladin Johann Agricola, einem anderen Reformator aus Eisleben, den seine Zeitgenossen „Magister Eisleben“ oder einfach „Eisleben“ nannten. Die Bildungsbedürfnisse des Montanwesens gestatteten es Agricola-Eisleben, im Herbst 1525, trotz der Niederlage des Bauernkrieges, das gleiche Recht aller auf Bildung, ohne Rücksicht auf Stand und Geschlecht, zu verkünden und damit allen antidemokratischen Bildungsprivilegien den Kampf anzusagen [46].

Luther hat auch späterhin die Verbindung zu Eisleben und Mansfeld nicht abreißen lassen. Sein erwähnter einziger überlebender Bruder Jakob, der mit den Schächten und Schmelzhütten der Grafschaft verwachsen war, wurde des Vaters Nachfolger als Hüttenmeister. Jakob wandte sich 1538 als Sprecher der Mansfelder Hüttenmeister an den Bruder um Beistand gegen Übergriffe der Grafen. Die Hüttenmeister beschwerten sich darüber, daß die Grafen sie ihrer bisherigen Rechte beraubten. Die Grafen suchten den reichen Gewinn, den das Kupfer abwarf, direkt abzuschöpfen, indem sie den einträglichen Bergbau und Hüttenbetrieb in eigene Regie nahmen. Zu diesem Zweck maßten sie sich an, die Hüttenmeister aus selbständigen Unternehmern in bloße „Faktoren“, gräfliche Beamte, zu verwandeln. Die Hüttenmeister setzten sich zur Wehr, und der Reformator steifte ihnen den Rücken. Er protestierte 1540 und 1542 in Mahn- und Warnschreiben an seinen Anhänger Graf Albrecht VII. gegen die gräfliche Willkür (B 15, 8). In diesem Konflikt zwischen feudalen Herren und frühkapitalistischen Unternehmern betätigte Luther sich offen als Anwalt bürgerlicher Belange gegen Adelsinteressen. Aber hier werden zugleich die Grenzen seiner legalen Einflußmöglichkeiten sichtbar. Sobald er an die Schranken feudaler Macht- und Profitinteressen stieß, predigte er selbst bei solchen Fürsten und Herren, die sich sonst in theologischen und ethischen, mitunter auch in rechtlichen, politischen oder wirtschaftlichen Fragen als seine gelehrigen Schüler zeigten, tauben Ohren. So hat er die Refeudalisierungstendenzen im Mansfelder Bergbau nach dem Bauernkrieg zwar für einige Zeit hintanzuhalten, aber nicht auf die Dauer zu

verhindern vermocht. Nach seinem Tod wurden sein Bruder und andere Mansfelder Hüttenmeister zu fiskalischen Bediensteten herabgedrückt [61].

Als Kenner des Mansfelder Montanwesens hatte Luther auch einen Begriff von der Relevanz der Naturschätze des Erzgebirges für seine zweite Heimat Kursachsen. So erkannte er die Schlüsselbedeutung der Metropole des erzgebirgischen Bergbaus, Zwickau, wo die vermögendsten Fundgrübner (Bergwerkseigentümer) und Kuxenbesitzer (Inhaber von Bergwerksanteilen, Bergbauaktionäre) saßen. Auf Zwickau richtete er seit den Anfängen der Reformation sein besonderes Augenmerk. Er bemühte sich sehr, diese Kapitale des Montanwesens und andere Bergstädte (Bergbauzentren) für seine Reformation zu gewinnen.

Was für Mansfeld das Kupfer, bedeutete für das Erzgebirge damals vornehmlich das Silber [37]. Die Quelle von Zwickaus Reichtum aus dem Bergbau war die Silberstadt Schneeberg, die erst zwei Jahre vor Luthers Geburt das Stadtrecht erhalten hatte. Das Schneeberger Silberrevier nahm in seiner Jugend einen so stürmischen Aufschwung, daß es sogar das Mansfelder Kupferrevier überholte. Darum wurde Schneeberg zum Inbegriff des Silbersegens und der darauf beruhenden Wirtschaftsblüte. Als Luther 1522 trotz Acht und Bann eigenmächtig aus seinem Schutzexil auf der Wartburg nach Wittenberg zurückgekehrt war, besaß er auch den Mut, seinem Kurfürsten, der Unsummen für Reliquien verschwendete, aber bei Ausgaben für karitativ-soziale Zwecke knauserig war, vorzuhalten, er tue zu wenig für die Armen. Um diesem seinem Beschützer Friedrich III. „dem Weisen“ von Sachsen, zum Bewußtsein zu bringen, wie reich er sei und daß er weit mehr für die Armen seines Staats tun könne, erinnerte Luther ihn daran, daß Friedrich viele „Schneeberge“ besaß, d. h. unterirdische Schatzkammern in Gestalt von Erzlagerstätten, insbesondere mit Silberadern (B 2, 487). Auf diese Weise benutzte der Reformator den Bergsegen als Mahnung zur Sozialfürsorge: An Kursachsens Naturreichtümern sollten alle seine Bewohner Anteil haben. Auch in Luthers Tafelrunde wurde von Sachsens „silbernen Bergen“ als seinem wertvollsten Schatz gesprochen (T 6, 286).

So ist sich Luther der Bedeutung des Bergbaus für Wirtschaft, Naturwissenschaft und Technik wie auch für sein eigenes Leben bewußt geblieben. Er behielt einen Blick dafür, welche unermesslichen Wert Bodenschätze darstellen und wie sehr Gebiete mit diesen Naturreichtümern gegenüber solchen ohne sie im Vorteil sind (T 1, 568). Im Bergbau sah er einen der Hauptpfeiler von Deutschlands wirtschaftlichem Gedeihen, dessen natürliche Grundlagen er recht günstig beurteilte. Nächst den ertragreichen Böden Deutschlands beruhe seine Prosperität besonders auf seinen ergiebigen Salz- und Erzlagerstätten, so auch auf dem an verschiedenen Orten im Mansfelder Umkreis gesiedeten Salz (Solquellen von Halle u. a.). Salz ebenso wie Silber, Kupfer und andere Metalle wurden ausgeführt und brachten im Austausch Waren und Geld ins Land. Erde, Erz und Salz erschienen dem Reformator demzufolge als die drei natürlichen Ursachen deutschen Nationalwohlstands (T 6, 355).

Luther hat erkannt, daß die Mansfelder Montanwelt sein Leben in bestimmte Bahnen lenkte, daß es anders verlaufen wäre, wenn sein Vater Bauer in einem abgelegenen Thüringerwalddorf geblieben wäre. Gegenüber anderslautenden Versionen über seine Herkunft legte er Wert darauf, daß er ein Mansfelder



Bergmannssohn war: So „*ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und daselbst ein Berghauer geworden; daher bin ich*“ (von dort stamme ich; T 1, 421). In der Tat gab ihm die Umwelt der Berg- und Hüttenwerke mit ihren natürlichen, ökonomisch-technischen und beruflich-sozialen Besonderheiten bedeutsame Voraussetzungen für sein Wirken als Reformator und als Reformator von Lebensführung und Bildungswesen mit auf den Weg. Daß die Erinnerung an sie in mündlichen und schriftlichen Äußerungen Luthers vielfältig nachklang, bereicherte seinen Wortschatz und Stil als Kanzelredner, Gesprächspartner und Briefschreiber, als Autor von Streit- und Lehrschriften.

So war es ein denkbar günstiger Ausgangspunkt für einen künftigen Umgestalter der damaligen Gesellschaft, daß Luther in eine Bergmannsfamilie hineingeboren wurde und in einer Gegend mit hochentwickelten Produktionsformen aufwuchs, in einer der technisch-naturkundlich fortgeschrittensten der Erde. Das Glückauf der Bergleute wurde zu einem Glückauf seines Emporstieges – einer geistigen Entwicklung in engem Kontakt mit Natur und Technik. Das hatte er jenen Gegnern und Nebenbuhlern voraus, denen eine derartige, in mehrfacher Hinsicht optimale Konstellation und Kombination natürlicher und gesellschaftlicher Faktoren nicht beschieden war. Im Kampf mit gegnerischen Theologen und Publizisten, die in Natur und Technik minder bewandert waren, ist er durch seine Kenntnisse und Einsichten auf diesen Gebieten dank Mansfeld im Vorteil gewesen.

In Luthers Kindheit und Jugend als Bergmanns- und Hüttenmeisterssohn liegen zugleich die biographischen Wurzeln seiner ungewöhnlichen Aufgeschlossenheit für naturwissenschaftlich-technischen, ökonomischen und bildungsmäßigen Fortschritt, sofern er ihn als solchen erkannte, namentlich für den progressiven Grundzug frühkapitalistischer Erscheinungen. Weit über den Horizont der meisten seiner Zeitgenossen hinaus begriff Luther, daß die geographisch-naturwissenschaftlich-technischen Entdeckungen und Erfindungen, Forschungen und Fortschritte der Renaissancepoche und die wirtschaftlichen Veränderungen im Umfeld des Frühkapitalismus vom Anbruch einer neuen Ära kündeten.

Zu dieser Erkenntnis ist er durch seine Mansfelder Kindheit und durch spätere Beobachtungen und Berührungen im Bereich der naturbezogenen, für seinerzeitige Verhältnisse hochstehenden gewerblichen Produktion des sächsisch-thüringischen Raums mit ihren Bergwerken, Schmelzhütten, Metallhämmern, Salinen und Textilverarbeitungsstätten hingeführt worden. In einer solchen Umwelt ist Luther zu überraschend tiefen Einblicken in das Wesen des Frühkapitalismus als weiterführende neue Wirtschaftsform und Produktionsweise gelangt – was ihn als Christen und Naturrechtler nicht hinderte, frühkapitalistische Auswüchse und Ausbeutungspraktiken heftig zu bekämpfen. Er erkannte das Neue, mittelalterliche Herkommen Überwindende zu seiner Zeit so scharfsichtig wie wenige. Wenn er auch, einer Übergangsphase angehörig, vielfach noch in Anschauungen des Mittelalters befangen blieb, so war er doch einer der ersten Menschen mit einem ausgeprägten Neuzeitbewußtsein. Seine Mansfelder Antezedenzen haben ihm einen Weg zu diesem Erkenntnisdurchbruch gebahnt. Es war nach allem ein charakteristischer Abschluß seines Lebens, daß ihn der Tod auf einer seiner Reisen ins Mansfelder Bergrevier ereilte. Zu dieser letzten Verkettung seines Schicksals mit der Montanwelt kam es infolge einer

Mansfelder Grafenfehde, wegen Zwistigkeiten bei den Bestrebungen der Grafen, den Kupferbergbau in ihren Händen zu monopolisieren. Den Streit um die Berg- und Hüttenwerke zu schlichten, nahm Luther unter den Witterungsunbilden des Winterhalbjahrs 1545/46 die Strapazen beschwerlicher Fahrten durch Schnee, Eis und Hochwasser ins heimatliche Revier auf sich. Zum letztenmal griffen dabei widrige Naturkräfte in sein Leben ein.

Auf den zwei ersten Reisen gelang es ihm trotz seiner diplomatischen Künste und seiner Autorität nicht, die widerstehenden Meinungen der rivalisierenden Grafen unter einen Hut zu bringen. Von neuem und gedrängt, ließ er sich dazu herbei, ein drittes Mal anzureisen, mitten im Hochwinter. Die neuerlichen schwierigen Verhandlungen riefen bei dem Choleriker einen Zustand dauernder Erregung hervor. Psychisch wie physisch überfordert, erlag er in einem Anfall von Angina pectoris – dem gefährlichsten seiner zahlreichen Leiden – der Überanstrengung, dem Streß, wie wir heute sagen würden. Alle Vertuschungsmanöver von gräflicher und obrigkeitshöriger Seite können nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Erbitterung des Aufbrausenden über die Machenschaften seiner gräflichen Glaubensbrüder seinen Tod beschleunigt hat. Daß seine angestammten Territorialherren und namentlich Graf Albrecht, der sich früh zu ihm bekannt hatte, entgegen seiner Lehre die einträglichen Gruben und Hütten ganz an sich zu reißen suchten und dadurch das freie Unternehmertum seines Bruders und anderer Mansfelder Gewerker und Hüttenmeister vernichteten, traf den langjährigen Bekämpfer feudaler Tyrannei und Vorstreiter bürgerlicher Freiheiten auf das empfindlichste. Viel deutet daher darauf hin, daß der Zorn über die seiner Ethik hohnsprechenden, seine wiederholten Abmahnungen in den Wind schlagenden Refeudalisierungsmaßregeln der Grafen nicht der geringste unter den Faktoren war, die sein vorzeitiges Ende herbeiführten.

So starb Luther in den Sielen, vor dem gleichen Hintergrund der Mansfelder Schächte, vor dem er geboren war. Damit schloß sich der Kreis: Wo sein Leben begonnen hatte, endete es auch – im Mansfelder Bergbaurevier.

Somit ist Luthers Entwicklung und Wirksamkeit ein Musterbeispiel für die bedeutsame gesamtgeschichtliche Funktion der mitteldeutschen Berg- und Hüttenwerke, Hämmer, Salinen und textilverarbeitenden Betriebe: Sie trugen nicht nur zum wirtschaftlichen und naturwissenschaftlich-technischen Fortschritt bei, sondern wirkten in Reformation und Aufklärung auch als Katalysatoren geistiger Umbrüche. Wie Luther für die gemäßigte, so ist Thomas Müntzer darin ein Paradigma für die radikale Reformation. Müntzers Herkunft aus dem Harzer Bergbauggebiet, sein Auftreten in der Kapitale des erzgebirgischen Berg- und Textilreviers, Zwickau, und an Salzproduktionsstätten (Halle u. a.) sowie sein Zusammenwirken mit den Mansfelder Bergknappen im revolutionären Kampf lassen ihn auch in dieser Beziehung als Pendant zu Luther erscheinen [45].

### **Akademische Quellen von Luthers Naturauffassung:**

#### **Das Naturwissen der Erfurter „Modernisten“**

Dem Naturerleben Luthers in Kindheit und früher Jugend folgte während seiner Studienjahre die theoretische Verallgemeinerung und philosophische Vertiefung der Naturkenntnis durch Vorlesungen und Lesefrüchte. Akademische Unter-

weisung und eigene Pflicht- und Neigungslektüre ergänzten sich hierbei nicht widerspruchlos, so daß sein kritischer Sinn auch auf dem Gebiet der Naturphilosophie bald erwachte.

Als Vater Luder sich entschloß, den talentiertesten seiner Söhne auf die Universität zu schicken, standen in der Nähe Erfurt und Leipzig zur Wahl. An beiden hohen Schulen hatte der Namensvetter Peter Luder, der erste deutsche Hochschulhumanist, einen humanistischen Durchbruch erzielt: Wie die Geschichte der Reformation, beginnt auch die des deutschen akademischen Humanismus mit einem Träger des Namens Luder („Lothar“). Beide Protagonisten kamen aus der Tiefe des Volks, aus ärmlichen Verhältnissen. Der eine wie der andere hat seine neue, freiere Lehre von einem Augustinerkloster aus verkündet. Jeder von ihnen stieß mit seiner geistigen Befreiung auf stärkste Gegnerschaft, aber beide verstanden es – eine wichtige Voraussetzung ihres Erfolgs – Rückhalt an einem Kurfürsten zu finden.

Die Diskrepanz zwischen den zwei Initiatoren namens Luder war, was ihr Verhältnis zur Natur anlangt, nicht so groß, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Der unstete fahrende klassische Philologe und Poet, dieser Prototyp des Wanderhumanisten, dem das Kloster nur als Tribüne diente und der, ein echter Uomo universale der Renaissance, alles Natürliche lebensfroh bejahte, ähnelte zwar nicht dem Mönch Luther, der sich in seiner Zelle vergrub und kasteite, wohl aber dem Reformator, der die Kutte ablegte, unnatürlicher Askese absagte und allem Natürlichen und der Lebensfreude ihr Recht ließ. Medizingeschichtlich ist anzumerken, daß die Pest sowohl den Humanisten als auch den Reformator von der gewünschten akademischen Wirkungsstätte in der größten Stadt eines Kurfürstentums (Heidelberg bzw. Erfurt) fernhielt. So wiesen die wesensverschiedenen Bahnbrecher Peter und Martin Luder einige bemerkenswerte Gemeinsamkeiten auf.

Der Humanismus faßte in Peter Luders Spuren an der Gera fester Fuß als an der Pleiße. Vom Leipziger Studium generale kamen zwar Bahnbrecher der humanistischen Naturforschung wie der Mitbegründer der neueren Astronomie Regiomontan – ein Wegweiser für Kolumbus und Kopernikus – im 15. Jahrhundert und der bereits genannte Begründer der neuen Montanistik und Mineralogie Georg Agricola im 16. Jahrhundert, größeren und nachhaltigeren Anteil an den Lehrveranstaltungen gewann der Humanismus aber zunächst in Erfurt. Dieses empfahl sich auch durch die „moderne“ Richtung seiner Schulphilosophie (Via moderna), und es zeichnete sich durch ausgiebige Pflege weltlicher Disziplinen, darunter von Realien, aus.

Hans Luder entschied sich für die Alma mater des heimatlichen Thüringen. Seine Wahl fiel damit auf jene Universität, die näher zu Eisenach lag, wohin er Martin zuvor zur Schule gegeben hatte und von wo dessen Erfurter Hauptlehrer Trutvetter kam.

Das Erfurter Generalstudium, die früheste Universitätsgründung des deutschen Bürgertums – der faktischen Eröffnung nach die älteste Hochschule Deutschlands – war ein Zentrum sowohl der Via moderna wie des Humanismus. Die Via moderna (Ockhamismus, sog. Nominalismus) verkörperte eine Spätstufe der mittelalterlichen Scholastik. Diese Denkrichtung, die für sich das Prädikat

„modern“ in Anspruch nahm und die früheren theologisch-philosophischen Systeme des Hoch- und Spätmittelalters als antiquiert abtat, gab in Theologie und Philosophie – mit Erkenntnistheorie und Naturphilosophie – in Kultur- und Naturwissenschaft neueren Einsichten und Naturbeobachtungen Raum.

So „modern“ waren die Erfurter Ockhamisten allerdings nicht, daß sie die Weisheit des alten Aristoteles verachtet hätten. Auch ihre Naturphilosophie fußte weiterhin auf seinem System. Ihr Lehrgang der Philosophie setzte mit der „Physik“ des Stagiriten ein, an die sich Metaphysik, psychologische Anthropologie und Ethik anschlossen. Demgemäß absolvierte Luther im obligatorischen Grundstudium der Artistischen (philosophischen) Fakultät Erfurt einen Lehrgang der Naturphilosophie nach der Naturlehre des Aristoteles.

Seine Erfurter Naturlehrer begnügten sich indes nicht mit der aristotelischen Schablone, sondern ergänzten und berichtigten diese durch Entdeckungen und Erkenntnisse der Spätantike, des Hoch- und Spätmittelalters. Auf diese Weise modifizierten sie den herkömmlichen christlich-islamischen Aristotelismus des Mittelalters anhand jüngerer Ergebnisse, ohne an seinen Grundfesten zu rütteln. Damit gelangten sie zwar nicht über das geozentrische Weltbild des Ptolemäus hinaus, vermittelten jedoch konkrete Kenntnisse in Astronomie, physischer Geographie, Physik und Mineralogie. Eingehend wurde an der Erfurter Artistenfakultät die planetarische Astronomie behandelt. Hier liegt eine Wurzel von Luthers Hochachtung vor der Astronomie.

Er hatte das Glück, tüchtige Lehrer der Naturphilosophie zu bekommen. Neben Jodok Trutvetter ragte unter ihnen Bartholomäus Arnoldi aus Usingen in Nassau hervor. Die Erfurter Philosophiedozenten lehrten Luther, alles Natürliche als Schöpfung Gottes zu achten. Fast noch wichtiger als das Naturwissen, das sie ihm tradierten, war die rationale Denkhaltung der Natur gegenüber, zu der sie ihn erzogen: Sie brachten ihm einen Standpunkt der „natürlichen Vernunft“, des gesunden Menschenverstands im Umgang mit den „natürlichen Dingen“ bei. Die damit einhergehende Bejahung des Natürlichen stand in scharfem Gegensatz zu dessen asketisch-rigoristischer Diskriminierung als sündhaft.

Vielleicht das Positivste, was Luther seinen Erfurter Professoren in der Naturlehre verdankte, war etwas Negatives: die Absage an Para- und Pseudowissenschaften, die unter dem Schein der Wissenschaftlichkeit die Natur auf magisch-übernatürliche Weise, durch Beschwörungen und Zaubermittel unter Kontrolle zu bekommen und zu beherrschen trachteten. Angesichts der für die Naturbetrachtung der Renaissance so typischen Vermischung von ernster Naturforschung mit gauklerischem Okkultismus war die Abgrenzung von Rationalem und Irrationalem, Gesichertem und Hypothetischem, Realem und Fragwürdigem auf dem Gebiet der Naturanschauung in der Tat das Wertvollste, was ihm die Erfurter Philosophen für sein ferneres Naturdenken mitgaben. Erst die Loslösung von den überwuchernden Geheimlehren sowohl wie von rein spekulativer Naturphilosophie im Prokrustesbett antiker Denksysteme hat ja den Weg für die moderne experimentelle Naturwissenschaft frei gemacht.

Luther nahm aus Erfurt die Überzeugung mit, daß Magie, Spiritismus, Astrologie, Chiromantie und abstruse Alchimie ohne wissenschaftlichen Erkenntniswert sind. Das Mißtrauen gegen diese okkulten „Wissenschaften“, mit dem ihn

seine Erfurter Naturlehrer erfüllten, hat der Reformator sich sein Leben lang zu erhalten gewußt. Es bewahrte ihn vor Irr- und Abwegen von Okkultisten aller Art, vor Prognosen und Verheißungen von Astrologen, Chiromanten und Alchimisten, vor „Schwarzkünstlern“ vom Schlage seines Zeitgenossen Doktor Faust. Das war, da der Okkultismus blühte und selbst ernsthafte Gelehrte, wie die großen Ärzte Paracelsus und Agrippa aus Nettesheim oder, in Luthers nächster Umgebung, der astrologiegläubige Melanchthon, ihm Tribut zollten, durchaus keine Selbstverständlichkeit. Auch des Nettesheimers „Geheimwissenschaft“ und Melanchthons Beredsamkeit zugunsten der Astrologie haben Luther nicht von dieser realistischen Überzeugung abzubringen vermocht. Mancher Handleser und Sterndeuter, Magier oder „Goldmacher“ in Renaissance und Reformation, der ihn an Gelehrsamkeit möglicherweise übertraf, blieb ihm daher in der realen Naturerkenntnis unterlegen. So hat das Erfurter Erbe wesentlich zu seiner kritischen Naturanschauung beigetragen (vgl. die Titel über Erfurt in den Literaturangaben).

Luthers persönliches Verdienst war es, daß er, ein eifriger Student, sich den akademischen Lehrstoff von der Natur- bis zur Moralphilosophie gründlich angeeignete. Seine Kommilitonen gaben ihm wegen seines vielen Philosophierens und philosophischen Debattierens den Spitznamen „Philosophus“. Diese Neigung zur Philosophie schloß auch die Naturphilosophie ein.

Luther hat sich etwas darauf zugute gehalten, die peripatetische Naturlehre zu beherrschen. So betonte er in seiner reformatorischen Grundschrift „Von des christlichen Standes Besserung“ (1520), daß er die Naturlehre und andere Schriften des Aristoteles *„gelesen und gehört“* hat. An erster Stelle nannte er hierbei wiederum dessen „Physik“ (W 6, 457 f.). 1519 bemerkte er zur aristotelischen Physik: *„Ich kenne das Buch in- und auswendig und habe es schon zweimal meinen Brüdern mit ausgewählten Erklärungen privatim vorgetragen“* (B 1, 359). Luther hat also im Wittenberger Augustinerkloster wiederholt einen Vorlesungszyklus über die Naturlehre von Aristoteles gehalten. Er war somit auch „Dozent“ der Naturwissenschaften. 1531 bezeugte er erneut, daß er sich *„die Physik des Aristoteles . . . vollkommen angeeignet“* habe (T 1, 57).

So ist Luthers urwüchsig-empirisches Naturdenken der Mansfelder Kindheit auf der Universität stofflich erweitert und begrifflich präzisiert worden. Es wurde in ein System gebracht, dabei aber durch irrealer spekulative Lehrmeinungen auch deformiert. Nunmehr stellte es ein buntes Gemisch aus wirklichkeitsgetreuen, wirklichkeitsnahen, wirklichkeitsfernen und wirklichkeitsfremden Bausteinen dar, zusammengehalten durch die aristotelische Naturterminologie, die dem Ganzen den Schein der Geschlossenheit gab.

Von dem in Erfurt erlangten Naturwissen hat Luther in Leben und Lehre vielfältigen Gebrauch gemacht – in Garten und Haus, Predigten, Vorlesungen und Gesprächen, Briefen und Schriften, auch bei der Bibelübersetzung. Nicht selten verblüffte er Hörer und Leser durch seine Naturkenntnis. Seine naturkundlichen Vergleiche, Allegorien, Parabeln und Exkurse dienten der Lebendigkeit und Anschaulichkeit seines mündlichen wie schriftlichen Vortrags und der Verdeutlichung seiner Gedankengänge.

## Abkehr von der aristotelischen Naturphilosophie

Die kritische Einstellung, zu der die Erfurter „Modernisten“ Luther anhielten und die ihm persönlich lag, kehrte sich zuerst gegen die Autorität von Aristoteles. Dabei nahm er auch dessen System der Natur aufs Korn. Am krassesten sprach sich diese Tendenz in den Anfängen der Reformation aus.

In jenen Monaten, als Luther nach den Vorstellungen der Nachwelt ganz im Kampf gegen den Ablaß aufging, focht er in Wirklichkeit, wie dann in dem Vierteljahrhundert von Ende 1521 bis zum Tod 1546 ununterbrochen, an zwei Fronten. Er setzte gleichzeitig sein Ringen „Wider die scholastischen Theologen“ fort, das er mit seinen 100 Thesen vom 4. September 1517 an die Öffentlichkeit getragen hatte – den Angriff auf die Scholastiker mit ihrem Aristoteles und seiner in Luthers Augen viel zu abstrakten, von den realen Naturstoffen gelösten, einseitig spekulativen Naturphilosophie. Wie er die 95 Thesen zuerst denen zusandte, gegen die sie gerichtet waren, so schickte er 10 Tage später, am 11. November 1517, an die, die es zuerst anging, an die Erfurter, ein Schreiben gegen Aristoteles. Seinem Erfurter Griechischprofessor, Ordensbruder und Freund Johann Lang gegenüber verstieg er sich dabei so weit, die Herrschaft des Aristoteles an den Universitäten für die „größte Schmach“, für eine Jahrhundertsschande zu erklären (B 1, 121).

1519 sagten sich Luther und Melanchthon von der „faden“ Naturlehre des Aristoteles los. Sie wollten erreichen, daß Melanchthon von der ihm lästigen Pflichtvorlesung über die aristotelische Physik entbunden wurde. Melanchthon verbat es sich, diese „langweilige“ Naturphilosophie dozieren zu müssen: „Die aristotelische Physik besteht aus derart schalen Ausführungen, daß nichts für Vorlesungen unangebracht ist“ (CR 1, 75). Das war gegen Form und Inhalt gerichtet.

Luther ging in der Kritik noch über Melanchthon hinaus. Er fand das Physikkolleg für diesen als Philologen unzumutbar. Melanchthon sei ohnehin stark eingespannt und werde kräftemäßig überfordert, falls man ihm auch noch die Naturvorlesung aufhalse. Um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, erging sich Luther in den absprechendsten Äußerungen über die Naturlehre des Stagiriten. Er bestritt ihr jeden naturwissenschaftlichen und didaktischen Wert. Sie enthalte „ungereimtes Zeug“. „In ihr ist ganz und gar nichts von Naturwissenschaft“ (scientia rerum naturalium). Das war eine seiner zweckbestimmten Überspitzungen. Ja, „die Physik des Aristoteles ist eine völlig unnütze Materie“.

Ihr prägender Einfluß auf Luthers eigenes Naturdenken besagt das Gegenteil. Er selbst ist vermöge seiner intensiven Aneignung und kritischen Verarbeitung der aristotelischen Lehre, gerade der Naturphilosophie, zu einem umfassenden Weltbild gelangt, und das mit Hilfe des peripatetischen Begriffsgerüsts.

Weit bedeutsamer als die Subjektivität und teilweise Verfehltheit dieser Polemik ist, daß Luther hier bewußt von der Warte des Naturwissenschaftlers urteilte – daß er vom Standpunkt neuzeitlicher Naturwissenschaft den antiquierten Makedonen richtete. Er wollte den „Heiden“ Aristoteles mit seiner Physik nicht so sehr deshalb von den Universitäten verbannt wissen, weil dessen Naturphilosophie unchristlich ist, als vielmehr darum, weil sie in seinen Augen keine echte

Naturwissenschaft war. Luther wünschte also nicht etwa den akademischen Naturkundeunterricht abgeschafft zu sehen, sondern daß der uralte Grieche durch einen zeitgemäßen naturwissenschaftlichen Autor ersetzt werde, der nach dem neuesten Stand schrieb.

Als einen solchen möglichen Nachfolger des Aristoteles in der Naturunterweisung an den Universitäten empfahl Luther den Bologneser Humanisten, Arzt und Naturforscher Filippo Beroaldo den Älteren (1453–1505), den ersten Herausgeber der Naturgeschichte des älteren Plinius (Parma 1476 u. ö.), Historiker der Pest (Bologna 1505 u. a.) und Verfasser medizinischer Schriften, z. B. über Narkotika in der Chirurgie. Beroaldo erschloß durch seine Plinius-Ausgabe der Gelehrtenwelt der Renaissance die wichtigste naturwissenschaftliche Kompilation des Altertums. Er verband das antike Naturwissen mit der Naturforschung der eigenen Zeit. Nach Ansicht Luthers wären Beroaldo und andere neuere Autoren der studierenden Jugend in der Naturlehre „weit nützlicher“ als Aristoteles (B 1, 359).

Analog scharf urteilte Luther über die Physik des Aristoteles 1520 in seiner Reformschrift „Von . . . Besserung“ („An den christlichen Adel . . .“). In diesem Traktat entwickelte er das Programm einer durchgreifenden Hochschulreform: *„Die universitäten bedürften auch wohl einer guten starken reformation“* – *„kein . . . ärger wesen denn unreformierte universitäten“*. Besonders reformbedürftig erschienen ihm der naturwissenschaftliche und der historische Hochschulunterricht. Er tadelte heftig den verknöcherten Lehrbetrieb in den naturwissenschaftlichen Disziplinen. Das anhaltende Regiment des Stagiriten – *„Aristoteles regiert“* noch immer – mißfiel ihm aufs höchste. Es zu beseitigen, war ihm ein dringendes Desiderat: *„Hier wäre nun mein rat, daß die bücher Aristoteles, Physicorum, Metaphysice, de Anima, Ethicorum, welchs bisher die besten gehalten, ganz würden abtan mit allen andern, die von natürlichen dingen sich rühmen, so [obwohl] doch nichts darin mag gelehrt werden weder von natürlichen noch geistlichen dingen . . . Ein töpfer hat mehr kunst von natürlichen dingen“* als derartige Bücher. Mit all diesem Tand in der Naturlehre müsse Schluß gemacht werden.

Doch verwarf Luther Aristoteles nicht durchweg. Dessen Logik, Rhetorik und Poetik ließ er mit Einschränkung gelten. Es ging ihm nicht gegen die Person und ihr Werk, sondern gegen überholte, didaktisch ungeeignete oder dem Christen unangemessene Teile dieses Werks.

Die Verbannung der Physik, Metaphysik und Anthropologie von Aristoteles betraf hauptsächlich die philosophischen Grundfakultäten mit ihrem naturwissenschaftlichen Einschlag. Auch für die juristischen und theologischen Fakultäten sah Luther Reformen vor. Für die medizinischen Fakultäten, an denen ein Großteil der Naturwissenschaften verankert war – die Chemie als Pharmazie, Pharmakologie und physiologische Chemie (Biochemie), die Physik als Biophysik (Biomechanik), die Zoologie als vergleichende Anatomie und Physiologie sowie in der Veterinärmedizin, die Botanik als Heilkräuterkunde – fühlte er sich allerdings nicht kompetent: *„Die ärzte laß ich ihre fakultäten reformieren“* (W 6, 457–459).

Die Kontroverse um Aristoteles und seine „Physik“ zog weite Kreise. Sie mün-

dete in die Streitigkeiten innerhalb der Frühreformation und des Luthertums über Wert und Unwert natur- und kulturwissenschaftlicher Gelehrsamkeit ein.

Im Überschwang des neuen Glaubenserlebnisses, im Zeichen der Wiederentdeckung der Bibel vermeinten viele der von Luthers Biblismus Entflammten, man brauche nun keine weltliche Wissenschaft mehr. Die Bibel mache alle übrige Bildung überflüssig. Der Bibelkundige bedürfe weder der „mechanischen“ noch der „freien Künste“, weder der Natur- noch der Humanwissenschaften. Alles akademische Studium außerhalb von Bibellektüre, Exegese und allenfalls Bibelphilologie schien damit entbehrlich, ja hinfällig. Die bibelnotorisches Fragwürdigkeit der Schriftgelehrten und die Warnung des Apostels Paulus vor der Philosophie taten ein übriges, zumal man „Philosophie“, dem Wortsinn gemäß, als Summe von Human- und Naturweisheit, d. h. als die gesamte Wissenschaft verstand. Profane Gelehrsamkeit wurde scheel angesehen, und es fehlte nicht an Stimmen, die naturkundliches und anderes Studieren und Forschen schmähten, womöglich gar als sündhaft hinstellen. Eine Atmosphäre der Bildungsfeindlichkeit verbreitete sich. Wozu Physik – man hatte ja die Heilige Schrift. Professoren wie Karlstadt stellten die Vorlesungen ein. Sie rieten den Studenten, der Universität Valet zu sagen und produktiver Handarbeit nachzugehen, einen gemeinnützigen Handwerksberuf zu ergreifen. Scharenweise hängten die Musenjünger das Studium an den Nagel. Trotz des reformatorischen Aufschwungs gingen um 1520 infolgedessen die Studentenzahlen zurück. Ungeachtet der Magnetkraft der Namen Luther und Melanchthon sank vorübergehend sogar die Frequenz der Universität Wittenberg.

Luther selbst, hieß es, wünsche nur Bibellektüre. Er verachte Human- und Naturwissenschaft. Dieser Leumund, den er sich durch mißverständene oder mißverständliche frühreformatorische Bekundungen seines Biblismus, Antiaristotelismus und Antischolastizismus zuzog, haftete ihm lange an. In der gegnerischen Kontroverstheologie, unter einfältigen Anhängern und bei schlecht informierten Zunftgelehrten behielt er ihn für dauernd. So unterstellte der französische Alttestamentler und Polemiker Richard Simon (1638–1712), *„Luther habe auf gut enthusiastisch (wie ein religiöser Schwärmer) alle Studia abschaffen“* wollen und nur das Bibellesen befürwortet. Aber Melanchthon habe sich dagegen aufgelehnt und sei dadurch der Retter der Human- und Naturwissenschaften unter den Lutheranern geworden [64]. Hier zeigt sich die bei nichtlutherischen Theologen häufige, auch bei einigen Geistes- und Naturwissenschaftlern zu beobachtende Tendenz, Melanchthon gegen Luther auszuspielen.

Daran ist so viel richtig, daß Melanchthon tatsächlich der stärkste Hort der Kultur- und Naturwissenschaften im frühen Luthertum war. Zwischen ihm und Luther bestanden auch in der Naturphilosophie und in der Einstellung zu den Naturwissenschaften Differenzen. Aber der beiderseitige Wunsch nach Gemeinsamkeit erwies sich als stärker. Der irenische Zug Melanchthons und die Anpassungsfähigkeit Luthers ließen die Meinungsverschiedenheiten über Theorie und Didaktik der Naturwissenschaften nicht offen ausbrechen. Die Dioskuren der lutherischen Reformation haben sich auch auf naturtheoretischem und naturpädagogischem Felde immer wieder verglichen und ihre Ansichten aufeinander abgestimmt.



Der junge Melanchthon stimmte aus vollem Herzen in Luthers Kampfansage an die aristotelische Physik und Metaphysik ein. Er tat 1519 alles, um die „langweilige“ Physikvorlesung nach dem Schema des Stagiriten loszuwerden. 1521 brachte er die Philosophie des Aristoteles, einschließlich der Naturphilosophie, als „*ungereimtes Zeug eines höchst eingebildeten Sophisten*“ in Verruf [71].

Aber als Antiaristotelismus und Antischolastizismus der Reformatoren von religiösen „Fantasten“ – so wurden sie von Luther und Melanchthon gescholten – als Wissenschaftsfeindlichkeit gedeutet wurden, stellte sich Melanchthon, auch während Luthers Abwesenheit auf der Wartburg, schützend vor die bedrohte Profanwissenschaft von Kultur und Natur. Die bildungsfeindliche Welle bewog ihn seit 1520/21, um so nachdrücklicher auf die enzyklopädische Unterweisung der studierenden Jugend in Human- und Naturwissenschaften hinzuwirken und darin anderen Professoren mit gutem Beispiel voranzugehen. Hierfür empfahl er auch das Studium der Moral- und Naturphilosophie [25, 595–597]. Entschlossen trat Melanchthon jenen entgegen, die Luthers Autorität zu bildungsfeindlichen Zwecken mißbrauchten. Besonderes Gewicht legte Melanchthon dabei auf die Feststellung, daß Luther bei all seiner Abneigung gegen Aristoteles ein großer Freund der Gelehrsamkeit und gerade der Naturwissenschaften sei. Luther schätze, schrieb Melanchthon 1520 unter dem Pseudonym Didymus Faventinus, die mathematischen Wissenschaften sehr. Zu diesen zählte man jene naturwissenschaftlichen Disziplinen, in denen die Mathematik angewandt wurde: Astronomie, Geodäsie, Physik u. a. Luther wünsche, fuhr sein Vertrauter Melanchthon fort, die wissenschaftliche Beschäftigung mit Gesteinskunde und Pflanzenkunde – das Studium der Erze, der Bäume und Kräuter. Luthers Polemik gegen Aristoteles und die Scholastik richte sich lediglich gegen leere, haltlose Spekulationen über die Prinzipien der natürlichen Dinge, z. B. gegen eine abstruse Meteorologie mit verworrenen Ideen über die Ursachen von Wind und Regen. Nicht die Physik, sondern heidnische Metaphysik werde von Luther abgelehnt. So und nicht anders habe es auch Paulus gemeint, als er den Kolossern von der Philosophie abriet (Kolosser 2, 8) [25, 581 f.].

In der Tat galt Luther, so skeptisch und sarkastisch er sich über naturphilosophische „Sophisten“, Astrologen und Chiromanten, auch über Kurpfuscher und Quacksalber geäußert hat, ganz zu Unrecht als Verächter der Naturforschung. Doch ist es bezeichnend für die labile Lage der Kultur- und Naturwissenschaften in den Gärungen der Frühreformation, für die Anzweiflung aller Traditionen einschließlich der Kulturwerte bei einem gesellschaftlichen Umbruch, daß es überhaupt einer solchen Klarstellung, einer „Ehrenrettung“ Luthers als Freund der Profangelehrsamkeit bedurfte. Selbst Melanchthon, der Humanist, ist aufgrund von Bibelstellen zeitweilig an der Wissenschaft unsicher geworden.

### **Bruch mit der Naturlehre der Scholastik**

Luthers Auseinandersetzung mit der herkömmlichen Naturphilosophie erschöpfte sich nicht in der Kritik an Aristoteles. Seine Angriffe auf die Autorität des makedonischen Philosophen waren nur ein Teil seines Kampfes gegen die mittelalterliche Scholastik, die in Aristoteles ihren antiken Hauptgewährsmann sah. Die Ablehnung der älteren Scholastik, zu der seine Professoren ihn angeleitet hatten, kehrte er in der Folge auch gegen die jüngere, gegen die mittelalterliche

Schulphilosophie insgesamt und damit zugleich gegen seine ockhamistischen Lehrer selbst. Er empfand die in Erfurt kennengelernte Scholastik jeder Observanz – samt ihrer Naturphilosophie – als so unbefriedigend, daß er in den Anfängen der Reformation völlig mit ihr brach.

Über den epochemachenden 95 Thesen wird oft übersehen, daß Luther diesen im Vormonat am 4. September 1517, die erwähnten 100 Thesen wider die Scholastik vorausschickte, die weit mehr von seiner neuen Lehre enthalten als die 95 Thesen gegen den Ablass. Jene großartige Abrechnung mit der scholastischen Theologie und Philosophie schloß auch deren Naturphilosophie ein. Wie Luther die 95 Thesen den Hauptbetroffenen zuschickte – seinem Erzbischof Albrecht von Magdeburg und seinem bischöflichen Ordinarius Hieronymus Schulze von Brandenburg – so hat er zuvor die antischolastischen 100 Thesen an die Häupter der Erfurter Scholastik, seine einstigen Lehrer, versandt. Unmittelbar nach den 95 Thesen schrieb er in dem schon genannten Brief an Lang erneut höchst abschätzig über die Scholastiker (B 1, 121).

Der selbstgewisse, überheblich anmutende Ton, in dem der ehemalige Schüler über die Phalanx der Scholastiker herfuhr, erregte das Mißfallen der Erfurter Ockhamisten. Trutvetter und Arnoldi, die gewöhnt waren, von der Höhe des altberühmten Erfurt auf die Neupflanzung Wittenberg herabzusehen, fühlten sich durch die pauschalen Attacken des Wittenbergers zutiefst verletzt. Es kam zum Bruch, Trutvetter verschloß 1518 Luther das Haus.

Trutvetter und Arnoldi sind danach, wie Staupitz, der Luther zur Mystik hingeführt hatte, in Gegensatz zu seiner Reformation geraten. Alle drei haben ihn auf die reformatorische Bahn hingelenkt – so auch zu seiner Zweireichlehre, die das Reich der Natur von dem des Glaubens schied und in seinem Eigenwert anerkannte – ohne ihm dann auf dieser folgen zu können. Das war eine typische Reaktion starr gewordener Lehrer gegen einen sie überholenden Zögling.

### **Bleibende Wirkungen der Erfurter Naturlehrer**

Obwohl Luther sich mit seinen Lehrern überwarf, blieb der Ockhamismus von beträchtlichem Einfluß auf seine Lehre, auf sein politisch-gesellschaftliches Handeln und auf sein Naturverständnis. Der Reformator bewahrte, auch nachdem er sich mit Trutvetter und Arnoldi zerstritten hatte, beiden ein dankbares Andenken.

So brachte Erfurt drei herausragende Resultate für Luthers Naturanschauung. Das erste bestand darin, daß er als fleißiger Studiosus ein gediegenes Wissen von der Natur erwarb, vorab in Kosmologie und Erdkunde. Das zweite war, daß sein von Mansfeld her buntscheckiges, ein wenig chaotisches Naturbild zu einem geordneten Ganzen zusammengefügt, in ein System mit stabilen Begriffen gebracht wurde

Noch weit folgenreicher für Luther und seine Reformation wurde aber drittens, daß ihm der Erfurter Ockhamismus den Weg zum Kernstück seiner Natur- und Gesellschaftsauffassung wies. Ockham und seine Schüler bestritten die thomistische Harmonisierung von Vernunft und Glauben, die vermeintliche Einheit von Natur und Übernatur. Sie lehrten statt dessen eine konfliktreiche Dualität.

ein spannungsvolles Nebeneinander, das mit unterschiedlichen Erkenntnismitteln zu erfassen sei. Die „Modernität“ des Ockhamismus lag erkenntnistheoretisch darin, daß er den Verstand in Fragen der religiösen Dogmen für inkompetent erklärte. Er nahm damit im Grunde eine Kardinalerkenntnis des Kantschen Kritizismus vorweg, dem Kants Lehrmeister Christian Wolff mit seiner Skepsis gegenüber rationalen Gottesbeweisen vorgearbeitet hat. Die Gegenposition Ockhams zum „Realismus“ der Thomisten ähnelt insofern den Einwüfen Kants gegen den theologischen Rationalismus in der Aufklärung.

Für die empirischen Wissenschaften und besonders für die Naturwissenschaften hatte die Verbannung der Vernunft aus der Religion beidemal eine sehr positive Auswirkung: Der aus der religiösen Dogmatik ausgeschlossene Verstand wurde nun um so stärker auf wissenschaftliche Betätigung hingelenkt. Das lief auf die Verselbständigung von Natur und Gesellschaft als Aktionssphären der menschlichen Vernunft und damit als eigengesetzlicher Bereich hinaus. Auf diese Weise bewirkte die theoretische Abwertung der Vernunft eine praktische Aufwertung. Der mittelalterliche hierokratische Universalismus wurde dadurch gnoseologisch unterminiert. Der Ockhamismus war die philosophische Abspiegelung seiner Niedergangsphase. In der Konsequenz führte das zur Emanzipation der Natur- und Gesellschaftswissenschaft ebenso wie der Politik von der Theologie. Fortan war die Naturforschung gleich der Philosophie nicht mehr die Magd der Theologie.

Als Furcht der ockhamistischen Dualität erwuchs Luthers Zweireichelehre – mit ihrer Autonomie von Natur und Gesellschaft – die theoretisch-prinzipielle und in der Anwendung praktisch-taktische Voraussetzung für die Tolerierung und Legalisierung, Anerkennung und Unterstützung seiner gemäßigten Reformation durch weltliche Obrigkeiten. Diese das Natürliche respektierende Doktrin und ihre Beherzigung waren unter den Bedingungen des 16. Jh. Faktoren seines persönlichen Erfolgs und des Gelingens der lutherischen Kirchengründung und Kulturreform überhaupt.

## **Literarische Einflüsse auf Luthers Naturverständnis.**

### **Die Plinius-Tradition**

Mannigfache Ergänzung und allmähliche Abrundung erfuhren Luthers Vorstellungen über die Natur dadurch, daß er sowohl an der Universität als auch im Kloster außerordentlich viel las, in Erfurt und danach in Wittenberg. Bei einem selbständigen Kopf wie ihm, der in der Studierstube mehr als im Hörsaal lernte, sind die eigenen Bücherstudien sehr zu beachten.

Im Zuge von Luthers Augustin-Rezeption war zeitweise die neuplatonische Komponente seines Denkens sehr ausgeprägt. Sie ließ vorübergehend das Materiell-Natürliche stärker hinter dem Immateriell-Numinosen zurücktreten.

Gewichtiger für Luthers Naturauffassung wurde Plinius der Ältere (23–79). Nächst den Griechen Aristoteles und Ptolemäus war der Römer Plinius seine dritte antike Autorität der Naturkenntnis. Sowohl als Kompilator der ältesten erhaltenen systematischen Naturenzyklopädie, seiner 37 Bücher „Naturgeschichte“ (Naturalis historia), wie als erster Deutschlandgeograph – Gewährs-

mann der „Germania“ des Tacitus – hat der römische Offizier und Flottenbefehlshaber Luthers Vorstellungen vom All, von der Erde und von der Natur Deutschlands beeinflusst. Plinius kam, ein frühes Opfer der Naturforschung, im Jahr 79 bei der Beobachtung des Vesuvausbruchs, der Pompeji zerstörte, ums Leben. Seine „Naturgeschichte“, eine reichhaltige Sammlung griechischen, römischen und orientalischen Naturwissens, war Fundgrube und Modell für viele Naturkundige. Infolgedessen wirkte er vornehmlich über Mittelsmänner und Plagiatoren auf Luther.

Zu den geistlichen Vermittlern, Fortsetzern und Kritikern des älteren Plinius im Frühchristentum und christlichen Mittelalter, auf die und deren Spuren Luther auch bei theologischen Studien stieß, zählten naturkundlich interessierte Lexikographen, Kirchenhistoriker und Polyhistoren wie Isidor von Sevilla, der Angelsachse Beda, Albert der Große (Albertus Magnus) und Nikolaus Krebs aus Kues (Cusanus). Albert der Große und Nikolaus von Kues, die beiden genialsten deutschen Naturforscher und Naturdenker des Hoch- und Spätmittelalters, drangen tief in die Geheimnisse der Natur ein. Luther wurde über scholastische und humanistische Zwischenglieder von ihrer Naturanschauung berührt, von der Alberts vor allem durch dessen größten Schüler, Thomas von Aquin.

Die von Albertus Magnus als Entwicklungsprinzip erkannte aristotelische Sentenz, daß die Natur keine Sprünge macht (*Natura non facit saltum*) – die dann ein Kernsatz der Biologie und Naturphilosophie der Aufklärung wurde – entsprach auch dem Naturverständnis Luthers. Beide haben den Entwicklungsgedanken empirisch-intuitiv geahnt – Luther z. B. anhand der Domestikation – und theologisch begründet, ohne ihn zu formulieren. Luther erklärte das biologische Phänomen der allmählichen Höherentwicklung der Arten teleologisch aus Gottes Weltplan. Er ging davon aus, daß die Schöpfung nichts Abgeschlossenes sei, sondern Gott ständig Hand an sie lege, um sie mehr und mehr zu vervollkommen und schließlich im nahenden vierten Weltalter, das Luthers Eschatologie aufgrund der Parusieverheißung bald erwartete – zu vollenden (W 24, 20). Das war die teleologisch-theologische Abstraktion und Sinngebung der in Natur und Gesellschaft beobachteten Entwicklungsprozesse. Auf diesen beruhte das Entwicklungspostulat in Luthers Naturauffassung, das sich bei ihm noch im embryonalen Stadium befand, ebenso wie die Fortschrittsidee in seinem Gesellschaftsdenken. Ähnliche Ansätze des Entwicklungsgedankens begegnen im naturkundlichen Schrifttum der Renaissance, in das Luther z. T. Einblick nahm und dessen Thesen er hauptsächlich aus allgemeinen oder theologischen Schriften kannte, in denen sie rezipiert, erörtert oder angefochten wurden. Überhaupt lernte Luther das Naturdenken der Renaissancegelehrten mehr aus theologischen und allgemeinen Werken als aus der Fachliteratur kennen.

Die Ansätze des Entwicklungsdenkens und weiterer vorwärtsweisender Erkenntniszuwachs in der Naturforschung der Renaissance wurden aber überschattet von der ungebrochenen Autorität des Plinius, die angesichts des Antikekults neu erstarkte. Hieraus erhellt das Janusgesicht der Altertumsbegeisterung für das Fortschreiten der Naturwissenschaft, ihre Ambivalenz – der Zwiespalt zwischen Erkenntnisdurstiger, neuerungsfreudiger Progressivität und antikehöriger Erstarren in antiquierter Schablone.

Wie sehr die Plinius-Rezeption des Renaissancehumanismus Luther beeindruckte, ist daraus zu ersehen, daß er den Plinius-Herausgeber Beroaldo als Ersatz für Aristoteles empfahl. Auch andere Humanisten, zu denen er griff oder die er bekämpfte, wie Schedel (1493), Peutinger (1506), Cochläus (1512), Vadian (1518), schöpften aus der Plinius'schen „Naturgeschichte“ in Beroaldos Ausgabe. Melanchthons Wittenberger Antrittsvorlesung von 1518, in Abwesenheit Luthers, nannte neben Aristoteles und Quintilian den älteren Plinius als dritten klassischen Autor, über den an Luthers Universität gelesen wurde (B 15, 216). Die Neuauflage der „Naturgeschichte“ durch Erasmus (1525) – dessen Editionen Luther aufmerksam verfolgte – rückte diese dann noch stärker ins Blickfeld der Gelehrtenwelt.

Erasmus bereicherte Luthers Naturdenken ferner durch seine vom Reformator vielbenutzte Sprichwortsammlung („Adagia“). Auch die humanistischen Sprichwortbücher seines Paladins Johann Agricola, Heinrich Bebels und ihrer Plagiatoren hat Luther ausgiebig herangezogen. Diesem Sprichwortgut und einer eigenen Sprichwortsammlung entnahm er zahlreiche der Natur abgelauschte Bilder und Gleichnisse.

### **Naturbegriff Luthers**

Aus der Synthese der vielfältigen Einflüsse von Theologen, Philosophen, Ärzten und Naturforschern – insgesamt mehr von naturwissenschaftlichen Laien als von Fachleuten – erwuchs Luthers Terminologie der Natur. Sie festigte sich in der Auseinandersetzung mit Aristoteles und der Scholastik. Dieses Begriffsgerüst ist für die Stellung der Natur im Koordinatensystem des Lutherschen Denkens recht aufschlußreich. Seine Naturterminologie reflektiert, unter Wahrung der aristotelischen Grundlage, die für ihn kennzeichnende Verflechtung überkommenen heidnisch-antiken, patristischen und scholastischen Gedankenguts mit den neuen Konzeptionen der Renaissance.

Sehr beachtenswert ist, daß Luther bereits den modernen Gesamtbegriff Naturwissenschaft hat (*scientia rerum naturalium*; B 1, 359). Aber so rasch sich viele seiner Prägungen und Neologismen einbürgerten – den Terminus „Naturwissenschaft“ führte erst 200 Jahre nach ihm Christian Wolff ein, und es vergingen drei Jahrhunderte, ehe sich dieses Wort allgemein durchsetzte. Das ist ein naturwissenschaftliches Beispiel für Luthers avantgardistische Rolle in der Sprach-, Bezeichnungs- und Begriffsgeschichte.

Verbreiteter waren im 15.–18. Jh. andere Gesamtbezeichnungen des die Natur betreffenden Sektors der *Universitas literarum*: „Physik“ (als ‚Naturerforschung‘ insgesamt), „Naturlehre“ (besonders für die theoretische Seite, wie „Naturphilosophie“), „Naturkunde“ (mehr auf die praktische Seite gerichtet), „mathematische Wissenschaften“ (als angewandte Mathematik) und, weithin in den europäischen Sprachen, der Plinius'sche Titelbegriff „Naturgeschichte“ (nicht nur bei historischer, sondern auch bei rein deskriptiver Betrachtung, wie englisch *natural history* usw.). Die Philosophen bevorzugten die peripatetische Benennung Physik, die sie deutsch mit „Naturlehre“ oder „Naturphilosophie“ (lateinisch *philosophia naturalis*) wiedergaben. Seit der Hochaufklärung löste in der spekulativen Theorie der Naturwissenschaften der Terminus Naturphilosophie allmäh-

lich „Naturlehre“ ab, um diesen in der Romantik (Schelling) zu verdrängen. In Populärwissenschaft und Pädagogik war der Ausdruck Naturkunde beliebt, der an den Schulen im 19./20. Jh. auf die Biologie eingeengt wurde. Die Naturforscher selbst, auch Kant, Lessing, Herder, Goethe u. a., sprachen dagegen meist von „Naturgeschichte“. Diese Denomination, die zur Dynamik des Naturgeschehens mit seinen unklar erahnten Entwicklungsprozessen paßt, herrschte bei ihnen bis zur Spätaufklärung am Ausgang des 18. Jh. vor, so noch bei Georg Forster und seinem Vater Reinhold. Sie wurde dann im Zeichen des Darwinismus in den biologischen Schulunterricht abgedrängt, ist aber in der modernen Naturwissenschaft und Naturphilosophie wieder im Kommen.

Auch Luther hatte einen dynamischen Naturbegriff. Wie Plinius faßte er die Natur historisch auf, als eine in ständiger Bewegung (und Entwicklung) befindliche Welt. Gegenstand der Naturwissenschaft waren ihm Kräfte. Als Inhalt des Naturgeschehens sah er demzufolge das Wirken von Kräften an. Daher definierte er: *„Die Naturlehre (physica) handelt von Geschehen“*. *„Sein ist Bewegung, Kraft ist Geschehen“*. Die dynamistisch-mechanistische, unstoffliche Begriffsbestimmung ist charakteristisch für die damalige Präponderanz der Astronomie und Physik vor der Chemie an den Universitäten.

Diese Betrachtungsweise spiegelt sich auch in Luthers Kern des Aristoteles. Mit seinem Blick für das Wesentliche faßte er dessen Lehre in acht Begriffen zusammen. *„So besteht die ganze Philosophie des Aristoteles in diesen Wörtern: Sein – Geschehen, Bewegung – Kraft, Allgemeines – Besonderes, Form (Wesen) – Materie“* (Substrat; T 1, 57 f.).

„Natur“ war einer der Zentralbegriffe Luthers. Den verschiedenen Bedeutungen dieses schon seinerzeit schillernden Begriffs hat er eine eigene Prägung gegeben. Im umfassendsten Sinn besagt „Natur“ bei Luther: ‚göttliche Schöpfung als Ganzes; Universum, All; (materielle) Welt‘. In diesem Begriffsumfang ist das Wort oft gleichbedeutend mit „Welt“. Mehr als „Welt“ oder von ihr Verschiedenes drückt „Natur“ aus, wo Luther unter jener nur den politisch-sozialen (profanen, „weltlichen“) Bereich verstand, dasselbe wie „Welt“ oder weniger involviert „Natur“, wenn er mit „Welt“ das Weltall bzw. die Erde meinte.

Meist jedoch, als Kategorie in Luthers neuer Lehre, hat „natura“ – dem modernen Begriffsinhalt näherkommend – einen engeren Sinn. Dann subsumierte er darunter den von Gott mittels der Naturgesetze und des Naturrechts gesteuerten Teil des Weltganzen. Dieses Begriffsfeld deckte nicht nur die Erstreckung der Kategorie Natur im modernen Begriffspaar ‚Natur und Gesellschaft‘, sondern umschloß übergreifend auch den auf dem Naturrecht („natürliches Gesetz“, „natürliches Recht“) beruhenden Teil des gesellschaftlichen Lebens. „Natur“ in diesem dominierenden Sprachgebrauch Luthers ist die unter den Bedingungen der Naturgesetze und des ethischen Naturrechts bestehende oder postulierte Weltordnung.

Schon durch das Naturrecht ist die Natur bei Luther nicht etwas ganz vom Menschen Getrenntes, ihm Gegenüberstehendes, sondern der Mensch gehört ihr partiell selbst an. Dies gilt vor allem für seine den Naturgesetzen gehorchende Leiblichkeit (Physis, anatomisch-physiologische Beschaffenheit – wobei Physis, griechisch ‚Natur‘, und Physiologie ‚Naturlehre‘ die Zugehörigkeit zur Natur

auch sprachlich verdeutlichen). Daher zählte Luther auch Gesundheit und Krankheit zum Natürlichen, zur Naturgebundenheit des Menschen. Darüber hinaus beinhaltet „Natur“ in bezug auf den Menschen bei Luther drittens – allgemeinem Sprachgebrauch und theologischem Herkommen folgend – ‚natürliche Veranlagung, angeborenes Wesen, Charakter‘. Diese ins Geistig-Psychische übergreifende Bedeutung begegnet bei ihm besonders häufig. In der Christologie unterschied auch er zwischen „göttlicher“ und „menschlicher Natur“ Jesu. Bei seiner frühreformatorischen Auseinandersetzung mit der Scholastik ist „(unsere) Natur“ der Mensch mit seinen Begierden. Im Römerbriefkommentar von 1515/16 faßte er noch in traditioneller Weise „unsere Natur“ (*natura nostra*) als durch den Sündenfall verderbt auf („tief gebeugt“; W 56, 304). In seiner „Disputation gegen die scholastischen Theologen“ (1517) schrieb er der „Natur“ den Grundtrieb des „Verlangens nach Gott“ zu, Gottessehnsucht, Gottsuchertum (*Est in natura concupiscentia erga deum*; W 1, 225).

In Luthers theologischem System steht „Natur“ in einer Reihe mit den Kategorien Welt, Gesetz, Vernunft, weltliches Regiment (Gottes), allgemeines Wirken Gottes. Mit diesen Termini bildet die Kategorie eine Kette zusammenhängender Begriffe, die zur Bezeichnung, Charakterisierung, Umschreibung oder partiellen Erfassung der nichtgeistlichen („weltlichen“, „natürlichen“) Seinsphäre dienen. Mit diesen Begriffen ist „Natur“ z. T. austauschbar, überschneidet sich mit ihnen, schließt sie ein oder steht in einem Objekt-Subjekt-Verhältnis zu ihnen.

Der natürlich-weltlichen Begriffskette gegenüber steht bei Luther die geistliche Begriffskette, die religiöse im engeren Sinn. Zu dieser gehören: (göttliche) Offenbarung, (christlicher) Glaube, (christliche) Kirche, Evangelium (Jesu), (christliche, evangelische) Freiheit, geistliches Regiment (Gottes), (göttliche) Gnade. In Luthers Glaubenslehre ist „Natur“ Wechselbegriff zu diesen ebenfalls untereinander austauschbaren, sich überschneidenden oder einschließenden religiösen Begriffen.

Da der Kerngedanke von Luthers neuer Lehre die göttliche Gnade an sich ist, fungiert „Natur“ in seiner Theologie vornehmlich als Pendant zu „Gnade“. Die Natur verkörpert das weltliche, ungeistliche, außerreligiöse, d. h. außerhalb des Glaubens stehende Vorfeld der Gnade. Diese bildet das nötige Korrelat zu ihr, da die Natur in ihrer Unvollkommenheit und (bei der menschlichen Natur) Sündhaftigkeit der göttlichen Gnade oder Barmherzigkeit bedarf. Natur verhält sich bei Luther zu Gnade wie Vernunft zu Glaube, wie (natürliches, mosaisches, politisches) Gesetz zu christlichem Evangelium – wie Altes Testament (in seinen naturrechtlichen und national-jüdischen Teilen) zu Neuem Testament, wie allgemeines Wirken Gottes zu einer Offenbarung, wie weltliches zu geistlichem Regiment, wie Welt zu Kirche [63, 162; 68, 94 f.]. Das waren die korrespondierenden Begriffspaare – mit je einem weltlichen und geistlichen Pol oder Brennpunkt – um die Luthers Denken kreiste und auf die seine neue Lehre ausgerichtet ist. Natur und Gnade sind eines dieser Begriffspaare, ein für seinen Glauben besonders charakteristisches. Sinn und Telos (Vollendung, Endbestimmung) der Natur erscheinen in seiner Glaubenslehre untrennbar vom Komplementbegriff der liebevollen Gnade und undenkbar ohne sie. Die Liebe Gottes verzeiht nicht nur der sündigen Natur des Menschen, den sie zu Gnade an-

nimmt, sie reguliert und korrigiert die Unvollkommenheit und Ungerechtigkeiten in der Natur.

Dieser Luthersche Naturbegriff in seiner Wechselbeziehung zur Gnade knüpfte an einen Satz der naturtheologischen Tradition an: „*Die Gnade beseitigt die Natur nicht, sondern vollendet sie*“ (*gratia non tollit, sed perficit naturam*). Damit baute Luther die Kategorie Natur in seine Theologie der Gnade ein wie auch in seine Geschichtstheologie (Lehre vom allgemeinen Wirken Gottes in Natur und Gesellschaft).

„Natur“ im Verständnis des Glaubenslehrers Luther ist somit Gegenbegriff zum eigentlich Religiösen. Insoweit das mosaisch-alttestamentliche Gesetz, mit dem Dekalog, Elemente des Naturrechts enthält, nahm Luthers Naturbegriff auch einen Teil der jüdischen Religion und sekundär, infolge der Rezeption des Alten Testaments im Christentum, der christlichen in sich auf. Das war eine Analogie dazu, daß der Reformator die historisch-nationalen (spezifisch israelitischen) Bestandteile der Thora als für den Christen unverbindlich erklärte („*Moses ist der Juden Sachsen Spiegel*“).

### **Bürgerlichkeit der Lutherischen Emanzipation der Natur**

In Luthers Freiheitslehre steht als Entsprechung für „Natur“ „Gesetz“ und für Gnade „Evangelium“ oder „christliche“, „evangelische Freiheit“, „Freiheit des Christenmenschen“. Dieser Austausch der Termini in der Dialektik von Natur und Gott, Werk und Schöpfer, Objekt und Subjekt erfolgte unter Zuspitzung der Problematik auf die Spannung zwischen mosaischem Dekalog und christlicher Botschaft, zwischen Zwang der Thora und Freiheit des Evangeliums, mit dem Ziel der Befreiung des Menschen.

Das ist neuerdings als Anpassung des Reformators an den Fortschritt der Naturwissenschaften ausgelegt worden – als Konsequenz der durch die zunehmende Säkularisierung bewirkten Auflösung des mittelalterlichen Sakralsystems mit seinem hierokratischen Universalismus. Es bedeutete die Ausklammerung der Natur aus der Kompetenz des geistlichen Regiments und damit die Überlassung oder Abtretung der Natur durch Theologie und Kirche an die weltliche Wissenschaft, in die autonom gewordene Aktionsphäre der Vernunft: „*Die . . . Natur . . . wird an die Wissenschaft, die deren Gesetze zu erkennen beginnt, preisgegeben; hier setzt der Rückzug der Kirche auf die Ethik . . . ein*“ [52, 171]. Somit hat Luthers neue Lehre durch ihre Emanzipation des Naturbegriffs ein Startzeichen für die neuzeitliche Verweltlichung der Naturwissenschaften gegeben, für die Loslösung von der Theologie, ihre Entlassung aus deren Vormundschaft. Das bewirkte eine doppelte Freisetzung. Es wurden nicht nur wissenschaftliche Kräfte frei für eine ungebundenere Naturforschung, sondern auch, durch Entbindung der Kirche vom Engagement in profanen Betätigungen, kirchliche für eine stärkere Konzentration auf ihre karitativ-diakonischen Aufgaben, auf das christliche Liebesgebot und damit auf die soziale Praxis.

Der Siegeszug der Naturwissenschaften seit dem Frühkapitalismus und den großen geographischen Entdeckungen mit deren sozialökonomischen und politischen Ursachen und Weiterungen hat folglich in Luthers Natur- und Freiheitslehre, die ihm indirekt und direkt Rechnung trug, eine frühe Widerspiegelung



erfahren. In dieser Hinsicht war seine Glaubenslehre ein Echo auf die großartigen Leistungen der Renaissancewissenschaft bei der Erforschung der Erde und des gestirnten Himmels. Luther hat Größe und Bedeutung der meisten dieser Leistungen (den Heliozentrismus und einiges andere ausgenommen) anerkannt und gewürdigt und dem durch die Abgrenzung von Natur und Geist, von Natürlich-Weltlichem und Religiösem in seiner Zweireichelehre entsprochen. Da der gewaltige kultur- und naturwissenschaftliche Fortschritt im wesentlichen eine Vollbringung des aufkommenden Bürgertums in Italien, Deutschland, Frankreich, England, Spanien, Portugal, Polen und anderwärts war, in die sich Adlige und Menschen plebejischer oder bäuerlicher Abkunft durch Orientierung auf die zukunftssträchtige bürgerliche Entwicklung einreihen, wird auch hier die Bürgerlichkeit von Luthers Lehre sichtbar.

Die Initialzündung für den bürgerlichen Grundzug seiner Natur- und Geschichtstheologie hatte die Natur- und Moralphilosophie seiner „modernistischen“ Lehrer in Erfurt gegeben, die zu rationaler Tätigkeit in profaner Kultur- und Naturwissenschaft anspornte. Dieser Funke war auf ihn übergesprungen. Was über die gesellschaftlichen Wurzeln der Diesseitswendung der Erfurter Ockhamisten bemerkt worden ist, gilt in unvergleichlich stärkerem Maße für die Lehre ihres sie überholenden Schülers: *„Das tätige Stadtbürgertum, das . . . seine Söhne in die Hörsäle schickte, verlangte nach einer handfest aktivistischen Ethik, und es bekam diese Ethik“* [43]. So hat Luther, über seine Vorläufer im Ockhamismus hinausgehend, den ersten wesenhaft bürgerlichen Naturbegriff in das religiöse Denken eingebracht.

Das Nahen des bürgerlichen Zeitalters und dessen Anbruch in der Wissenschaft ist dem Luther-Kreis und dem Reformator persönlich durchaus bewußt gewesen, obschon nicht unter dem Namen „bürgerlich“. Auch die avantgardistische Rolle der Naturwissenschaft hierbei blieb Luther von dem „neuen Geist“ (so Hutten) der Begeisterung für die Wissenschaft ergriffen, den der patriotische Adels-humanist 1518 in die berühmten Worte kleidete: *„O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Lust zu leben“* [28]. Dieses Zeitgefühl war getragen vom Stolz auf die eigene Epoche, die Licht in die vordem herrschende Finsternis gebracht habe. Auch Luthers Tafelrunde fand, daß ein gewaltiger Sprung nach vorn getan worden sei; man bringe jetzt die Ernte der vorausgegangenen Jahrhunderte ein. Es klingt wie Huttens *„O Jahrhundert, o Wissenschaften“*, wenn 1539 an Luthers Tisch vom Fortschreiten der Kultur- und Naturwissenschaft als dem *„Glück dieses Jahrhunderts“* gesprochen wurde: *„Vom Glück dieses Jahrhunderts war die Rede, das eine Zeit überreicher Ernte sei.“* Luther ermunterte zu wissenschaftlicher Tätigkeit indem er, der naturverbundene Bauernsohn, die „erleuchteten“ Forscher und Gelehrten Schnittern verglich: *„Schneide, wer da kann! Einst herrschte solche Finsternis in allen Fakultäten und Wissenschaften, daß sie ohne Nutzen waren. Jetzt blühen sämtliche erleuchteten Wissenschaften“* (T 4, 436 f.). Das war auch eine Anerkennung für die Naturforschung. Luther sprach hier wie ein Humanist, ja wie ein Aufklärer, der sich und seine Anhänger als Lichtbringer im Kampf gegen ein den geistes- und naturwissenschaftlichen Fortschritt hemmendes Dunkelmännertum verstand. Ein Eintreten für die „erleuchteten Wissenschaften“ war ein voraufklärerisches Supplement zu seiner religiösen Erleuchtung über Gnade und Gerechtigkeit. Den „erleuchteten“ Wissen-

schaften gesellte Luther die echten Naturwissenschaften bei – ohne Magie, Astrologie, Alchimie, Chiromantie und andere Formen des Okkultismus. Aus seiner Aufforderung an die Human- und Naturwissenschaftler, ans Werk zu gehen, um die Früchte ihrer Wissenschaft in die Scheuer zu bringen und damit der Gesellschaft von Nutzen zu werden, spricht, wie aus anderen Äußerungen von ihm, ein fast aufklärerisch anmutender Utilitarismus, ein praxisbezogenes Nützlichkeitsdenken den Geistes- und Naturwissenschaften gegenüber.

Gleich dem Substantiv Natur hat Luther auch das Adjektiv natürlich oft und in emantischer Vielfarbigkeit im Munde geführt. Zwei Hauptbedeutungen zeichnen sich in diesem Spektrum ab: die genetische, auf die Herkunft bezügliche („von Natur, natürlichen Ursprungs“) und die qualitative, charakterisierende Beschaffenheit oder Tätigkeit charakterisierende („naturgemäß, auf natürliche Art“). Das Adverb „natürlich“ (lateinisch naturaliter) hat bei Luther entsprechend den Sinn ‚von Natur aus‘ oder ‚auf natürliche Weise‘. Er fragte nicht nur in seiner Anthropologie (Lehre vom Menschen), sondern auch in seiner Ekklesiologie (Kirchenlehre), wie der Mensch „von Natur aus“ (naturaliter) ist, und richtet sich danach. Er sah den Menschen „von Natur aus religiös“ veranlagt an (naturaliter religiosus) [52, 60, 77]. Auf diesem Gedanken beruhte Luthers „natürliche Theologie“. Vor seinem Streit mit Erasmus über den Willen erkannte er – im Gegensatz zu seinem seitherigen schroffen Determinismus – dem Menschen in begrenztem Umfang einen „von Natur aus freien Willen“ zu (naturaliter liber). Das war nur halber Indeterminismus; denn schon im Römerkommentar von 1515/16 schränkte er ein, daß der Wille lediglich gegenüber Untergebenen frei sei, nicht gegenüber Vorgesetzten (W 56, 385).

Wie „Natur“ zu „Gnade“ und anderen religiösen Begriffen, so fungiert „natürlich“ bei Luther als Gegenstück und Korrelat zu „geistlich“. In dieser Stellung ist es teilweise Synonym von „weltlich“, dem eigentlichen Antipoden von „geistlich“. Wenn Luther dem verknöcherten scholastischen Lehrbetrieb vorwarf, den Studenten weder reales Wissen von den „natürlichen Dingen“ zu bieten noch sie in die „geistlichen“ einzuführen, so war auch da „natürlich“ Gegenbegriff zu „geistlich“ oder ‚religiös‘ (W 6, 457). In Politik und Gesellschaftslehre ist der Bezugsraum von „natürlich“ bei ihm das Objektiv-Urwüchsige (Naturrechtliche), unter Abgrenzung von „weltlich“ als obrigkeitlicher Aktionsphäre und positivgesetzlicher Staatlichkeit.

Auf die einzelnen Bestandteile oder Glieder hin betrachtet, besteht die Natur aus den „natürlichen Dingen“ (res naturalia). Das Naturreich heißt lateinisch regnum rerum naturalium, die Naturwissenschaft, wie erwähnt, scientia rerum naturalium.

Beim Menschen bezeichnete Luther sowohl Physisches wie Psychisches als „Natürlich“. Die Psyche (natürliche Anlagen, Angeborenes) des „homo naturaliter religiosus“ gab dem Theologen und Reformator mehr Probleme auf als dessen Physis, daß er das Adjektiv oder Adverb „natürlich“ gleich dem Substantiv Natur häufiger auf Geistig-Seelisches als auf Leibliches des Menschen bezog. Demzufolge ist seine natürliche Anthropologie keine naturwissenschaftliche. Sie handelt weder von Anatomie und Physiologie noch von Rassen oder Konstitutionstypen, sondern arbeitete vernunftmäßige sittliche Leitbilder aus. So stellt sie vorrangig eine rationale Individual- und Sozialethik dar.

Auch in Luthers religiöser Anthropologie, in seiner Ekklesiologie, Sakramentslehre, Christologie und Exegese begegnen das Wort „natürlich“ und weitere Bezüge auf Natürliches. In den Kontroversen um Abendmahl und Taufe faßte der frühe Reformator „natürlich brot und wein“ wie auch Taufwasser ‚natürlicher‘ minder magisch auf als der spätere, der sich, bibelphilologisch irrig, im Kampf gegen Zwinglianer und Täufer in der Abendmahlslehre auf die Überlieferung „Das ist mein Leib“ versteifte und in der Tauflehre, hier in sachlicher Übereinstimmung mit Zwingli, eine biblische Fundierung der Kindertaufe konstruierte (W 6, 580; Matth. 26, 26).

Die Lutherbibel verwendet die Wörter „Natur“ und „natürlich“ zwanzigmal im Neuen Testament, dessen Übersetzung im wesentlichen von Luther selbst stammt. Der Reformator zeigte keine Scheu, diese manchem Zeloten heidnisch klingenden Vokabeln in den deutschen neutestamentlichen Kanon aufzunehmen. Beide Wörter kommen darin je zehnmal vor, überwiegend bei Paulus. Sowohl von den 10 Belegen für „Natur“ wie von denen für „natürlich“ stehen 7 in den Briefen dieses Apostels. Von 20 Belegen für „Natur“ und „natürlich“ entfallen also 14 auf das Corpus Paulinum. Das ist eine äußere ‚statistische‘ Bestätigung dafür, daß Luthers Naturkonzeption, soweit sie sich an die Bibel anlehnte, hauptsächlich auf Paulus fußte. Somit fügt sich Luthers Bild von der Natur, was die biblische Fundierung betrifft, in den Rahmen seines Paulinismus ein. Das paßt zum paulinischen Grundcharakter seiner Theologie, Ekklesiologie und Anthropologie. Daß keine jener 20 Bibelstellen in der Paulus irrümlich zugeschriebenen Epistel an die Hebräer steht, ist ein zusätzliches Indiz für deren nichtpaulinischen Ursprung. Eine Traditionslinie Paulus – Augustin – Luther, wie auf theologischem, ekklesiologischem und anthropologischem Gebiet, liegt beim Naturbegriff indes nicht vor. Obwohl Luther keinem Kirchenvater so nahe stand wie Augustin, beurteilte er das Natürliche wesentlich positiver als dieser. In auffallendem Gegensatz zu Luthers Neuem Testament fehlen in der Verdeutschung des Alten Testaments durch den Lutherkreis „Natur“ und „natürlich“ völlig. Das ist um so erstaunlicher, als das Alte Testament den dreifachen Umfang hat und laut Luthers Predigten und exegetischen Arbeiten über den Pentateuch u. a. alttestamentliche Bücher erhebliche naturrechtliche Elemente aufweist. Der hierbei zu beachtende sprachliche Unterschied zwischen hebräischer und griechischer bzw. aramäischer Begrifflichkeit erklärt die gänzliche Absenz der Naturterminologie in der deutschen Fassung nicht hinreichend. An der Übertragung des Alten Testaments waren aber Luthers Mitarbeiter stärker beteiligt als er. Jedenfalls teilte Luther die Vorbehalte gegen den Naturbegriff nicht. Er operierte auch bei der Auslegung des Alten Testaments mit dem Wort „natürlich“, z. B. adverbial in der Bedeutung ‚auf natürliche Weise‘ [22, 459]. Wie er die Wörter „Natur“ und „natürlich“ in seine Bibelübersetzung aufnahm, so schloß er Natur und Natürlichkeit, als materielle Realität und sittlich-charakterliche Wesenheit, in seine Exegese und Religionslehre ein.

Die von griechisch *physis* ‚Natur‘ abgeleiteten Entsprechungen zu lateinisch *natura* erscheinen bei Luther – anders als beim Gräzisten Melanchthon – gewöhnlich in lateinischer Form, obwohl er nach Humanistenbrauch sonst griechische Wörter (in griechischer Schrift) in deutsche oder lateinische Texte einstreute. Nach aristotelischer, bis in die Aufklärung beibehaltener Tradition bedeutet

„Physik“ bei ihm, wie bereits ersichtlich wurde, ‚Naturlehre, Naturphilosophie‘ allgemein, hat also den ursprünglichen, wörtlichen Sinn von Physiologie. Da eine eingedeutschte Form noch nicht gebräuchlich war, brachte er lateinisch *physica* auch im deutschen Text (W 6, 457). *Physica* ist bei ihm aber nicht das Femininum, auf das deutsch „Physik“ zurückgeht, sondern das Neutrum pluralis (‚das die Natur Betreffende‘), von dem sich das englische Pluraletantum „physics“ herleitet. Luther kannte auch die medizinische Seite des Begriffs: *physicus* (als Substantiv) ‚Arzt‘, ursprünglich ‚Natürlicher‘, also eigentlich ‚Heilkundiger‘, der natürliche Mittel anwendet, (vgl. engl. *physician* Arzt und *physic* Heilkunst sowie, als analoge Bildungen, Naturheilkundiger und Physiotherapeut).

Bei den Adjektiven aus dem Griechischen wechselte Luther zwischen den Synonymen *physicus* und *physicalis*, die beide besagen: ‚natürlich, die Natur betreffend; die Naturlehre angehend; materiell; körperlich‘. In übertragener Bedeutung diente ihm das Adjektiv *physicus*, auf die natürliche Vernunft bezogen, als Begriff der Logik und Erkenntnistheorie (‚verstandesmäßig‘). So sagte er „auf natürliche Weise beweisen“ (*physica ratione*) für ‚verstandesmäßig demonstrieren‘ (T 1, 421). Andererseits wurde *physicalis* bei ihm auch zum philologischen Terminus: Er unterschied semantisch zwischen „Substanz“ im „grammatischen“ und im „physikalischen“ Sinn (W 3, 419 f.).

### **Heiligung des Natürlichen: Apologie der Natürlichkeit**

Es war eine der großen Leistungen Luthers für die Anpassung des christlichen Denkens an die Erfordernisse der anbrechenden Neuzeit, daß er die Stellung und Reputation des Natürlichen im Leben des Christen hob. Er befreite das Natürliche aus dem Paria-dasein als Domäne der Sünde, zu dem eine rigoristische Deutung des Erbsündendogmas es verdammt hatte. Vor ihm war das Menschlich-Natürliche, mit dem Makel der Erbsünde behaftet und als Versuchung oder Anfechtung verunglimpft, aus Mustern christlichen Lebens verstoßen. Luther aber nahm es auf wie den verlorenen Sohn. Er hob das Natürliche aus den Niederungen zur Verdammnis verurteilter Sündhaftigkeit auf die Ebene des Erlaubten, ja, auf die Höhe gottgefälligen Tuns. Dies war ein Kernstück seiner Befreiung des Neuzeitmenschen von der Sündenangst und Höllenfurcht des spätmittelalterlichen mit ihren Verstrickungen und Psychosen.

In vier Bezugssystemen hat der Reformator seine Erhöhung des Menschlich-Natürlichen sichtbar gemacht, und zwar sowohl im individuellen Mikro- wie im gesellschaftlichen Makrokosmos. Er emanzipierte das Natürliche im Menschen 1. durch die religiöse Rechtfertigung einer christlich geläuterten Lebensfreude, 2. durch die Erhebung der „natürlichen Vernunft“ zur Richtschnur von Denken und Handeln, 3. durch eine eigene Variante der Naturrechtslehre und 4. durch die Heiligung des zivilen Berufs.

Sprachliche Gestalt gewann die Sublimierung des Natürlichen in einer Anzahl von Wortverbindungen, bei denen das Adjektiv „natürlich“ mit Substantiven zu festen Begriffen verschmolz. Es waren dies die Termini „natürliches Licht“ (*lux naturalis, lumen naturale illuminatio*), „natürliche Vernunft“ und „natürlicher Verstand“, „natürliches Gesetz“ und „natürliches Recht“ sowie „natürlicher Beruf“. Luther fand die Mehrzahl dieser Bezeichnungen vor (wie auch den analog

gebildeten Begriff „natürliche Theologie“) und schuf einige sinnverwandte Ausdrücke hinzu. Er gab allem Übernommenen aber eine veränderte Färbung, z. T. eine ganz neue Prägung. Dabei verstand er jene Termini in ihrer dialektischen Wechselbeziehung von individuellem und gesellschaftlichem Sein, von persönlicher und Sozialethik.

Nach seinem reformatorischen Durchbruch, endgültig ab 1519, folgte Luther in seinem Verhältnis zum Menschlich-Natürlichen einer Devise lebensfrohen antiken Heidentums, die er ins Christliche transponierte und zu einem unausgesprochenen Grundsatz christlicher Lebensbejahung erhob: *Naturalia non sunt turpia* – Natürliches ist nichts Schlechtes. Was Rigoristen beseufzten und Resignierende bejammerten, wurde bei Luther zu einem Stützpfeiler für ein neuartiges, diesseitsfreudiges Modell christlichen Lebens. Obwohl Luther selbst manchen Seufzer ausstieß, da er kein Renaissancemensch war, sondern ein die natürlichen, sittlichen und sozialen Schattenseiten menschlicher Existenz unter dem Aspekt der Erbsünde beklagender christlicher Reformator, ging er in seinem Verhältnis zum Natürlichen davon aus, daß die Natur, so wie sie ist, auch die menschliche, nach Gottes Willen bestehe. Aus dieser Sicht erklärte er es für zulässig, natürlichen Trieben nachzugeben, die der persönlichen oder kollektiven Selbsterhaltung dienen. Mehr noch: Während ein übersteigertes Zelotentum das Natürlich-Menschliche als sündig oder gar gotteslästerlich in Verruf gebracht hatte, verteidigte Luther natürliche Betätigungen und Wünsche als vor Gott gerechtfertigt, ja gottgefällig. Daher maß er natürlichem Tun hohen Wert bei und hieß es ausdrücklich gut, wenn es um der physischen Existenz willen geboten oder dem Gemeinnutz förderlich ist. Es müsse aber in rechter Gesinnung gegen Gott geschehen. So zählte er in seiner Schrift *Von den guten Werken* zu diesen auch die physiologischen Funktionen Gehen und Stehen, Essen und Trinken, Wachen und Schlafen, weil sie dem Menschen von Gott auferlegt seien, um das Leben zu fristen. An diesen alltäglichen Verrichtungen fand er nichts Anstößiges oder Verächtliches. Im Gegenteil, sie waren ihm Gottesdienst des Alltags (W 6, 207 ff.; 9, 232 ff.) [11, 254]. Auf diese Weise wurde bei Luther, wenn der Ausdruck gestattet ist, die Physiologie zur Religion.

Mit dieser Rehabilitierung des Natürlich-Menschlichen stellte Luther sich gegen religiöse Zwänge, die dem Menschen verhießen, ihn aus dem Natürlichen ins Übernatürliche zu entheben, statt dessen aber so manchen, im Konflikt mit unterdrückten natürlichen Trieben, die überkompensiert oder abreagiert wurden, auf Abwege brachte, in Un- und Widernatürliches verstrickte. Er mißbilligte mit Paulus die Niederhaltung sexueller und physischer Bedürfnisse durch religiöse Gebote und Gelübde, weil das einen Nährboden für Un- und Notzucht, für Perversionen und Prostitution, für Unnatürlichkeiten und Verirrungen aller Art schaffe.

Die Antithese von „heilig“ oder „fromm“ = verdienstlich, gottgefällig und „natürlich“ oder profan = sündhaft, Gott erzürnend hörte bei Luther auf. Er ging sogar so weit, daß er die gegensätzliche Wertskala von heilig-fromm und unheilig-natürlich umkehrte, indem er äußerlich fromme Werke, die nichts Gutes bewirkten, entheiligte, hingegen dem lebenswichtigen natürlichen Tun eine religiöse Weihe gab. Fasten und Wallfahrten, Askese und Kasteiung, Messelesen und -stiften, Klostergründungen und Kirchenbau wie auch andere religiöse

Übungen und Stiftungen, sogar Beten und Andacht wurden von ihm, der doch selbst ein starker Beter war, als unheilig gerügt, falls sie in der Absicht und Erwartung erfolgten, dadurch das Heil zu erlangen, d. h. wenn sie göttliche Belohnung heischten und so Gott zu „zwingen“ suchten. Daher wandte Luther sich gegen unnatürliche Askese und religiösen Bettel, der zu einer Bürde für die Gesellschaft geworden war. Almosenhascherei für den eigenen Unterhalt erachtete er als verwerflich. Frommer Müßiggang verstieß in seinen Augen gegen die natürliche, von Gott verfügte Bestimmung des Menschen zur Arbeit, zu produktiver Arbeit. Als verdienstlich sah er dagegen das Erbitten und Geben von Spenden für Arme, Kranke und Gebrechliche an, zum Besten von Greisen und Waisen, d. h. für karitativ-diakonische Zwecke, zur Linderung sozialer Not, natürlicher Hinfälligkeit und der Folgen von Naturkatastrophen. In dieser Weise sublimierte der Reformator das Natürlich-Menschliche als gottgewollt, während er eine das Natürliche mißachtende Frömmerei als wider Gott verurteilte.

Seit 1519 – dem schon genannten Stichjahr, das Luther selbst als das seines Durchbruchs zur reformatorischen Lehre bezeichnete – verkündete er, in den Schranken christlicher Gläubigkeit, das Lob des natürlichen Menschen. Er hat, mit Einschränkungen und Schwankungen, diese ‚Apotheose der Natürlichkeit‘ bis an sein Ende durchgehalten.

Der erste bedeutsame Niederschlag seiner positiven Konzeption des Natürlich-Menschlichen war sein Traktat „Von den guten Werken“ (1520), der auf eine Predigt von 1519 zurückging. Im Hinblick auf die christliche Ethik und auf die Einbeziehung des Menschlich-Natürlichen in sie erscheint jene Abhandlung als ebenso grundlegend für Luthers reformatorische Lehre wie die drei anderen, ihr folgenden Hauptschriften von 1520, die gemeinhin als seine drei fundamentalen Werke von 1520 gewertet werden: Von des christlichen Standes Besserung (An den christlichen Adel deutscher Nation), Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche und Von der Freiheit eines Christenmenschen. Die Geschichte der lutherischen Ethik und die Analyse des Werdens von Luthers positivem Begriff des Natürlichen erweisen, daß er in jenem Jahr nicht nur eine Trilogie, sondern eine reformatorische Tetralogie schuf. Das Corpus seiner Reformationsschriften von 1520 besteht somit in Wirklichkeit aus vier Teilen. Der zu einer umfassenden Arbeit erweiterte Sermon „Von den guten Werken“ und vom Wert des Menschlich-Natürlichen gehört unbedingt dazu. Diese oft übersehene oder vernachlässigte Veröffentlichung war die erste der vier Grundschriften und dem Rang nach nicht die letzte. Der Reformator hat in jenem schöpferischsten Jahr seines Lebens kurz nacheinander Klarheit über seine Auffassung der Werke und des Natürlichen, über seinen Staats- und Gesellschaftsbegriff, seinen Kirchenbegriff und seinen Freiheitsbegriff gewonnen. Es war kein Zufall, daß er mit der Klärung der Kategorien gute Werke und natürliches Handeln begann. Wenn er das als vordringlich an die Spitze stellte, vor Staatsreform, Kirchenreform und Freiheitsidee, so objektiv darum, weil seine Lehre von der Rechtfertigung gerade in den Punkten Werke und Natur angefochten wurde, und subjektiv aus dem Grund, daß die Funktion der guten Werke im Heilsprozeß und die Stellung des Natürlichen im Leben des Christen ihm gedanklich die wenigsten Schwierigkeiten bereiteten. Diese Voranstellung entsprach der eminenten Bedeutung der Dialektik von Glauben und Werken einerseits, von Natur und Gnade an-

dererseits in seiner Doktrin. So ist die Publikation von den Werken eine Hauptschrift Luthers auch deshalb, weil er darin die Integration des Menschlich-Natürlichen in seine reformatorische Lehre vollzog.

Selbst Luthers Christologie betont das Menschlich-Natürliche. Ohne am Dogma von Christi Doppelnatur zu rütteln, schilderte er Jesus zugleich als natürlichen Menschen, der ging und stand, aß und trank, wach war oder schlief wie andere Menschen. Wenige Tage vor seinem Tod predigte Luther über die einzige Bibelstelle, in der vom Schlafen Jesu die Rede ist (W 51, 159 f.).

### Natürliche Lebensfreude

Der Prediger der Natürlichkeit hat auch selbst einen natürlichen Lebensstil vorgelebt. Luther war persönlich natürlich und naturverbunden. Der Freizeitgärtner und Tierfreund gab sich im Freundeskreis sehr natürlich. In seiner Lebensführung gestattete er sich Freiheiten, die seinen Gegnern Stoff zu Attacken boten und über die steife oder spießige, rigoristische oder bigotterie Anhänger die Nase rümpften. So wußte er einen Humpen „*wittenbergisch Bier*“ zu schätzen und liebte derbe, mit Humor und Sarkasmus gewürzte Gespräche über Natürliches, in denen er kein Blatt vor den Mund nahm. Er war nach allem, wie Zeitgenossen berichten, „*ein gut Geselle*“, mit dem man, das hat er selbst bekräftigt, fröhlich sein und auch einmal zechen konnte, der aber nie über die Stränge schlug, sondern stets ein vernünftiges, der menschlichen Natur anstehendes, ihr geziemendes Maß wahrte [18].

In erhöhtem Maße wurde naturgemäßes Handeln von Luther geachtet, wenn es dem Gemeinwohl zugute kam. Der im fortschrittlichen Staats- und Gesellschaftsdenken der Zeit sehr verbreitete Gemeinnutzgedanke fand an ihm gerade unter dem Gesichtspunkt der Natürlichkeit einen beredten Anwalt. Fromm sei, was zu „*gemeinem Nutz*“ fromme, d. h. Handlungen aus natürlichen Antrieben hielt er besonders dann für sittlich gut und vor Gott gerechtfertigt, wenn sie dem Ganzen Nutzen bringen. Daher pries er das Natürliche desto stärker, je mehr es dem allgemeinen Besten diene. So sehr er andächtige Nichtstuer tadelte, so sehr lobte er, darin fast schon einem Aufklärer gleich, emsige gemeinnützige Tätigkeit für das Gemeinwohl, mochte sie nun aus Naturinstinkt oder mit Vorbedacht erfolgen.

Das historisch relevanteste Element in Luthers Rehabilitierung des Natürlichen wurde sein Lobpreis des „natürlichen Berufs“. Ausgangspunkt dieser Prägung Luthers war die semantische Funktion von „natürlich“ als Gegenbegriff zu „geistlich“: Der „natürliche Beruf“ ist demzufolge zunächst ein nichtgeistlicher. Da die Adligen aber gewöhnlich keinen festen Beruf ausübten bzw. ihre Tätigkeiten oder ihre Haupttätigkeit nicht als solchen ansahen, verengte sich dieser Begriff auf den zivilen Beruf der nicht privilegierten Stände. Höhere militärische Funktionen und leitende politische Stellung waren damit ausgeschlossen. Der „natürliche Beruf“ war demnach faktisch auch ein nichtadliger. Das entsprach der Rolle Luthers als Anwalt der bürgerlichen und Volksschichten.

Auch hierin war 1519 Auftakt und Stichjahr. Luthers Weihnachtspredigt in Kemberg, einem Städtchen südlich von Wittenberg, rief dazu auf, die natürlichen Pflichten gegenüber der kleinen und größeren Gemeinschaft – in der Familie, in

Haus und Hof, im Beruf, gegenüber den Bedürftigen in der Gemeinde und anderswo (Armenfürsorge) – ernster zu nehmen als äußerliche Andachtsübungen und Frömmigkeitsbezeugungen. *„Jeder soll in dem natürlichen Berufe bleiben, den ihm die göttliche Vorsehung angewiesen hat. Dieser sein Beruf ist der Ort, an dem er Gott und dem Nächsten dienen kann und soll: Wer seine Berufspflichten vernachlässigt, dem nützt alles Fasten, Wallfahren, Rosenkranzbeten, Messestiften und was dergleichen ‚gute Werke‘ mehr sind, nichts. Sorge erst für dein Weib, deine Kinder und die Armen und dann wallfahre gen Rom, stifte Kerzen, Messen, neue Altarbilder etc.!“* (11, 246).

Die natürlichen und sozialen Aufgaben des Menschen in seinem Lebenskreis: Berufsarbeit, Familienpflichten und Armenfürsorge, haben somit für den wahrhaft Frommen voranzugehen. Sie müssen erfüllt sein, ehe er an Werke äußerer Frömmigkeit gehen soll. Sie sind natürlicher Gottesdienst und Dienst am Nächsten. Wird die Betätigung der Nächstenliebe – die Diakonie, Caritas, Wohltätigkeit – dabei als indirekter Gottesdienst gewertet, so die Erfüllung der natürlichen Obliegenheiten im Beruf, in Haus und Hof sogar als direkter. Der zivile Beruf des Handwerkers, Bauern, Tagelöhners, des Handarbeiters überhaupt wie auch der des Lehrers, Erziehers, Gelehrten u. a., des weltlichen Intellektuellen allgemein erfuhr auf diese Weise eine entscheidende Aufwertung. Dadurch umgab Luther die Berufsarbeit des Bürgers, Bauern und Plebejers mit der Gloriele der Gottgefälligkeit. Bei ihm wurde der „natürliche Beruf“ zur göttlichen Berufung.

Das war ein Angriff auf die konventionelle feudal-klerikale Stufenordnung, wie die privilegierten Stände – weltlicher Adel und Prälaten – sie der von ihnen beherrschten Gesellschaft aufgezwungen hatten und nach der die bürgerliche Arbeit im Vergleich zu den ritterlichen und geistlichen Betätigungen etwas Zweitklassiges, Minderwertiges, nichts Reputierliches darstellte; denn der Edelmann und oft auch der höhere, meist adlige Kleriker achtete die Berufe des Bürgers gering. Infolge der Modellwirkung des feudalen Anschauungs- und Sittenkodex auf die Gesamtgesellschaft war diese Diskreditierung für die zwischenständischen Beziehungen maßgebend geworden. Daher signalisierte der Panegyrikus des Reformators auf die bürgerliche Arbeit ein Aufbegehren der nichtprivilegierten Stände.

### **„Natürliche Vernunft“ und „natürlicher Verstand“**

Regulativ und Korrektiv der menschlichen Natur, um sie vor Unmaß und Ausschweifung zu bewahren, war für Luther die „natürliche Vernunft“, die er als Leitprinzip und Richtschnur des Handelns in seine Ethik des Natürlichen einbaute. Die „natürliche Vernunft“ ist die naturgemäße, angeborene, allen Menschen ohne Unterschied der Religion eigene, ihnen also gemeinsame Vernünftigkeit.

Mit einem aus der antiken und mittelalterlichen Philosophie überkommenen Bild pries Luther die mehrfache Vernunft als das „natürliche Licht“. Auch die beiden entsprechenden synonymen lateinischen Metaphern *lux naturalis* und *lumen naturale* finden sich bei ihm. Das „natürliche Licht“ im Menschen ist die



innere Erleuchtung, die ihn auf Pfaden der Vernünftigkeit wandeln läßt. Einer Fackel gleich leuchtet es ihm auf dem Lebensweg voran. Viele verschließen die Augen davor oder werden von Irrlichtern fehlgeleitet.

Daneben sprach Luther vom „natürlichen Verstand“. „Natürliche Vernunft“ und „natürlicher Verstand“ ergänzen oder entsprechen sich, d. h. sie wurden von ihm entweder differenziert oder als Synonyme aufgefaßt. Im ersten Fall ist die natürliche Vernunft das allgemeine Prinzip, der natürliche Verstand dagegen ein naturgemäßes Verständnis als Voraussetzung und Denkweise einer auf die Umsetzung der natürlichen Vernunft in Realität gerichteten Tätigkeit. Wo „natürliche Vernunft“ und „natürlicher Verstand“, obwohl nebeneinandergestellt, das gleiche besagen, bilden sie eine jener bekräftigenden, umschreibend-verdeutlichenden Tautologien, die der Reformator als Stilfigur (Anapher, bewußte Wiederholung) sehr ästimierte, so daß sie bei ihm tausendfach begegnen.

In Luthers Augen war das Natürliche zutiefst vernünftig. Unter seinen korrespondierenden Begriffspaaren steht daher die Korrelation von Natur und Gnade der Wechselbeziehung von Vernunft und Offenbarung am nächsten. In seiner natürlichen Teleologie ist das Vernünftige die der Natur immanente Zweckmäßigkeit und Zielstrebigkeit, die den göttlichen Weltplan vorantreibt. Seine natürliche Theodizee (Rechtfertigung Gottes aus der Natur) versteht demzufolge die natürliche Vernunft als das Sinnvolle in der Natur.

Bei solcher Annäherung von Natur und Vernunft, bis zu weitgehender Identifikation – die Natur als Vergegenständlichung der Vernunft, die Vernunft als Attribut der Natur – ist „natürliche Vernunft“ bis zu einem gewissen Grade ein verdeutlichender Pleonasmus: Der Terminus sagt zweimal das Gleiche aus, insofern die Natur von Luther als vernünftig (vernunfterfüllt und -geleitet), die Vernunft als natürlich, als von Natur aus vorhanden vorausgesetzt wird. Dennoch ist der Doppelausdruck terminologisch haltbar; denn die natürliche Vernunft kann durch Denkschulung, durch Erkenntnis und Glauben geläutert werden. Außerdem verschloß sich der zwischen gottvertrauendem Weltoptimismus und einem die Übel und Mängel des Irdischen registrierenden Weltpessimismus hin- und hergerissene Reformator nicht dem Tatbestand, daß es in der Natur auch Un- und Widervernünftiges gibt.

„Natürliche Vernunft“ und „natürlicher Verstand“ haben die Aufgabe, nach Verbesserung und Vervollkommnung von Natur und Gesellschaft zu trachten, nach einer allgemeinen, sämtliche Lebensgebiete wie auch alle Völker und Staaten umfassenden Reformation, einer „Generalreformation“ (reformatio generalis) oder „Universalreformation“ (reformatio universalis) nach den Grundsätzen der Vernünftigkeit. Luther wünschte die Vernunft als „Kaiserin der Gesetze“ zu sehen. Der natürliche Verstand war ihm der „Brunnquell“ guter Gesetzgebung. Er fand es grundsätzlich besser, daß „aus und nach natürlichem Verstande“ regiert werde als nach geschriebenem Recht und Gesetz. Die Schwierigkeit sei nur, daß „mit Vernunft“ handelnde, „verständige Leute“ an der Spitze der Staaten fehlten (T 6, 290).

## LITERATUR UND QUELLEN (für I und II)

- [1] ABE, H. R.: Erfurter Humanismus, Diss. Halle 1953 (Auszug in: *Natur und Heimat* 2, 1954, 306–309)
- [2] ABE, H. R.: Die artistische Fakultät Erfurt 1392–1521, Leipzig 1967 (Beiträge zur Geschichte der Universität Erfurt 13)
- [3] ALTMANN, W.: Die medizinische Fakultät Erfurt im Humanismus, in: IRMSCHER, J. (Hrsgb.): *Renaissance und Humanismus in Mittel- und Osteuropa* 1, Berlin 1962
- [4] ARNOLD, G.: *Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie* 1, Frankfurt am Main 1699 u. ö., Buch 16, Kap. 10, §§ 18–20
- [5] ARNOLD, F. X.: *Naturrecht bei Luther*, 1937
- [6] Vgl. BAUCH, G.: Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus, Breslau 1904
- [7] BAUER, C.: Melanchthons Naturrechtslehre, *Archiv für Reformationsgeschichte* 42 (1951) 64–98
- [8] BERBUIR, E.: *Natura humana*, 1950
- [9] BLUMENBERG, H.: „Nachahmung der Natur“, *Studium Generale* 10 (1957)
- [10] BLUMENBERG, H.: Naturalismus und Supranaturalismus, in: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart* 4, 3., bearbeitete Auflage Tübingen 1960, 1333
- [11] BOEHMER, H.: *Der junge Luther*, 5. postume Neuauflage Leipzig 1952 (1955)
- [12] BORNKAMM, H.: *Luthers Lehre von den zwei Reichen*, Gütersloh 1969.
- [13] BORNKAMM, H.: *Martin Luther in der Mitte seines Lebens*, Göttingen 1979
- [14] BOYER, Ch.: *Nature pure*, *Gregorianum* 28 (1947)
- [15] BURGDORF, M.: *Der Einfluß der Erfurter Humanisten auf Luthers Entwicklung bis 1510*, Leipzig 1928
- [16] BURMEISTER, K. H.: *Georg Joachim Rhetikus. Humanist und Wegbereiter der modernen Naturwissenschaften*, 3 Bände, Wiesbaden 1967/68, besonders Band 1, 42–80, und Band 3, 19–59
- [17] Vgl. „D.“: *Natur und Gnade*, *Orientierung* 14 (1950)
- [18] DANTISKUS, J.: *Luther (1523)*, in: HIPLER, F. (Hrsgb.): *Kopernikus und Luther*, Braunsberg 1868, 55, 73, und bei FERNAU, J.: *Genies der Deutschen*, Frankfurt am Main 1972, 69 (1. Düsseldorf 1968)
- [19] EBELING, G.: *Die Notwendigkeit der Lehre von den zwei Reichen*, Wort und Glaube (1960)
- [20] EBELING, G.: *Luthers Zwei-Reiche-Lehre*, in: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart* 4, 3. Auflage Tübingen 1960, 509
- [21] FECKES, C.: *Natur und Übernatur*, 1947
- [22] GRIMM, J. und W.: *Deutsches Wörterbuch*, Band 7, Leipzig 1889 (Bearbeiter: M. LEXER)
- [23] GROBMANN, A.: *Das Naturrecht bei Luther und Calvin*, Diss. Hamburg 1935
- [24] HENZELMANN: *Erfurter Humanismus*, in: LORENZ, O. (Hrsgb.), *Erfurter Lutherfestalmanach*, Erfurt 1883.
- [25] (HEUMANN, C. A.): *Acta Philosophorum* 2, Halle 1719
- [26] HIPLER, F.: *Kopernikus und Luther*, Braunsberg 1868, 8
- [27] HOLLÄNDER, A.: *Natur und Übernatur*, in: STADELMANN, J. (Hrsgb.), *Christentum und moderne Geisteshaltung*, 1954.

- [28] HUTTEN, U. v.: An W. Pirckheimer (1518), in: W. TRILLITZSCH (Hrsgb.), Deutscher Renaissancehumanismus, Leipzig 1981, 456, 479
- [29] JUNGHANS, H.: Der Einfluß des Humanismus auf Luthers Entwicklung bis 1518, Luther-Jahrbuch 37 (1970) (Weiteres zum Thema von H. JUNGHANS angekündigt)
- [30] KALKOFF, P.: Humanismus und Reformation in Erfurt, Halle 1926
- [31] KAMPSCHULTE, F. W.: Die Universität Erfurt in Humanismus und Reformation 1/2, Trier 1858/60
- [32] KLEIN, J.: Wilhelm von Ockham, Religion in Geschichte ... 4 (1960) 1561
- [33] KLEINADAM, E.: Universitas Studii Erfordensis. Überblick über die Geschichte der Universität Erfurt 2/3, Leipzig 1967/80
- [34] KRUMMWIEDE, H. W.: Glaube und Geschichte in der Theologie Luthers, Berlin 1952, 35
- [35] LAU, F.: Luthers Lehre von den beiden Reichen, 1952
- [36] LAU, F.: Zwei-Reiche-Lehre, Religion in Geschichte ... 6 (1962)
- [37] LAUBE, A.: Studien über den erzgebirgischen Silberbergbau von 1470 bis 1546, Berlin 1974; 2., durchgesehene Auflage 1977
- [38] LAUBE, A.: Flugschriften 1518 bis 1524, Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 29 (1981, Heft 12) 1151
- [39] LUDOLPHY, I.: Luther über Astrologie, in: LUDOLPHY: Was Gott an uns gewendet hat, Lutherstudien, Berlin (1965)
- [40] LUDOLPHY, I.: Luther hilft uns zum Verständnis der Natur, ebenda
- [41] MARX, K., u. F. ENGELS: Werke, Berlin 1956 ff.
- [42] MARX, K., u. F. ENGELS: Über Deutschland und die deutsche Arbeiterbewegung 1, 4. Auflage Berlin 1961
- [43] MEISSINGER, K. A.: Luther, München 1953, 227
- [44] MISKOTTE, K. H.: Natürliche Religion und Theologie, Religion in Geschichte ... 4 (1960) 1322–1326
- [45] MÜHLPFORDT, G.: Die deutsche Aufklärung und ihr Zentrum Halle-Leipzig. Zur gesamtgeschichtlichen Betrachtung geistiger Bewegungen, in: Wissenschaftliche Annalen zur Verbreitung neuer Forschungsergebnisse, Hg. Dt. Akademie der Wissenschaften Berlin, 2 (1953, Heft 6) 373
- [46] MÜHLPFORDT, G.: Johann Agricola, Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft 94 (Februar 1973) Sp. 123–127
- [47] MÜHLPFORDT, G.: Johann Agricolas Anklagen gegen Fürsten und Herren nach dem Bauernkrieg (1528/48), in: STEINMETZ, M. (Hrsgb.): Der deutsche Bauernkrieg und Thomas Müntzer, Leipzig 1976, S. 239–248
- [48] MÜHLPFORDT, G.: Johann Agricola. Sprichwortsammlungen 123–127
- [49] MÜHLPFORDT, G.: Bürger im Bauernkrieg. Stimmen und Stimmungen 1524/25 in: BRENDLED, G./LAUBE, A. (Hrsgb.): Der deutsche Bauernkrieg 1524/25, Berlin 1977, 131–144
- [50] MÜHLPFORDT, G.: Die Oderuniversität Frankfurt (1506–1811). Eine deutsche Universität der Geschichte Brandenburg-Preußens und der europäischen Wissenschaft, Frankfurt (Oder) 1982 (demnächst in: Beiträge zur Geschichte der Universität Frankfurt an der Oder, Weimar 1984)
- [51] MÜHLPFORT, H.: An Stephan Roth in Wittenberg (Zwickau, 4. Juni 1525), oft gedruckt, z. B. bei MÜHLPFORDT, Bürger im Bauernkrieg (s. o.), 139 f.
- [52] MÜLLER-STREISAND, R.: Luthers Weg, Halle 1964

- [53] NÜRNBERGER, R.: Die lex naturae bei Luther. Archiv für Reformationsgeschichte 37 (1940) 1–12
- [54] OERTEL, G.: Erfurter Humanismus, Erfurt 1892 (Mitteilungen ... Erfurt 15)
- [55] PHILIPP, W.: Natur und Übernatur, Religion in Geschichte ... 4, 1960, 1331
- [56] RAHNER, K.: Natur und Gnade, Schriften zur Theologie 1 (1954)
- [57] RAHNER, K.: Natur und Gnade, in: FEINER, J. (u. a., Hrsgb.): Fragen der Theologie, 1957
- [58] REINER, H.: Die Goldene Regel, Zeitschrift für philosophische Forschung 3 (1948/49)
- [59] REINER, H.: Antike und christliche Naturrechtslehre, Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 41 (1955) 528–561
- [60] ROGGE, J., u. H. ZEDDIES (Hrsgb.): Kirchengemeinschaft und politische Ethik. Zum Verhältnis von Zwei-Reiche-Lehre und Lehre von der Königsherrschaft Christi, Berlin 1980, 13
- [61] SANDER, R.: Jakob Luther, Die Kirche, Berlin 20. 2. 1977 S. 3
- [62] SCHUBERT, H. v.: Lazarus Spengler und die Reformation in Nürnberg, Hrsgb. H. HOLBORN, 1934
- [63] SEEBERG, R.: Lehrbuch der Dogmengeschichte 4, Teil 1, Neudruck 1954, 162
- [64] SIMON, R.: Bibliothèque critique 1, Kap. 31, S. 477; in: Acta Philosophorum 2, Halle 1719, 591
- [65] STEINMETZ, M.: Universität Erfurt, in: Beiträge zur Geschichte der Universität Erfurt 15, Leipzig 1970
- [66] STEINMETZ, M.: Johann Virdung von Haßfurt. Sein Leben und seine astrologischen Flugschriften, in: KÖHLER, H. (Hrsgb.), Flugschriften als Massenmedien der Reformationszeit, Stuttgart 1981
- [67] TERNUS, J.: Natur – Übernatur, Scholastik 28 (1953)
- [68] TÖRNVALL, G.: Geistliches und weltliches Regiment bei Luther, München 1947, 94 f.
- [69] TRILLHAAS, W.: Natur und Christentum, Religion in Geschichte ... 4 (1960) 1326 f.
- [70] TÜMMLER, H.: Luther und Erfurt, Erfurt 1943
- [71] UNSCHULDIGE NACHRICHTEN, Leipzig 1705, 659
- [72] VOGLER, G.: Nürnberg 1524/25. Reformatorische und soziale Bewegung in der Reichsstadt, Berlin 1982
- [73] WILLAERT, B.: Natura pura, Collationes 1, Gent 1955
- [74] WOLF, E.: Das Problem der Naturrechtslehre 1955, 2. Auflage 1959
- [75] WOLF, E.: Naturrecht, Religion in Geschichte ... 4 (1969) 1353–1356
- [76] WOLF, E.: Christliches Naturrecht, ebenda 4 (1960) 1362 f.
- [77] WOLF, E.: Naturrecht bei Thomas von Aquin und bei Luther, Peregrinatio, 1954
- [78] Die Familie des Reformators hieß Luder. Er selbst führte diesen Namen bis 1517, bis zum Beginn der Reformation. Er hat seinen Zunamen als ‚lauter‘ gedeutet. In Wirklichkeit leitet sich dieser vom Vornamen *Lothar* her. Mit dem Appellativ (Gattungswort) Luder, das in der Fischer- und Jägersprache ‚Köder‘ bedeutete, hat er nichts zu tun. Gelehrte Briefe unterschrieb der Re-

formator, indem er nach Humanistenbrauch latinisierte und gräzisierte, frühzeitig mit „Martinus Lutherus“. In der Hochstimmung der Anfänge seines reformatorischen Auftretens nannte er sich kühn *Eleutherius* ‚der Freisinnige, Freidenkende‘ zu griechisch *eleuthérios* ‚der wie ein Freier denkt, wer frei gesinnt ist‘. Doch zwang ihn seine Verfolgung als Ketzer, auf diesen selbstgewählten Namen zu verzichten. Die Gefahr, daß ihm die Selbstbezeichnung als Selbstbezeichnung ausgelegt wurde – als „erketzer“ oder im späteren Sinn von Freidenker, Freigeist, war zu groß. – In die frühreformatorische Periode, während der er mit „Eleutherius“ unterzeichnete, fallen seine naturphilosophischen Thesen von der Matrie als natürlicher Realität (1518).

- [79] Karl Marx wählte das paulinische Modell Luthers als Paradigma für seine berühmte Aussage über den Rückgriff von Fortschrittsbewegungen auf Autoritäten der Vergangenheit: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen. Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt scheinen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, gerade in solchen Epochen revolutionärer Krise beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienst herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparole, Kostüm, um in dieser altehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neu Weltgeschichtsszene aufzuführen. So maskierte sich Luther als Apostel Paulus“. (Marx, Louis Bonaparte [1852], in: Marx/Engels, Werke 8, Berlin 1960 und öfter, S. 115).

#### Abkürzungen im Text

Reihen der Weimarer Luther Ausgabe (1883–1980; Band und Seite):

B Briefwechsel

T Tischreden

W Werke

CR Corpus Reformatorum, Halle 1834 ff.

VERFASSER :

Prof. Dr. habil. GÜNTER MÜHLPFORDT, Halle, Gütchenstraße 20 a

## Der hallesche Arzt und Kartograph Johann Mellinger

Die kursächsische Universität Wittenberg war seit ihrer Gründung im Jahre 1502 eine wichtige Ausbildungsstätte für Söhne der Patriziergeschlechter und wohlhabender Bürgerfamilien der Stadt Halle. Zwischen 1502 und 1560 können nach Götze in den Matrikeln der Hochschule insgesamt 240 Namen nachgewiesen werden, die sich wie folgt aufschlüsseln lassen:

1502–1517	45 Studenten
1518–1529	34 Studenten
1530–1539	33 Studenten
1540–1549	60 Studenten
1550–1560	68 Studenten

Götze weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß zwischen 1518–1560 „gegen 40 Hallische Patriziergeschlechter einzelne oder auch mehrere von ihren Söhnen, im ganzen mindestens 69, vielleicht auch 76, nach Wittenberg entsandt haben“ [5].

Die neueste Arbeit über den Einzugsbereich der Universität Wittenberg in kartographischer Darstellung ergibt folgende Übersicht für die Stadt Halle [10]:

1502–1522	68 Studenten (Karte I)
1523–1546	100 Studenten (Karte II)
1547–1559	119 Studenten (Karte III)

Diese Zahlen belegen eindeutig den sprunghaften Anstieg der Immatrikulation von Hallensern nach der endgültigen Durchsetzung der Reformation lutherischer Prägung. Kardinal Albrecht von Brandenburg, im Jahre 1513 zum Erzbischof von Magdeburg gewählt, hatte seit dem Thesenanschlag Martin Luthers an die Schloßkirche zu Wittenberg Ende Oktober 1517 mit allen Mitteln versucht, diese zu verhindern, insbesondere in den größten Städten seines Landes, in Magdeburg und Halle. Der Fürst stieß jedoch unter den Bürgern und Salinearbeitern der Saalestadt, von denen viele unter dem Einfluß des Revolutionärs Thomas Müntzer standen, auf erbitterten Widerstand [9].

Johann Mellinger bezog die Leucorea in der Endphase der Wirkungszeit des großen Reformators und Humanisten Philipp Melanchthon, der im engsten Zusammenwirken mit dem 1546 schon verstorbenen Martin Luther ihre Umgestaltung durchgesetzt und eine neue Lehrordnung in Kraft gesetzt hatte. Laut Statuten der Theologischen Fakultät vom Jahre 1533, die 1545 revidiert wurden, mußten ihre Studenten nach den Grundgesetzen der Augsburger Konfession unterwiesen werden. Auch die Artistische oder Philosophische Fakultät erhielt im zuletzt genannten Jahr neue Statuten und weist schon klar getrennte philosophische, philologische und mathematisch-naturwissenschaftliche Bereiche auf.

Deutliche Absicht der Reformatoren und des unter ihrem Einfluß stehenden Lehrkörpers in dieser Epoche war, durch die wissenschaftliche Ausbildung von Theologen und Philologen an der Wittenberger Universität die sich konstituierende evangelisch-lutherische Kirche mit Geistlichen und das entstehende Volksschulwesen, insbesondere jedoch die Gymnasien in den Städten mit Lehrern zu versorgen.

Diese bildungsreformatorischen Ziele der Leucorea lassen sich auch am Ausbildungs- und Berufsweg des Theologen, Schulmannes, Arztes und Kartographen Johann Mellinger ablesen, der zwischen 1555 und 1562 Absolvent der Wittenberger Hochschule war [7].

Mellinger stammt aus einer halleschen Bürgerfamilie und muß um 1540 geboren worden sein. Im Lehnbuch von 1608, ein Registerauszug der Hofebücher des halleschen Gerichts, ist auf dem Blatt „Marienpfarre und Bibliothek“ der Vater Hans Mellinger erwähnt, was berufliche Beziehungen zu dieser größten Altstadtgemeinde vermuten läßt. Sicher besuchte der begabte Junge die Parochialschule von St. Marien, ehe er am 3. August 1555 an der Universität Wittenberg immatrikuliert wurde [3].

Die Hochschule hatte sich nach der Katastrophe des Schmalkaldischen Krieges 1547 und dem Übergang der Kurwürde an die sächsische Linie der Albertiner relativ rasch erholt und konnte erneut einen verstärkten Zuzug von Studenten aus allen deutschen und europäischen Ländern aufweisen. Der neue Kurfürst Moritz von Sachsen sicherte schon 1548 die Existenz der Universität durch die Überlassung von Einkünften, die nach seinem Tode auch Kurfürst August im Oktober 1555 bestätigte.

Der offensichtlich vielseitig interessierte Student Mellinger konnte während seines Aufenthaltes in Wittenberg noch wesentliche Gelehrte der Lutherzeit kennen lernen, so Philipp Melanchthon, Johann Bugenhagen, Georg Major, Johann Forster und Paul Eber, „eine der Zierden der wiedererstandenen Universität“ [4].

Im einzelnen sind wir jedoch über seinen Studiengang als Theologe und sein in andere Fakultäten hineinreichendes Interessensfeld nicht unterrichtet. Der Jenaer Chronist Adrian Beier bezeugt in seiner handschriftlichen Chronik „*Athenae Salanae*“, sicher aus direkter Kenntnis, daß Johann Mellinger 1562 in Wittenberg Magister wurde [8]. Mellinger kehrte nach dem Magisterexamen in seine Vaterstadt zurück, wo er eine Lehrerstelle an der Stadtschule des Marienviertels übernehmen konnte, an der um 1512/13 auch Thomas Müntzer gelehrt und ge-

meinsam mit halleschen Bürgern gegen Erzbischof Ernst von Magdeburg, der auf seinem halleschen Schloß St. Moritz residierte, geplant hatte.

In diesem Zusammenhang erwähnt der hallesche Diakon an der Marienkirche und Stadthistoriker Johann Christian Gueinzus (1685–1738) in seinem Aufsatz über „Thomas Müntzer weiland Schul Bedienter zu Halle“ auch Mellingers Wirksamkeit an Halles Schulen. Er schreibt: *„Bey diesem schlechtem Nachruhm, Thomae Müntzers, eines Schulbedienten hieselbst, vor der Reformation, preisen wir Gottes Güte desto mehr, der nach der Reformation solche Männer in die ehemalige Schulen bey denen Pfarr-Kirchen gesetzt, die ihrer Gottesturcht und Gelehrsamkeit halber, bis auf den heutigen Tag, in guten Andencken verblieben, allermassen Emericus Sylvius, Adamus Siberus, Joan. Hornicelius, Paulus Dolscius, Michael Zeringius, in der Schule zur L. Fr. und Benedictus Schumannus zu S. Ulrich, als Schulmeister oder Rectores nicht nur an der Jugend grossen Fleiß und Treue bewiesen, sondern auch mehrentheils ihre Schrifften und andere gelehrte Leute selbiger Zeit, ein gutes Zeugniß ihrer beywohnenden Gaben geben, gleichwie unter ihren hypodidascalis oder Gesellen und Collegen bey der Schule zur L. Frauen, der Secundus, M. Georg Zimmermann, ingleichen der Tertius, M. Johann Mellinger, aus Halle, als ein guter Medicus, Poet und Musicus, gar wohl bekannt sind“* [6].

Johann Mellinger erlebte in seinen ersten Amtsjahren als Lehrer die entscheidende Reform des Schulwesens der Stadt Halle, die zur Gründung eines evangelisch-lutherischen Gymnasiums führte, das im Jahre 1565 in den von den Franziskanermönchen verlassenen Räumen ihres Klosters am Nordrand der Altstadt unweit des Ulrichstores (heute Gelände des Universitätshauptgebäudes) seine Pforten öffnete.

Der Chronist Dreyhaupt berichtet ausführlich über dieses bedeutsame Ereignis, das im engen Zusammenhang mit der endgültigen Durchsetzung der lutherischen Reformation im Erzstift Magdeburg stand. Er schreibt: *„Als nun Marggraf Sigismundus zu Brandenburg, Ertzbischoff zu Magdeburg, die Evangelische Religion nicht nur selbst annahm, sondern auch im gantzen Ertzstifte einführete, auch daher denen alhier noch übrigen Dominicaner- und Bartüsser-Mönchen Ao. 1561 ihre Ceremonien völlig legen und das Läuten und Meßhalten verbieten ließ: so ergriff der Magistrat diese Gelegenheit, und bat sich Ao. 1564 bey dem Ertzbischoff dieses Bartüsser-Closter zu Anrichtung einer gemeinen öffentlichen Stadt-Schule aus.“* Die verantwortlichen Ratsmeister suchten Unterstützung beim Kurfürsten Joachim von Brandenburg, dem Vater des Erzbischofs und erhielten am 8. September des genannten Jahres die Gebäude ohne Entgelt für die geplante Anstalt. Der Chronist fährt fort: *„Es wurden darauf sofort die annoch im Closter verhandenen wenigen Mönche mit einer Summe Geldes abgetunden, und die da wolten, mit treyer Fuhre und Zehrung nach Halberstadt gebracht, in dem Closter aber die nöthigen Classen und Wohnungen für die Schul-Collegen und Schüler abgetheilet und zurechte gebauet. Worauf im folgenden 1565 Jahr, Freytags nach Mariae Himmelfahrt, als den 17 August, die solenne Einweyhung des Gymnasii vor sich gieng, indem an solchem Tage die Jugend aus denen Parochial-Schulen in guter Ordnung unter christlichen Gesang durch die Strassen in U. L. Frauen Kirche geführt wurde, allwo der Superintendent, M. Sebastian Boetius, eine Schul-Predigt hielt; als dann gieng die Proceßion der gesamten*



*Schüler und Schul-Collegen, in Begleitung des Magistrats und Ministerii, mit Gesang und grosser Freude der gantzen Stadt, in das neue Gymnasium im Barfüsser-Closter; allda nach geschehenen öffentlichen Gebet und gehaltener Music in der so genannten Sommer- oder Comödien-Classe der Stadt-Syndicus D. Chilian Goldstein in einer trefflichen Rede Gott und hoher Obrigkeit schuldigen Danck abgestattet, und die Lehrer und Lernenden ihrer obliegenden Pflicht beweglich erinnert, welches der Rector M. Jering beantwortet, und endlich diese Handlung mit Absingung des Ambrosianischen Lobgesangs beschlossen worden“ [2].*

Das Stadtgymnasium umfaßte zehn Klassen, denen jeweils ein Lehrer vorstand. Alle Schulkollegen wurden gewählt und dem Rat zur Bestätigung vorgeschlagen. Ihre Besoldung erhielten die bestätigten Lehrer aus der städtischen Kämmerei, *„dabey sie die freye Wohnung auf dem Gymnasio und unterschiedene andere Zugänge, theils wegen der Accis-Freyheit, und milden Stiftungen unterschiedener Gönner, theils von denen Begräbnissen und Neujahr- und Gregorius-Singen, ingleichen in denen 6 untern Classen ein gewisses Schulgeld haben . . .“* [2].

Mellinger fand am Stadtgymnasium seiner Vaterstadt keine lange Wirkungsstätte, denn schon 1568 ist er Konrektor der Lateinschule in Weimar, im folgenden dann Rektor der Jenaer Lateinschule, als Nachfolger von Caspar Arnurus, der nach Halle berufen worden war.

In Jena beginnt Mellinger trotz seines Schulamtes das Studium der Medizin, was in der Epoche der Reformation häufig praktiziert wurde. Die Matrikel weist den Studienbeginn im Sommersemester 1569 aus und Beier schreibt über die folgende Zeit in dieser Saalestadt: *„Philosophiae et medicinae industrius hinc A. C. 1572 d. 10. May prima matriculae medicorum inscriptus modo, Rectoratu A. C. 1573 d. 16. Juni abdicatus, Jena abiit, et postmodum doctoratus proximo inserviit utiliter“* [8, 11].

Für das folgende Jahrzehnt sind über das Leben und Wirken Mellingers keine Tatsachen bekannt. Erst 1582 erfolgt die Berufung zum Leibarzt an den Braunschweiger Hof nach Celle. Hier betreut er den kranken und blöden Herzog Wilhelm den Jüngeren, über dessen Befinden er Berichte an die Herzogin Dorothea verfaßte, die den Zeitraum von Oktober 1588 bis Januar 1589 umfassen. In den Celler Kammerbüchern befindet sich in den überlieferten Bänden für die Jahre 1592/93, 1593/94, 1598/99 und 1602/03 folgende Eintragung über sein Gehalt: *„D. Mellinger, Medicus, 273 Gulden 8 Schilling an 205 Taler“* [1].

Schon während seiner Zeit als Konrektor in Weimar konnte Mellinger als Kartograph hervortreten, indem er 1568 eine Karte von Thüringen im Maßstab von 1:440000 herausbrachte, die die Vorlage für weitere Blätter, vor allem in den verschiedenen Atlantenausgaben des Ortelius bildeten. Schließlich brachte der Gelehrte nur drei Jahre später eine Karte der Grafschaft Mansfeld zum Druck, die er mit seinem Monogramm J. M. zeichnete. Aus den Jahren 1580 und 1593 stammen Karten von der Umgebung Lüneburgs von seiner Hand, während die des Herzogtums Lüneburg in dem Atlanten von Guiljelm Blaeuw (1608) und in dem von Joan Hansson (um 1640) im Zusammenhang mit seiner Landestafel des Herzogtums Lüneburg entstanden sind. Dieser Atlas, das Hauptwerk Mel-

lingers als Kartograph, entstand vor 1599, denn in diesem Jahr vermerken die Celler Kammerbücher ausdrücklich, daß ihm *„wegen der Landestafel so ehr nochmals gefertigten will . . . 133 Gulden 8 Schilling an 100 taler“* vorgeschossen wurden. Die landeskundliche Forschung hat inzwischen vier Exemplare nachweisen können, ohne das Original gefunden zu haben [1].

Die einzelnen Blätter Mellingers zeigen die 42 Ämter und Vogteien des Herzogtums Lüneburg. Über die zeichnerische Kunst des Autors schreibt v. Boehn u. a.: *„Die Art der Darstellung der ‚Landestafel‘ ist farbig, die Flüsse, die Umriss der Waldungen und Moore, die Stadt- und Dorfsignaturen sind leicht mit Tinte umrandet und farbig angelegt, die Steinwege und Bohlendämme sind besonders breit angedeutet, andere Wege sind nicht eingezeichnet. Die Vogtei- und Parochialgrenzen sind gepunktet, die einzelnen Parochien verschiedentfarbig angelegt; so daß die Gebiete der einzelnen Kirchspiele sich genau voneinander abheben. Alle Überschriften und Nameneintragungen sind handschriftlich, die liegende Druckschrift nachahmend“* [1].

In der landeskundlichen Würdigung heißt es schließlich u. a. *„Die Bedeutung Mellingers für das Land Lüneburg besteht darin, daß er als erster ein umfassendes geographisches Werk schuf, als in anderen Teilen Deutschlands solche Spezialatlanten noch nicht erschienen waren und nur einzelne Stadtpläne und -ansichten, sowie Karten der verschiedenen Fürstentümer und größerer Landgebiete in den holländischen Atlanten-Merkator und Ortelius – veröffentlicht waren“* [1].

Und an anderer Stelle betont Boehn: *„Die ‚Landestafel‘ des Fürstentums Lüneburg hat ihre Bedeutung nicht nur als geographisches Dokument, sondern ihr ist auch geschichtlich ein gewisser Wert nicht abzusprechen. Sie zeigt die Einteilung der Verwaltungsgebiete der Vogteien und Aemter um 1600, deren genauer Umfang und Lage der Bezirke zueinander bisher nur durch die aus den Akten gewonnene Kenntnis rekonstruiert werden konnte, von denen eine beschränkte Anzahl von Teilkarten bekannt war“* [1].

Neben den Karten einzelner Landschaften und der großen Landestafel des Herzogtums Lüneburg sind von Johann Mellinger auch mehrere Stadtansichten überliefert, so von Jena (1571), Hildesheim (1572) und Halle (1572). Das letztere Blatt ist für die Stadt Halle von größter Bedeutung, da es sich um ihre älteste Darstellung handelt, die zugleich von der Hand eines Künstlers stammt, der sich stets seiner Vaterstadt verbunden fühlte und sich stets als „Hallensis“ bezeichnete.

Das heute äußerst seltene Blatt erschien in dem sechs Bände mit 600 Städteansichten umfassenden Städtebuch von Georg Braun und Franz Hogenberg. Von diesem Werk war 1572 der erste Band unter dem Titel *„Civitates orbis terrarum“* herausgebracht worden, dem 1574 die deutsche Fassung *„Beschreibung und Contrafactur der vornehmster Stät der Welt“* folgte. Mit dem Druck des sechsten Bandes im Jahre 1618 lag das riesige Werk abgeschlossen vor.

Die Mellingersche Ansicht *„Hall in Sachsen“* befindet sich im fünften Band, der zwischen 1612 und 1616 erschienen war. Sie zeigt die Stadt von Westen, also von der Saaleaue her und stellt die fünf Türme des Marktplatzes (der 1506 fertiggestellte Rote Turm sowie die zwischen 1529/1539 umgebaute viertürmige Marktkirche) als Stadtkrone bewußt in den Mittelpunkt des Bildes. In der un-

teren rechten Ecke zeichnet der Künstler mit der Zeile „*Delinaetum opera Johannis Mellingeri Halensis*“.

Alois Schardt hat in seiner Arbeit über die halleschen Stadtansichten nachgewiesen, daß der Stich Mellingers mehrschichtig angelegt ist, denn er zeigt Details aus der Zeit der Residenz Kardinal Albrechts, während andere erst kurz vor der Drucklegung um 1612 als Überarbeitung aufgenommen worden sein können [16]. Neben dem Komplex der fünf Türme sind für den Betrachter von Interesse, die große Schloßanlage der Moritzburg, 1503 von dem Magdeburger Erzbischof als Residenz bezogen und 1637 im Dreißigjährigen Krieg zerstört, daneben die städtische Wasserkunst, seit 1471 in Betrieb, das alte Barfüßerkloster (ab 1565 Stadtgymnasium), die Dominikanerkirche (Dom) und schließlich „Das new Gebew“, von Kardinal Albrecht als Stift gebaut, das eine Universität aufnehmen sollte und nach dem Dreißigjährigen Krieg als „Residenz“ der Administratoren des Erzbistums diente.

Die andere Bildhälfte wirkt gegenüber diesem türmerischen Abschnitt nicht so attraktiv, obwohl der Künstler auch hier eine Reihe von Gebäuden, Türmen, Toren und Kirchen heraushebt. Deutlich zu erkennen sind das städtische Rathaus und Kornhaus, St. Ulrich, St. Moritz und St. Georgen [15].

Die Art der künstlerischen Darstellung, die Mellinger bei seiner später vielen Stechern als Vorlage dienenden Stadtansicht von Halle anwandte, hat Schardt wie folgt beschrieben: Betrachtet man den Stich auf seine Gestalt hin, so erkennt man ohne weiteres, daß die Bildkomposition eine konstruierte ist. Die Sicht ist also nicht das Ergebnis einer, von einem bestimmten Standpunkt aus gewonnenen, perspektivischen Natur- und Gesamtbeobachtung. Solche Fernsichten lagen gar nicht in der Absicht der damaligen Zeit, da bei einer solchen Sicht die einzelnen Gebäude viel zu sehr in der gesamten Stadtsilhouette und diese wieder in der Natur selbst aufgegangen wäre. Gerade das Gegenteil bezweckte man: die hauptsächlichsten Gebäude, die für das Bild einer Stadt charakteristisch waren, sollten zusammengestellt werden, um aus dem Zusammenklang der einzelnen Gebäude die Physiognomie der Stadt zu gewinnen. Dieses Herausheben gibt erst dem Stadtbild die eigenartige, prachtvolle Geschlossenheit. Um diese Geschlossenheit zu erreichen, wählt der Zeichner mit Absicht einen doppelten Blickpunkt: während der Vordergrund in einer gewissen Aufsicht gesehen ist, werden die Gebäude selbst fast mit einer Art Untersicht herausgehoben. Die Geschlossenheit des Stadtbildes steigerte der Zeichner noch durch ein der damaligen Zeit geläufiges Darstellungsmittel: er stellt in die Mitte des Vordergrundes zwei Figuren, und läßt zwei von den drei Wegen nach der Richtung der Figuren hin sich vereinigen. Dadurch erreicht er, daß die Länge der Ausdehnung – die größte Gefahr einer geschlossenen Wirkung – zusammengehalten und von ihren äußeren Ecken her auf den Beschauer hin konzentriert wird. Auch dadurch, daß die Saale, die als Begleithorizontale das horizontale Motiv allzustark betont hätte, hinter Gebüsch und Bodenverschiebungen teilweise verschwindet, wird die gefährliche Doppelhorizontale unwirksam gemacht. Um innerhalb des Gesamtbildes die einzelnen Gebäude körperhaft herauszuarbeiten, nimmt der Zeichner einen nordwestlichen Sonnenstand an, den es zwar in der Natur nicht gibt, wodurch aber das von halblinks in das Bild fallende Licht eine starke plastische Wirkung hervorruft.

Nach dem Ausweis des „Zeller Kirchen Registers“ starb Dr. Mellinger im Mai 1602. Unter dem 12. dieses Monats sind unter den Einnahmegebühren für das Läuten 10 Schilling für ihn eingetragen, während später unter den „Gemeinen Einnahmen“ *„8 Reichstaler thun 14 Gulden Schilling“* für das Begräbnis verzeichnet sind. Sein in Jena geborener Sohn Johannes Mellinger, der laut des Kammerbuches von Celle 1593/94 ein Stipendium in Höhe von 20 Gulden erhielt und nach der Matrikel seit Ostern 1593 an der Universität Wittenberg studierte [1, 13], folgte ihm im halleschen Amt nach.

Johann Mellinger ist in seiner Heimatstadt Halle nicht vergessen worden. Der hallesche Oberpfarrer an der Marienkirche und Inspektor des Stadtgymnasiums wußte offensichtlich um seine Herkunft Bescheid und erwähnt ihn in dem Kapitel *„Von Gelehrten und berühmten Leuten / so zu Halla gebohren“* seiner Chronik, die 1667 erschien, unter den Theologen [14].

Im ersten Teil der *„Hallischen Schul-Historie“* (1744) erwähnt der Autor auch Johann Mellinger, dessen verschiedene Schriftsteller wie der Humanist Michael Haslob (1540–1589) in seiner Gedichtsammlung *„Elogia“* sowie Leporin in seinem *„Leben der Gelehrten“* (I. Teil, 1719) *„mit allen Lobeserhebungen gedencken. Jener, wie er grosse Wissenschaft in der Medicin, Poesie und Music gehabt; dieser aber ihn, da er nach einiger Zeit ausserhalb Beförderung erhalten, unter die Exempel der berühmten Aerzte rechnet, die das Regimentsruder sehr wohl geföhret“* [12].

#### LITERATUR

- [1] BOEHN, O. v.: Die Landestafel des Herzogtums Lüneburg. In: Der Sachsen-  
spiegel – Blätter für Geschichts- und Heimatpflege, Nr. 9 und 10. November  
1929.
- [2] DREYHAUPT, J. CHR. v.: Beschreibung des Saal-Creyses Zweiter Teil, Halle  
1755, S. 193–203.
- [3] FOERSTEMANN, D. E.: Album Academiae Vitebergensis. I. Band Lipsiae  
1841.
- [4] FRIEDENSBURG, W.: Geschichte der Universität Wittenberg, Halle 1917.
- [5] GÖTZE, L.: Die Magdeburger und Hallenser auf der Universität Witten-  
berg in den Jahren 1502–1560. In: Geschichtsblätter für Stadt und Land  
Magdeburg 4 (1869), Magdeburg 1870, S. 125–152.
- [6] GUEINZIUS: Wöchentliche Hallische Anzeigen, Nr. 45 v. 8. November 1734,  
S. 721–725.
- [7] HÜBNER, H. (Herausgeber): Geschichte der Martin-Luther-Universität  
Halle-Wittenberg 1502–1977. Abriß. Wiss.-Beiträge der Martin-Luther-Uni-  
versität Halle-Wittenberg 1977/3 (T 13) 2. verb. Auflage, Halle (Saale).
- [8] KOCH, H.: Johann Mellinger, Schulmeister, Arzt und Kartograph aus  
Halle. In: Hallische Nachrichten Nr. 203 v. 31. August 1931, S. 2–3.
- [9] KOENNEMANN, E. (Herausgeber): Halle – Geschichte der Stadt in Wort  
und Bild. Berlin 1979.
- [10] LANGER, G., CH. PROKERT u. W. SCHMIDT: Vom Einzugsbereich der  
Universität Wittenberg Teil 1 1502–1648, Wiss. Beiträge der Martin-Luther-  
Universität Halle-Wittenberg 1967/9 (c 7), Halle (Saale) 1967.

- [11] MENTZ, G.: Die Matrikel der Universität Jena Bd. 1, Jena 1944, S. 203.
- [12] MITTAG, J. G.: Hallischer Schul-Historie I. Theil Leipzig 1744, S. 22.
- [13] NAETEBUS, G.: Album Academiae Vitebergensis II. Band, Halis 1894.
- [14] OLEARIUS, G.: Halygraphia Topo-Chronologica, Das ist: Ort- und Zeit-Beschreibung der Stadt Hall in Sachsen, Leipzig, 1667, S. 102.
- [15] PIECHOCKI, W.: Berühmte Hallenser – Johann Mellinger. In: Mittel-deutsche Neueste Nachrichten, Nr. 22 v. 27. Januar 1971.
- [16] SCHARDT, A.: Das Hallische Stadtbild. In: Schriftenreihe Der Rote Turm, Heft 12, Halle o. J.

VERFASSER :

Dr. phil. WERNER PIECHOCKI, Stadtarchiv Halle

## Die hallesche Dissertation „De sanitate, morbis et morte b. Lutheri“ von 1750

Der Versuch, Martin Luther als Patienten zu schildern, seine Beschwerden und Krankheiten unter ärztlichem Aspekt in chronologischer Folge aufzuzeigen und sie in diagnostische Rubriken einzuordnen, ist erstmals von Matthäus Ratzenberger (1501–1559) unternommen worden. Der aus Wangen gebürtige und 1516 nach Aufnahme des Wittenberger Studiums mit Luther bekannt gewordene Mediziner war hierzu in gewisser Weise prädestiniert, hatte er doch über nahezu drei Jahrzehnte selbst dann in persönlichem Kontakt zu dem Reformator gestanden, als ihn sein Lebensweg auf brandenburgische und kursächsische Hofämter sowie ins Mansfeldische und Thüringische geführt hatte. Die Manuskriptfassung der Ratzenbergerschen Luther-Biographie mit pathologischen Details aus ärztlicher Sicht ist aber nicht zum Druck gelangt.

Als etwa 200 Jahre nach Luthers Tod aus halleschen Kreisen der Wunsch nach Erstellung einer derartigen Studie laut wird, ist es der Ordinarius Michael Alberti (1682–1757), der sich auf Drängen von Seiten der Hochschule zur Übernahme dieser Aufgabe bereit erklärt. Der das geistige Erbe seines Lehrers Georg Ernst Stahl (1659–1734) verwaltende und dem Pietismus hallescher Prägung verschriebene Alberti [15] muß sich zunächst intensiv mit den in die Literatur eingestreuten diesbezüglichen Schrifttumsangaben befaßt haben; möglicherweise hat er das Ratzenbergersche Manuskript einsehen können, das sich zu dieser Zeit im Bestand der fürstlichen Bibliothek in Gotha befindet [13]. Jedenfalls geht es Alberti primär um die Auswertung von Berichten direkt aus dem Kreis um Luther und weniger um spätere Aussagen von fachlich bezweifelbarer Kompetenz; selbst die von zeitgenössischen Medizinern und Naturwissenschaftlern verfaßten und 1717 zum zweiten Säkulargedanken vorgelegten Elogien – von Georg Detharding (1671–1743) in Rostock sowie von Johann Friedrich Wucherer (1682–1737) in Jena waren Abhandlungen über Luthers Bedeutung für die Medizin und die Naturwissenschaften erstellt worden – bleiben bei den Albertischen Literaturangaben unberücksichtigt.

Die Vorarbeiten Albertis sind zur Jahrhundertmitte abgeschlossen. Unklar ist, ob der hallesche Ordinarius von Anfang an daran gedacht hatte, das Resultat seiner Analyse in Form einer Dissertation verteidigen zu lassen. Einen bestimmten Referenten scheint er jedenfalls zunächst nicht im Auge gehabt zu haben. Am 7. November 1750 läßt er den aus Chemnitz stammenden Kandidaten Emmanuel Heinrich Garmann „De sanitate, morbis et morte b. Lutheri“ pro gradu doctoris medicinae disputieren [1] und damit einen Doktoratsanwärter, der erst am Vortage seine Eintragung im Matrikelbuch vornahm. Der Promotionskandidat hatte demzufolge seine Ausbildung anderenorts genossen und war wohl zum Erwerb des akademischen Grades nach Halle gekommen. An der Ausarbeitung der Luther-Pathographie kann er also kaum beteiligt gewesen sein. Im Albertischen Dissertationskatalog von 1757 wird zudem das geistige Eigentum des bei der Amtshandlung präsidierenden Ordinarius ausdrücklich vermerkt [9]. Diese Konstatierung ist insofern angebracht, als in der auf dieser Abhandlung fußenden Literatur der Name Michael Alberti meist gar nicht, der von Emmanuel Heinrich Garmann dagegen regelmäßig erscheint.

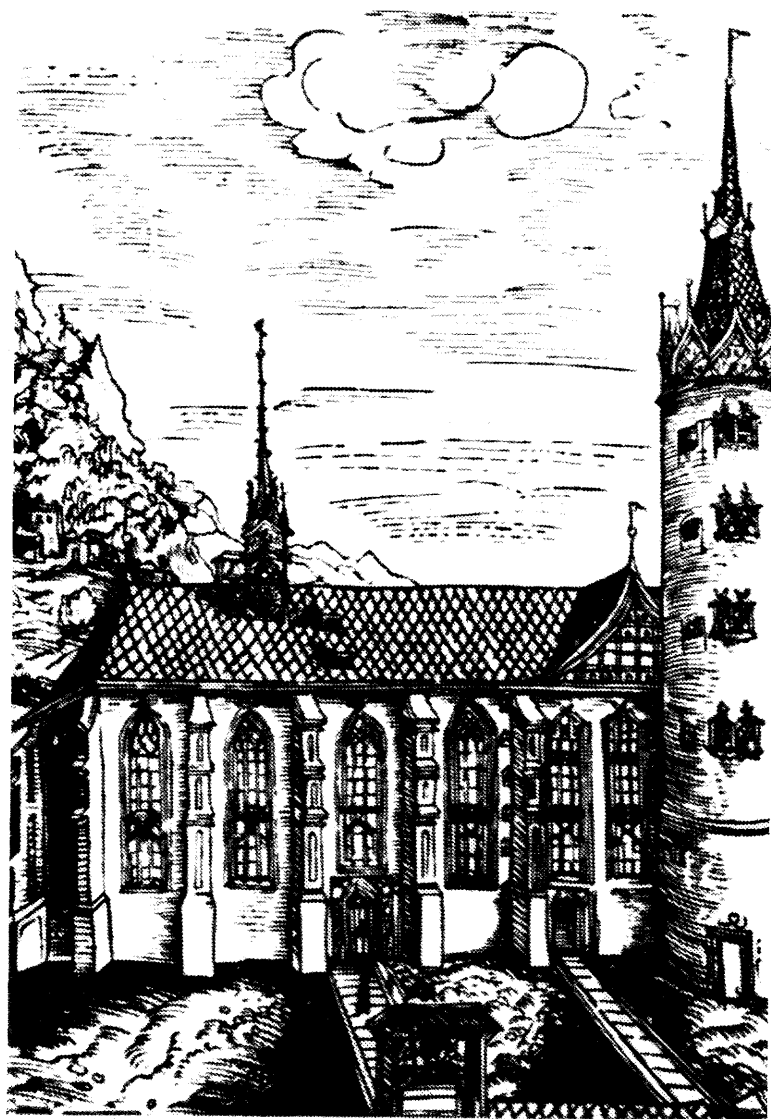


Abb. 1  
Die Wittenberger  
Schloßkirche im Jahre  
1509 (nach einem Holz-  
schnitt von Lucas Cra-  
nach)

Zu fragen wäre, ob für Alberti Gründe vorlagen, den eben erst in Halle eingetroffenen Garmann und nicht einen anderen Kandidaten mit der Disputation zu betrauen. Als Erklärung böte sich an, daß der um die Graduierung ersuchende Studiosus ein Sohn von Emanuel Heinrich Garmann sen. (gest. 1730) ist und damit eines Mediziners, der gemeinsam mit Michael Alberti einst in der Saalestadt gewohnt und im Jahre 1704 – dem Promotionsjahr des Ordinarius – an der Academia Fridericiana das Lizentiatendiplom erworben hatte. Die Vergabe der Dissertation wäre aus dieser Rückerinnerung am ehesten erklärbar und ließe auf eine alte Freundschaft zu den Garmanns schließen, einer in mehreren Generationen in ärztlichen Diensten tätigen sächsischen Gelehrtdynastie. Christian Friedrich Garmann, der Vater des Lizentiaten von 1704, hatte 1682 mit der Schrift „Homo ex ovo“ auf sich aufmerksam gemacht, in der es um die sogenannten „Windeier der Witwen und Jungfrauen“ ging und in der auf ein postmenstruelles Konzeptionsoptimum aufmerksam gemacht wurde. Emmanuel Heinrich Garmann sen. war nach dem halleschen Studienabschluß von 1704 in die sächsische Heimat zurückgekehrt und hatte das Physikat von Schneeberg übernommen. Dann folgte er einem Ruf als Archiater an den dänischen Königshof nach Kopenhagen, wo der hallesche Pietismus recht früh Fuß gefaßt hatte. Nicht zuletzt die Verbindungen der dänischen Regenten nach Halle dürften dazu beigetragen haben, daß Garmann sen. nie den Kontakt zu seiner einstigen Studienstadt verliert. Der am 18. Juli 1724 in die Academia Naturae Curiosorum aufgenommene Archiater stirbt am 26. September 1730 in dänischen Diensten; aus Halle holt man im gleichen Jahr den kurz zuvor zum Ordinarius ernannten Johann Juncker (1679–1759) als Konsiliarius nach Kopenhagen. Nun kommt 1750 also Garmanns Sohn nach Halle und disputiert über das ihm von Alberti, dem engen Freund von Juncker, überlassene Thema.

Als man kurz nach der Garmannschen Promotion und der Drucklegung der lateinisch gehaltenen Inauguralschrift an Michael Alberti mit dem Wunsch herantritt, diese in deutschsprachiger Fassung in den seit 1729 erscheinenden „Wöchentlichen Hallischen Anzeigen“ einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen, geht Alberti erneut auf ein solches Ersuchen ein. Im Februar und im März 1751 bringt er eine vierteilige Kurzform der Dissertation heraus [2–5], die er mit einer Schilderung der Vorgeschichte einleitet:

*„Nachdem bishero von verschiedenen ansehnlichen Theologis das Ansuchen an mich gelanget, zur Ergänzung der Lebens-Geschichte Lutheri, von dessen Leibes-, Lebens- und Gesundheits-Zustand, nebst dessen erlittenen vielen Kranckheiten und erfolgten Tod eine medicinische Abhandlung zu entwerfen, und im Druck bekannt zu machen, eingedenk in den Schritten desselben, (welche ich bey nahe zweymal mit vielem Fleiß und Vergnügen gelesen, dahero auch manche dessen nachdrückliche Redens-Arten mir so üblich und gewöhnlich gemacht, daß solche auch mir, wie es dem seeligen Manne bey aller guten Absicht und nöthigen Eifer von seinen Feinden und Widersachern ergangen, als Anzüglichkeiten könnten angedichtet und mißgedeutet werden,) ich nicht unwissend, darneben die allgemeinen Historia Lutheranismi mir nicht unbekannt ist; so habe im abgewichenen Jahr, im Monat November, eine Inaugural-Disputation verfertigt, und unter dem Titul: Von der Gesundheit, Krankheit und Tod des seeligen Lutheri, publice defendiret.*



*Nachdem ferner diese Abhandlung vor würdig und nützlich erkannt worden, daß dieselbe in einem Auszug gegenwärtigen öffentlichen und wöchentlichen Nachrichten einverleibet, und denenjenigen, welchen die Lebens-Geschichte Lutheri zu wissen angenehm ist, in einer ihnen vernehmlichen Sprache bekannt gemacht würde; so habe auch hiermit diesem Begehren dienstwillig ein Genügen leisten wollen“ [2].*

Alberti beschränkt sich nicht auf eine chronologische Schilderung und Deutung von Luthers Krankheiten, die der interessierte Leser auch in anderen Büchern hätte finden können. Die von ihm erstellte Pathographie beginnt mit einer Analyse zur Physis und Psyche des Reformators, mit der Darstellung von dessen allgemeinem „Leib-, Lebens- und Gesundheits-Zustand“. Bei der Auflistung derjenigen Persönlichkeiten, deren ärztliches Eingreifen bei den Krankheiten des Reformators aus der Literatur bekannt ist, geht es Alberti offensichtlich nicht um Vollständigkeit. So soll im Rahmen der vorliegenden Abhandlung versucht werden, diesbezüglich einige Ergänzungen vorzunehmen.

### **Die ersten behandelnden Ärzte**

In der Chronologie der therapeutisch für Luther tätigen Ärzte – nicht zur Debatte stehen dabei diejenigen Mediziner, die seinen Lebensweg kreuzten, die als Wittenberger Studenten oder Besucher mit ihm in Verbindung traten – müßte wohl Thomas Eschus (um 1450–1535) an vorderer Stelle genannt werden, dessen hausärztliches Wirken für die zwanziger Jahre als gesichert gilt; vermutlich hat er Luther schon vorher ärztlich beraten. Ansonsten sind aus dieser frühen Wittenberger Amtsphase Luthers kaum Ärzte bekannt, die er in eigener Sache zu Rate gezogen hätte. Man weiß aber von seiner Freundschaft mit dem Wittenberger Barbier und Bader Peter Beskendorf, der bei den Honoratioren der Leucorea und auch beim Kurfürsten selbst in hohem Ansehen steht. Christoph Scheurl (1481–1542) läßt „Petrus Barbaetonsor“ 1513 von Nürnberg aus über Luther seine Grüße übermitteln, Philipp Melanchthon (1497–1560) bezeichnet ihn später als „einen um viele wohl verdienten Greis“. Luther widmet Beskendorf 1535 seine Schrift „Eine einfältige Weise zu beten für einen guten Freund“. Die Freundschaft zwischen Luther und Beskendorf hat demzufolge über Jahrzehnte bestanden und ist im Jahr der genannten Buchedition vor eine Bewährungsprobe besonderer Art gestellt worden: als Beskendorf des Totschlags an seinem Schwiegersohn schuldig wird, ist es Luther, dank dessen Fürsprache es gelingt, die drohende Todesstrafe in eine Ortsverweisung umzuwandeln. Der Kontakt zu Beskendorf reißt aber auch dann nicht ab; der Reformator unterhält weiterhin Verbindung zu dem von ihm geschätzten Barbier, als dieser in Dessau eine neue Niederlassung findet.

Als „Schwärmer Marcus von Zwickau“ taucht der Barbier Markus Thomas Stübner in den Lutherschen Tischreden auf, der eine Badestube in Elsterberg unterhält und während der Wittenberger Unruhen von 1522 als Verfechter schwärmerischer Reformen auf sich aufmerksam macht. Er ist aber wohl ebensowenig in die Reihe der von Luther konsultierten Wundärzte einzuordnen wie der Barbiermeister Hansen, für den sich Luther verwendet, als er 1524 in städtische Haft genommen wird: das spricht zumindest für mehr als nur oberflächliche Kontakte.

Es mag dahingestellt sein, ob man den Leipziger Hochschulmediziner Heinrich Stromer von Auerbach (1482–1542) in die Reihe der Lutherschen Ärzte aufnehmen kann. Während der kritischen Leipziger Verhandlungen von 1515 leistet Stromer, der Rektor der Universität gewesen und erst im 1511 abgeschlossenen Zweitstudium zur Medizin gestoßen war, zumindest psychisch eine gewisse Unterstützung; wagt er es doch, mit dem hart bedrängten Luther öffentlich in Kontakt zu stehen und ihn gemeinsam mit Johann Eck (1486–1539) demonstrativ zu Tisch einzuladen. Von einer Konsultation im engeren Sinne ist allerdings nichts bekannt. Eine persönliche Freundschaft hat dagegen auf Dauer fortbestanden.

Der nach Wittenberg zurückgekehrte Luther hält sich dort in ärztlichen Fragen zunächst an Eschus, den er offenbar in hohem Grade schätzt, denn er bezeichnet ihn als einen der tüchtigsten Ärzte der Stadt. Das ist sicher ein sehr subjektives und von freundschaftlichen Erwägungen getragenes Urteil. Eschus hatte sich eigentlich gar nicht der Heilkunst verschreiben wollen: er studierte zunächst Rechtswissenschaften und bekleidet an der Universität ein Notariat, bevor er sich zum Wechsel seines Berufes entschließt. Im Kollegprogramm ist Eschus bereits ab 1507 verankert; wahrscheinlich hat er anfänglich als Lizentiat praktiziert, denn die Promotion erfolgt erst am 13. September 1518. Ein besoldetes Lehramt



Abb. 2  
Martin Luther im  
Jahre 1521

bleibt Eschhaus allerdings verwehrt; Praxis und Privatkollegs dürften ihm aber ein auskömmliches Verdienst gesichert haben. Betagt und selbst nicht mehr gesund, erhält der 1523 als Rektor der Leucorea fungierende Eschhaus ab 1525 ein Gnadengehalt in Höhe von 50 Gulden pro Jahr. Diese Ehrenpension hat Eschhaus noch zehn Jahre genossen; er wird in dieser Zeit aber nicht mehr im Zusammenhang mit dem Reformator erwähnt. An seine Stelle tritt nun Augustin Schurff (1494–1548) und damit ein Arzt, der sich nicht nur als Mediziner dem Reformator verbunden fühlt. Über seine Sorge um den kranken Luther gibt die Albertische Dissertation ausführliche Nachricht und geht dabei speziell auf das Krankheitsgeschehen von 1527 ein. Am Anfang der Doktorarbeit von 1750 steht zunächst jedoch eine interessante Nachbetrachtung zur allgemeinen Krankheitsanfälligkeit Luthers, wie sie Alberti sehen zu dürfen glaubt.

### Konstitutionsanalyse und Fragen der Krankheitsdisposition

Nach der Auffassung von Michael Alberti ist Martin Luther *„eines lebhaften munteren, aufgewekten, feurigen und resoluten, oder sanguinisch – cholерischen Temperaments . . . dem Leibe nach wohl gestaltet, mittelmäßiger Statur, nicht hager und mager, sondern fleischigt und gesund, vigoureusen Aussehens“* gewesen. Wenn sich Alberti dabei auf ein Porträt von Lucas Cranach (1472–1553) bezieht, so muß es sich um ein Lutherbild aus der Zeit nach 1521 gehandelt haben, das in Körperbau und Gesichtszügen den pyknischen Konstitutionstyp des Reformators erkennen läßt [19]. Der zuvor von Cranach gemalte „Junker Jörg“ ist noch mager und hohlwangig [12] und man kann noch nichts von dem breiten und stämmigen, kurzhalsig und vollgesichtig imponierenden Mann der nächsten Jahre erahnen. Alberti weiß aber offenbar von dem zeitweiligen Wechsel im Phänotyp Luthers, der als Knabe wohlgestaltet gewesen sein soll und auch in seinen frühen Jünglingsjahren durchaus als normalgewichtig und gesund gelten konnte, bevor er sich während der Erfurter Ausbildungszeit dem harten Regime des Augustinerordens zu unterwerfen hatte:

*„An. 1505. hat er sich im zwey und zwanzigsten Jahr seines Alters im strengen und harten Augustiner-Orden zu Erfort zu schweren Arbeiten brauchen lassen, nemlich eines mühsamen und wachsamten Pförtners, eines Bettel Mönchen, welcher in der Stadt das Brodt zusammen betteln, und im Bettel-Sack zuschleppen, die Kirchen mit Besen auskehren, ia so gar die Cloacen reinigen muste, welche mühsame Arbeiten, unter vielem Wachen und Schlaflosigkeit, ihn sehr abgemattet, und seine sonst natürlich starke, gesetzte und vigoureuse Natur entkrättet, und zu folgenden kränklichen Anfällen disponiret haben“* [3].

Körperliche Überforderung bei unzureichender Ernährung: hierin sieht Alberti die Gründe für Luthers Krankheitsanfälligkeit, die sich aber auch schon vor den Ordensjahren gezeigt hatte. Über einen fieberhaften Infekt, der den 14 Jahre alten Knaben auf das Krankenlager wirft, heißt es später in den Tischreden, dieser sei eigentlich nur dadurch zum Abklingen gekommen, weil sich Luther nicht an das ärztliche Gebot der Flüssigkeitskarenz gehalten habe [16]. In Fragen der Krankendiät solle der Patient sein eigener Ratgeber sein: diese Vorstellung festigt sich bei Luther offenbar bereits in den Jünglingsjahren [8]. Von einer mit Todesfurcht einhergehenden Krankheit spricht man im Jahre 1506 [10],

deren Ausdeutung aber Alberti ebensowenig gelingt wie Matthäus Ratzenberger, auf den sich der hallesche Ordinarius in diesem Zusammenhang beruft:

*„Was nun Lutheri Krankheiten betrifft, so hat derselbe bereits in jüngern Jahren zu kranken angefangen, indem bey seinem harten und strengen Closter- und Mönch-Leben durch übermäßige Arbeit mit Fasten und Wachen seine gute und lebhatte Natur Kräfte sehr geschwächt worden, darüber er frühzeitig in gefährliche Krankheiten gefallen, welche bisweilen so intricat gewesen, daß nach dem Zeugniß des Churfürstlichen Leib-Medici Razenberger die Aertzte derselben Art nicht austorschen können, durch welche Zufälle er auch bisweilen an seiner äußerlichen gesunden und schönen Gestalt ziemlich verändert worden: Gott hat ihn aber dergestalt gestärket, daß er nicht nur ohne der Aertzte und Artzneyen Kunst und Wirkung bisweilen genesen, sondern sich bald wieder erholet“ [3].*

Die bereits genannten Veränderungen im Phänotyp Luthers klingen in dieser Schilderung von Alberti nochmals an. Nicht nur die Mangelernährung und die körperliche Überstrapazierung der frühen Jahre habe Luther in eine Krankheitsdisposition hineingesteuert, auch ein situationsbedingter gelegentlicher Luxuskonsum habe zu ähnlichen Resultaten geführt. Dabei wird die „Wartenburger“ Erkrankung des Jahres 1521 erwähnt, von der es an anderer Stelle heißt, Luther *„erduldete viel Überlast des Satans“* [10]: bekanntlich hat Luther zeit seines Lebens fest daran geglaubt, daß der Teufel durch seine Helfershelfer den Menschen krank machen könne [17, 20]. Michael Alberti sieht die Dinge hier etwas nüchterner. Für ihn ist der Luther des Jahres 1521 – bis dahin viel unterwegs und aufreibenden körperlichen und geistigen Strapazen ausgesetzt gewesen – ein Patient, den man aus seinem gewohnten Milieu herausriß und durchaus nichts Positives für seine Gesundheit vollbrachte, wenn man ihn nun unter besonders guten Ernährungsbedingungen zur Untätigkeit zwang:

*„... massen ihm eine geringe und schlechte Kost viel zuträglicher und gesünder wäre, wie er sich öfters mit Hering und Erbsen sättigte. Als er einstmals auf dem Schloß Wartenburg, als seinem Pathmus, zu seiner Sicherheit eine Zeitlang aufbehalten, und daselbst niedlicher und herrlicher, wider seine Gewohnheit, gepflegt wurde, konnte er solches nicht vertragen, weil seine Gesundheit dadurch verletzt und verderbet ward. Als er ein andermal sehr erkrankte, welche Krankheit die Aertzte nicht erkannt, hat er mit Unterlassung der vorgeschriebenen medicinischen Reguln seine gewöhnliche Speise, nemlich einen gebratenen Hering und Erbsen gebraucht, davon er wieder gesund worden“ [2].*

Erst unter den Wittenberger Lebensbedingungen treten diejenigen Krankheiten auf, die fortan Martin Luther das ganze Leben hindurch begleiten: Obstipationen, Gicht, Arthritis, Otitis, Angina pectoris, Kreislaufstörungen und Haemorrhoidalbeschwerden. Nun kommt es zu der eingangs genannten Umwandlung im Phänotyp Luthers, bei der Michael Alberti strikt in Abrede stellt, was ihm manche böse Fama – *„hat sich ein Ränzlein angemäht als wie der Doktor Luther“* – zu unterschieben sucht, nämlich eine Freßfettsucht. Unter Berufung auf eine Aussage von Veit Ludwig von Seckendorf (1626–1692) bescheinigt er Luther Kontinuität im Maßhalten und meint:

*„Solche gerühmte Mäßigkeit ging bey Luthero manchmal so weit, daß er etliche Tage sich gänzlich des Essens und Trinkens, wiewol zu seiner Entkräftung, enthalten. Es bezeuget Seckendorf von ihm, daß er vor großen Fleiß im Studiren sich in sein Schlaf Gemach eingeschlossen, und bey auch drey Wochen sehr wenig gegessen und getrunken, ja sich dergestalt ausgehungert und ausgemergelt, daß er fast in Ohnmacht gefallen“ [2].*

Aus der Optik der Gegenwart mag fraglich sein, ob Alberti als wohlbestallter Ordinarius des 18. Jahrhunderts in der Lage war, ein kritisches Urteil über die Angemessenheit der Tagesdiät zu fällen; das Bürgertum der Reformationsära hält einen Nahrungskonsum für üblich und angebracht, der heutzutage als Gleitschiene für Adipositas gelten muß. Die Gicht – auch Luther leidet hieran – ist eine Art Statussymbol: wer nicht wohlhabend ist und sich den übervollen Fleischtopf nicht leisten kann, wird von ihr kaum befallen. Und umgekehrt: wer keine Gicht hat, muß ein armer Teufel sein, denn es fehlt ihm eben an den nötigen Mitteln für die regelmäßige Fleischmahlzeit. Bier ist das tischübliche Getränk und wird in großen Mengen genossen, zumal man beim Wasser stets die Gefahr der Verunreinigung einkalkulieren muß: unter Durstqualen hatte Luther aus diesem Grunde (*„quae est letalis“*) während seiner Italienreise von 1510/11 auf einen Wassertrunk verzichtet, der ihm im Gefolge eines alkoholischen Exzesses ansonsten dringend erstrebenswert gewesen wäre.

Den Phänotyp Luthers, des „gestandenen Mannes“ der Wittenberger Jahre, schildert Alberti aus mündlichen Berichten und bildlichen Darstellungen:

*„Ein gewisser Scribent bezeuget, daß er von Gestalt eine schöne Person gewesen; ein anderer führet an, daß er nach dem besten Contretait des berühmten Mahlers, Lucas Cranach, ein heroisches Gesicht, majestätische, feurige, große, scharfe, mit einem feurigen Circul umgebene Augen mit einem schwarzen Augapfel gehabt, seine Leibes-Statur war mittelmäßig, hatte breite Schultern, dicken Hals, völlige und fleischigte Wangen, sein Angesicht wäre treudig, treymüthig, stark, roth, lebhaft und gesund gewesen, so habe er auch einen völligen, runden Kopf gehabt; am übrigen Leibe wäre er nicht trocken und schwächlich, sondern blutreich anzusehen, sein Gang fertig und gravitatisch gewesen; welches sich bey seinem gesunden Zustand offenbarte“ [2].*

Der hier so präzise geschilderte fröhliche und gut durchblutete Pykniker ist aber durchaus nicht auf Dauer gesund: zu den schon genannten somatischen Erkrankungen kommen Zustände hinzu, die von einer übertrieben imponierenden Krankheitsfurcht bis zur Psychopathie und zur manisch depressiven Neurose reichen [20].

### **Luthers Krankheiten in der Albertischen Darstellung**

In der halleschen Dissertation von 1750 periodisiert Michael Alberti die Krankheiten des Reformators mit größter Akribie. Wenn man ihm dabei vorhalten muß, daß es ihm offenbar mehr um die sorgfältige Aufzählung als um die Einordnung in bestimmte Lebensphasen mit ihren unterschiedlichen physischen und psychischen Belastungen geht, so muß man dem Leser, der diese Studie aus der Optik der Gegenwart betrachtet, in Erinnerung rufen, daß Alberti seine Arbeit in einer Stadt niederschreibt, in der man zur Mitte des 18. Jahrhunderts sehr

genau mit den einzelnen Lebensabschnitten Luthers vertraut war. Der Autor der Dissertation durfte demzufolge manches als bekannt voraussetzen, was ihm aus der Nachbetrachtung heraus als Versäumnis angelastet werden könnte. Auffällig ist allerdings, daß lediglich zwei Mediziner – Augustin Schurff und Matthäus Ratzenberger – namentlich und im Zusammenhang mit bestimmten Therapiemaßnahmen aufgeführt werden. Das mag den Leser schon deswegen irritieren, weil diese fehlende Detailtreue im Gegensatz zu den sonst minutiös gehaltenen Schilderungen steht und die Albertische Dissertation immerhin ein von einem Arzt und Hochschullehrer verfaßter Bericht war, der vor einem medizinischen Gremium zur Abhandlung kam und primär die Vertreter der Ärzteschaft angehen sollte. Daher muß sich die Frage erheben, ob Alberti, dem man kaum einen unzureichenden Wissensstand wird vorwerfen können, Gründe gehabt hat, die zu derartigen Auslassungen führten: immerhin wären doch neben Schurff und Ratzenberger zumindest noch Thomas Eschus, Melchior Fendt (1486–1564) und Georg Kleinschmidt-Curio (1498–1556) zu nennen gewesen, die sich aus dem großen Kreis von Medizinern um Martin Luther der Bezeichnung eines ärztlichen Beraters hätten rühmen können. Es darf unterstellt werden, daß Michael Alberti erkannt hat, daß der Reformator sich im allgemeinen gern selbst behandelte und der heute gebräuchliche Begriff eines Hausarztes für Luther kaum anwendbar ist, wechselten doch die von ihm zu Rate gezogenen Mediziner mehrfach. Augustin Schurff wird konsultiert, als Martin Luther 1527 „mit einer hefftigen Schwachheit des Leibes und schwehren Geblüte um das Hertz heimgesuchet“ wird [10], wobei linksseitige Ohrenscherzen eine beginnende Krankheit signalisiert hatten. Die Dramatik des Geschehens ist bei Alberti ausführlich dargestellt:

*„Anno 1527 wurde er den Abend vor Mariae Heimsuchung mit solcher tiefen Ohnmacht befallen, daß die Anwesenden sorgten, er würde plötzlich unter ihren Händen sterben. Diesen Anfall beschreibt Löscher . . . es habe ihn eine große melancholische Beängstigung befallen mit einem starken Brausen, wie ein Wirbelwind, im linken Ohr, nebst einer fast tödtlichen Ohnmacht, mit Erkältung des gantzen Leibes, bey solchem gefährlichen habe ihn D. Schurff zu einem starken Schweiß gebracht, daß er den folgenden Tag sich wieder gesund befunden, welchen Proceß er hernach sein schweres Schwitzbad genennet. In dieser Noth und Angst, so bald diese gefährliche Erkrankung Lutherum so plötzlich befallen, ergrif der anwesende D. Jonas einen Topf kalten Wassers, und goß solchen dem Luthero über das Gesicht und Rücken. Dieser Zufall entstand von einer plötzlichen Zusammentreibung und Stemm- und Hemmung des Blutes an dem Hertenzen und im Gehirne, wodurch auf einmal der Umlauf des Blutes im gantzen Leibe aufgehalten, und in der Werkstat aller in- und äußerlichen Sinnen eine gänzliche Stille und Ohnmacht, auch in der Quelle des Hertenzen, daraus das Leben gehet, ein zeitlicher Stillstand entstanden ist, dahero gar leicht ein plötzlicher Tod durch einen Schlagfluß oder Erstickung entstehen können, welchen tödtlichen Erfolg weder die erhitzende Schwitz-Cur des D. Schurffii, noch die erkältende Wasser-Cur des D. Jonae weniger abwenden, viel leichter aber befördern mögen; dahero ich bey diesem Zufall eine höhere Hand erkenne und verehere, welche Lutherum aus diesem wichtigen Anfall auf eine wundersame Weise errettet und erhalten, immassen die Lebens-Gefahr sehr groß, die natürlichen Mittel contrair gewesen, daß daher die Natur in diesem Fall wider die Krankheit*

*und wider die damalige Medicos und gebrauchte Hülfsmittel hätte zu streiten und sich zu wehren gehabt“ [3].*

Aus dieser Interpretation des Vorganges von 1527 spricht die Grundhaltung des Pietisten Michael Alberti, in der Heilung eine göttliche Gnade sehen zu müssen. Entscheidend für den therapeutischen Effekt ist nicht der ärztliche Rat – dessen Zweckmäßigkeit hier ohnehin in Frage gestellt wird – sondern der Glaube des in Mystik und religiösem Enthusiasmus befangenen Patienten. Zumindest unter diesem Aspekt hatte sich für den pietistisch orientierten Arzt im Vergleich zur Luther-Ära nichts geändert. Als Alberti seine Zeilen niederschreibt, steht diese Konzeption allerdings im harten Streitgespräch mit den Vertretern einer Vernunftlehre, wie sie von Christian Wolff (1679–1754) in Halle vorgetragen wird. Die Wolffsche Dominanz des Verstandes als Mittel auf dem Wege zum Fortschritt läßt freilich die Orthodoxie jedwelcher Prägung eine Einengung sogenannter Glaubenswahrheiten selbst dort befürchten, wo dieser eine Harmonisierung von Wissen und Glauben in den Vordergrund stellt und damit Konzessionen an Überkommenheiten macht, zu denen sich auch Michael Alberti bekennt.

Nicht erwähnt wird von Michael Alberti übrigens das Geschehnis vom Sommer 1527, das Schurff zum Pflegling Luthers macht. Als im Juli und August 1527 eine Infektionswelle die Stadt Wittenberg erreicht, nimmt Luther eine Reihe erkrankter Freunde in sein Haus auf. Auch Schurff zieht mit seiner Frau zu seinem Patienten. Schurffs Frau liegt zeitweilig an einem „innerlichen Geschwür“ darnieder, übersteht aber die Krankheit.

Für die Jahre zwischen 1527 und 1532 nennen die Abhandlungen zum Leben und Werk von Martin Luther eine Vielzahl von Beschwerden und Krankheiten; Cephalgie, Cardialgie, Schwindelsymptome, Ohrensausen, Haemorrhoiden, Obstipationen. Ein Ulcus cruris macht sich schmerzhaft bemerkbar. Dazu begleiten ihn Todesahnungen und beständige Furcht vor Krankheiten in dieser Phase, über die Michael Alberti berichtet:

*„Wie er dann Anno 1529 einen scharfen hitzigen Fluß, welcher ihm auf die Luft-Röhre und auf die Brust gefallen, erlitten, davon er im April-Monat an Justum Jonam geschrieben: Ich bin von der Zeit, da du abwesend gewesen, mit einem so heftigen und fast tödtlichen Fluß geplaget gewesen, davor ich weder gäpsen, oder das Maul aufthun, noch muksen, noch husten können, daß ich besorgt gewesen, meine Sprache zu verlieren; dergleichen scharfer, herber, saltzichter, rheumatischer Fluß Anno 1530 ihm aufs neue auf die Luft-Röhre gefallen . . . Es beklagte sich Lutherus in Briefen an Justum Jonam, Philippum Melancthonem, Cor datum u. a. m. wie sehr er in diesem Jahr 1530 mit seiner alten Kopf Krankheit sey geplaget gewesen, und führet unter andern Ursachen sein annäherndes Alter und Abnahme der Kräfte an, und schreibet: Da ich zu Coburg war, plagte mich das Sausen und Klingen der Ohren also, daß mir gleich ein Wind aus dem Kopf ging, bließ und sauste, wie ein Haupt-Fluß; es wills nicht mehr thun, die Jahre treten herzu. Anno 1532 im Monat Januario ahntete ihm eine bevorstehende Krankheit, welche nach wenig Tagen auch wirklich erfolgte, daß er den 22sten selbigen Monats den gantzen Tag zu Bette liegen musste, und über heftiges Ohren-Klingen und Hertzens-Schwachheit klagte, daher Philipp Melancthon,*

*Rorarius und der anwesende Medicus, wegen eines Schlagflusses und Lebens-Gefahr besorgt waren* [4].

Diese Krankheit des Jahres 1532 spielt in den Lutherschen Tischreden wiederholt eine Rolle. Zum einen glaubt Luther nicht an die ärztliche Diagnose, es handle sich um eine „natürliche Krankheit“: *„Ego non possum cogitare, quod morbus meus sit naturalis, sed est mihi suspectus Satan, ideo etiam facilius contemno.“* Zum anderen fühlt er sich zeitweilig von seinen Freunden in seinem Beschwerdenkomplex nicht ernst genug genommen: *„Ich bin so krankh! Aber mir glaubts niemant!“* Das Pulsfühlen des behandelnden Arztes – aus der Pulsqualität schließt man auf die humoralpathologischen Verhältnisse – scheint Luther dabei besonders beschäftigt zu haben. In Gegenwart des Mediziners gibt er sich hinsichtlich dieser diagnostischen Manipulation uninteressiert, wie Alberti aus den Tischreden entnehmen zu können glaubt:

*„Da D. M. L. krank lag, und der Medicus ihn an den Puls grif, und befand, daß er sich geändert hatte, sprach er: ich bin, stehe und liege hier in Gottes Willen, demselben habe ich mich ergeben. Er wirds wol machen, denn das weiß ich gewiß, daß ich nicht werde sterben.“*

Das vorgegebene Desinteresse hindert Luther aber nicht, durch eigenes Pulsfühlen der Sache auf den Grund zu kommen zu suchen:

*„Ich wolt hundert gulden drumb geben, wenn ich sie hett, das ich den puls nicht kundt judicirn, den ich mach mich bald krancker, den ich bin, wen ich mir den greiff.“*

Am 6. September 1536 wird der Arzt und Hochschullehrer Caspar Lindemann (gest. 1536) zu Grabe getragen, dem eine nur kurze Amtszeit in Wittenberg beschieden gewesen war. Er muß seit seiner 1532 aufgenommenen Tätigkeit in mehrfacher Hinsicht mit Luther in persönlichen und wissenschaftlichen Kontakt gekommen sein. Lindemanns Frau ist Taufpatin bei Paul Luther (1533–1593), dem sich später der Medizin zuwendenden Sohn des Reformators. Das spricht für familiäre Bekanntschaft. Luther erwähnt im Rahmen der Tischreden zudem seine medizinisch-anatomischen Dispute mit Lindemann, der zuvor kurfürstlicher Leibarzt in Leipzig gewesen war und in Wittenberg vor allem die Anatomie und die medizinische Botanik vertritt:

*„D. Caspar Lindemann dixit se in anatomia vidisse foetum duorum articulorum digiti unius magnitudine omnibus membris perfectum.“*

Wenn eine von Melanchthon formulierte Epitaphinschrift in der Wittenberger Stadtkirche zum Ausdruck bringt, Lindemann habe Wissenschaft und Praxis in angemessener Weise zu verbinden gewußt, dann darf wohl daraus geschlossen werden, daß hier die persönliche Erfahrung, d. h. die Konsultierung Lindemanns als Arzt zugrunde lag.

1536 und 1537 sind die Jahre der starken Ischialgie- und Lithiasisbeschwerden Luthers. Diesen Krankheitskomplex schildert Michael Alberti sehr ausführlich:

*„Als Lutherus 1536 mit Bucero sich bey einer verabredeten Zusammenkunft unterreden wolte, überfiel ihn wiederum eine Krankheit, daher er in solcher Unterhandlung nicht eines vorgesetzten Fortgangs abwarten konnte, sondern an*



*Bucerum geschrieben, wie er vierzehn Tage lang an einem unerträglichen Hüften-Schmertzen oder ischiadiaco dolore (als einer andern Art eines krampflichten Uebels, welches mit denen vorhergegangenen rheumatischen, spasmodischen und congestoriis schematibus genau harmoniret) krank gelegen, daß er sich schwerlich wieder erholen könne: so blieb er auch im folgenden Jahr 1537 beständig kränklich, daß er auch in einer Hauß-Predigt am Oster-Abend sich beklagte, daß er schwach sey, und nicht wisse, wie lang er leben werde; dem ohngeachtet hat er sich bey einer beschwerlichen und sehr unbequemen Reise zur Fastenzeit (da sonst die Witterung unfreundlich und ungesund ist) auf die Zusammenkunft nach Schmalcalden begeben, daselbst am Sonntag Invocavit die Früh Predigt abgelegt, Nachmittag aber in eine gefährliche Verstopfung des Urins gefallen, welche mit grossen Schmetzen und äussersten Entkräftung acht Tage lang hart angehalten, und nach dem Bericht Philippi Melanchthonis durch einen unerfahrenen Hessischen Medicum soll verschlimmert worden seyn, dergestalt, daß alle an der Erhaltung des Patienten zweifelten“ [4].*

*· Eodem Anno et sub eiusdem. D. Thoma Episcopo  
 · Decanatu. Mattheus Ratzenberger factus est  
 · Licentiatus in Medicina. Doctore hinc  
 · Stagnum promotore & hoc promotore  
 · ficitur pub. <sup>re</sup> in maximo Auditorio noui  
 · Octava Octobris*

Abb. 3

Dekanatseintrag (1528) über die Lizentiatur von Matthäus Ratzenberger (1501–1559)

Nennt Alberti hier lediglich den „*unerfahrenen Hessischen Medicus*“, so sprechen andere Berichte von „*multi medici et chirurgi*“, die sich in Schmalkalden um Luther bemühen. „*Ihr habt wol zuzusetzen*“, soll einer der Ärzte gesagt haben, um damit gleichsam zu begründen, daß man drastische Mittel einsetzen dürfe. Alle therapeutischen Versuche – einschließlich einer kopropharmazeutischen Medikation – bleiben aber erfolglos; auch eine instrumentelle Litholyse mittels eines eigens hierfür angefertigten Spezialgerätes mißlingt. Als ein Wagen des Landesherrn den schwerkranken Reformator abholt – Luther hatte erklärt, daheim in Wittenberg sterben zu wollen – sind es wohl die Erschütterungen

durch das Gefährt auf den holprigen Straßen gewesen, die zum Steinabgang und zum Wiedereintritt der Diurese führten. Alberti unterstreicht die göttliche Fügung, verkennt aber auch nicht den Wert der mechanischen Komponente:

*„... daß die beschwerliche Leibes-Bewegung des Fahrens, die mühsame Ein- und Aussteigung des Wagens, und ein Trunk rothen Weins, (welcher sonst eine urintreibende Kraft hat) die vorher verschlossene Gänge wieder frey und gangbar gemacht, welcherley Mittel vor sich allein nicht vermögend gewesen wären, erstlich eine so starke, hartnäkige und langwierige Verschliessung abzuwenden, sodann auch des Hessischen Artztes Fehler zu verbessern.“*

Neuerliche Steinkoliken klingen dann erst nach der Rückkehr nach Wittenberg ab. Zu einer Steinprophylaxe auf diätetischer Basis ist Luther allerdings nicht bereit. So bleibt es bei den alten Beschwerden: Lithiasis- und Ischiasschmerzen, Schwindelanfälle, Ohrbeschwerden, Verdauungsstörungen; Herzattacken kommen hinzu. Sehr sorgfältig trägt Michael Alberti aus den ihm zur Verfügung stehenden Unterlagen sämtliche Details zusammen; er nennt Beschwerden, wie sie von Luther geschildert werden, er berichtet über Symptome, Befunde und Maßnahmen und gibt zuweilen den eigenen Kommentar hinzu. Alberti wird erkannt haben, daß für den Reformator die Konsultation eines Arztes nicht zwangsläufig zur Befolgung der von ihm gegebenen Empfehlung bzw. der ihm angemessen erscheinenden Therapievorschlüge führte. Als man Luther in Schmalkalden zur Nahrungskarenz rät, läßt er sich entgegen ärztlichem Rat „eine schöne Thüringer Fricasse“ bringen und glaubt richtig gehandelt zu haben, weil er sich im Anschluß einer guten Nachtruhe erfreuen kann. Ein sehr folgsamer Patient ist Luther jedenfalls nie gewesen. Diese Grundeinstellung umschreibt Alberti mit schönen Worten:

*„Und ob zwar Lutherus in Tischrede c. 42 bekennet, daß viel daran liege, wann ein Kranker zu einem Artzt ein Hertz und Lust hätte, so hat ihn doch seine Hoffnung vom gedachten Haus-Mittel damals nicht gerettet. Er selbst zwar hat nicht gerne von Aertzten sich helfen lassen, und fast contraire Mittel gebraucht, wie er von sich l. c. schreibt: ‚Als er zu Schmalcalden wäre krank gelegen, da wären wol viel Medici über ihm gewesen, denen er wäre gar gram worden, denn es wäre kein Mensch in der Welt, der so ungeru aus der Apothecke esse und trincke, als er.‘ (NB. Ob er zwar die Medicin lobet und billiget ib. cap. 9 und sagt, ein Artzt sey unseres Herrn Gottes Flicker, der leiblich helfe, vid. Opp. Lips. XXII. p. 223 a. 224 a.) und erzählt sein Exempel, daß er wäre alda drey Tage gelegen, und nichts essen mögen, und die Medici hätten ihm auch viel Speise verboten, da wär die Frau im Hause zu ihm kommen, die hätte ihn gebeten, er solte doch sagen, wozu er Lust hätte zu essen, sie wolte es ihm zu richten, da hätte er gesagt, er möchte gern kalte Erbsen und Bratheringe essen, (ey welch eine schöne Thüringische Fricassee!) die hätte sie ihm gemacht, und er hätte flugs darauf wohl geschlafen“ [4].*

An Einsichtigkeit über sein Verhalten als Patient mangelt es Luther dabei völlig. Es ist eine Art Selbstbekenntnis, wenn der Reformator formuliert: *„Also wüthen und toben mancherlei Krankheiten in unserm armen Leibe, gleichwohl sind wir leider stolz und erhaben, werden selten frömmer danach, genau wie man spricht: Da der Kranke genas, nie ärger er was. Ach es hilft wenig, wir*

*bleiben und tun doch, wie es unsere Art ist.*“ Das Schmalkaldener Beispiel lehrt zudem, daß Luther ihm diesbezüglich angeratene diätetische Maßnahmen dann in den Wind schlägt, wenn sie ihm nicht passen. Luthers Polemik für eine sachgerechte Diätetik klingt sehr gut; die Frage ist nur, wann er sich selbst nach derartigen Regeln richtete. Unbeschadet dieser Doppelgleisigkeit enthalten seine Formulierungen manches Gute, wenn er beispielsweise gegen den zeittypischen Unfug Position bezieht, die durch Luxuskonsum bedingte Gesundheitsgefährdung mit Aderlässen zu kompensieren, um sich im Anschluß erneut diätetischen Exzessen hingeben zu können: *„Wir Deutschen tressen und saufen uns krank in die Hölle. Wenn man nun also toll und voll mit seltsamer Speise durcheinander vermischt den Leib bis oben angefüllt und auf den Morgen der Kopf schwer wird, Drückung um die Brust und andere Zufälle sich zutragen, alsdann lasset man zur Ader und sauft wieder, daß es kracht.“* Eine andere Passage (*„die Völlerei und tägliches Schlemmen schwächt das Gesicht und verderbt die Augen“*) klingt keineswegs antiquiert, wenn man an Visusalterationen denkt, die sich aus einem Diabetes mellitus ergeben, für den die Frefßfetsucht eine Art Gleitschiene darstellen kann. Der großen Butterportion gegenüber hat Luther im übrigen keine Bedenken; die von ihm gerühmte körperliche Robustheit seiner Landsleute führt er hierauf zurück, sei diese doch *„ein gesund Ding, und ich meine, daß die Sachsen starke Leute sind von Butter, welche sie sehr viel essen“*. Auf seine Hausmittelchen läßt der Reformator nichts kommen: *„Lavendelwasser ist ein sehr gut Ding und schwarzer Kümmel, zwei Nächte lang in gutem Wein eingeweicht, ist ein sehr gutes Mittel gegen Schwindel.“* Zwischen dem Gebrauch ausländischer Gewürze und einer reduzierten Lebenserwartung glaubt er einen Zusammenhang sehen zu dürfen. *„Eine gute Lebensweise vermag viel“* ist sein gängiges Schlagwort, und was gut ist, entscheidet er selbst und nicht der Arzt. Es ist ohnehin kein Loblied auf den ihm bekannten Medizinerkreis, wenn er einmal bilanziert: *„Ich leugne nicht, daß die Medizin ein Geschenk Gottes und eine Wissenschaft sei, aber wo sind vollkommene Ärzte?“* Wer hätte bei so viel Selbstgerechtigkeit in medizinischen Fragen wohl mit Luther polemisieren wollen? Der Wittenberger Ärztekreis um Luther ist ihm persönlich verpflichtet: da läßt sich schwer auf strikte Befolgung von Verhaltensregeln drängen, Schurff gelangt durch die von Martin Luther mitinspirierte Zweitprofessur zu einem medizinischen Lehramt [14]; Ratzenberger ist während seiner brandenburgischen Archiatertätigkeit häufig Hausgast bei Luther, wenn die Gemahlin des Kurfürsten nach geistlichem Zuspruch verlangt. Curio muß Luther besonders dankbar sein, hatte dieser sich doch schon vor dessen Wittenberger Amtszeit für ihn verwendet und bei dem Nürnberger Syndikus und Stadtschreiber Lazarus Spengler (1479–1534) ein Wort für Curio eingelegt, um ihm eine Existenz zu sichern. Als es dann 1537 darum geht, Curio eine Wittenberger Professur zuzuschancen, ist Luther wiederum für ihn auf dem Plan. Die Realisierung des Projektes gelingt zuletzt dank eines Empfehlungsschreibens Luthers an den sächsischen Landesherrn. Bei dieser Gelegenheit hört man zugleich auch von der wirtschaftlichen Vergütung Luthers im Falle der ärztlichen Konsultation, denn Luther schreibt: *„Die Praxis ist mager, ich selbst habe für viele Dienste nie nichts gegeben, außer einem Trunk Bier.“*

In seiner Grundhaltung, den Arzt bestenfalls als (einen nicht unbedingt erforderlichen) Makler der Göttlichkeit betrachten zu dürfen, muß sich Luther 1540

absolut bestätigt gefühlt haben, als er den in psychischen Depressionen sich befindenden Melanchthon allein – wie er glaubt – durch seinen Zuspruch und den Hinweis auf die göttliche Weisheit zur Gesundung führt:

*„Unterwegs, auf der Reise auf den Convent nach Hagenau, 1540, überfiel Melanchthon ein großer Gemüthskummer über die von ihm an Philippo, dem Landgrafen zu Hessen, gebilligten Bigamie, daran er, als er nach Weimar gekommen, todt krank geworden. Der Churfürst ließ Luthern schleunigst holen. Als er ankam, lag Melanchthon da todtenblaß, mit gebrochenen Augen, sprachlos, ohne Verstand, und kannte Niemanden. Ueber diesem Anblicke erschrocken, sprach Luther: ‚Behüte Gott, wie hat nicht der Teufel dieses Organon geschändet?‘ Darauf ging er ans Fenster und betete. Hierauf nahm er Melanchthon bei der Hand, und sprach: ‚Seyd getrost, Philipp, ihr werdet nicht sterben! – Darum gebt dem Trauergeiste nicht Raum, und werdet nicht euer eigener Mörder, sondern verlaßt euch auf den Herrn, der da kann tödten und lebendig machen.‘ Während dieser Worte wurde Melanchthon gleichsam wieder lebendig, kam wieder zu Kräften, und wurde wieder gesund“ [6].*

An schweren psychischen und physischen Stress-Situationen fehlt es in Luthers letzten Lebensjahren nicht. Ohnehin ist es erstaunlich, daß sich der Reformator in dieser Zeit ein Reiseprogramm zugemutet hat, das seiner immer stärker angeschlagenen Gesundheit alles andere als zuträglich sein konnte. Den vorzeitig gealterten Luther bezeichnet ein Chronist als *„körperliche Ruine, während der Geist noch im alten Feuer flammte“*: die unnatürliche Lebensweise, verbunden mit selbstgewählten Büßungen, die er als Mönch führen mußte, die Aufregungen der Reformationszeit, die Arbeits- und Reisedstrapazen zeigen nun immer deutlicher ihre Folgen [7]. Zur körperlichen Erschöpfung kommt das psychische Trauma hinzu: Wittenberg wird Luther mehr und mehr verleidet. Da ist zum einen eine zeitweilige Entfremdung von Melanchthon und zum anderen die Mißbilligung bestimmter studentischer und von ihm als allzu frei empfundener Lebensformen, die bei der Bürgerschaft auf Nachahmung stoßen. Zwistigkeiten mit den Hochschuljuristen treten hinzu: glaubt sich Luther hinsichtlich seiner einst vollzogenen formlosen Eheschließung im Recht, so muß er es nachträglich auch auf sich beziehen, wenn jetzt die Rechtswissenschaftler der Leucorea die Gültigkeit sogenannter heimlicher Gelöbnisse in Frage stellen. So sind es nicht zuletzt Unmutsreaktionen, die ihn am 25. Juli 1545 die körperlich strapaziöse Reise antreten lassen, welche ihn nach Leipzig, Merseburg und Halle führt, von dort wieder nach Merseburg, nach Zeitz und Eisleben, bevor es via Leipzig nach Torgau und Wittenberg zurückgeht. In Zeitz trifft er erneut mit Matthäus Ratzenberger zusammen: *„Schickte Churfürst Joh. Friedrich von Sachsen seinen Rath D. Mattaeum Raceburgium mit einem sehr gnädigen Schreiben an ihn nach Zeitz / und verlangete seine Zurückkunft“* [10]. Ratzenberger rät dem von Gehbeschwerden, Kopfschmerz und Schwindel geplagten Luther zur Anlage einer Unterschenkel-Fontanelle – einer damals üblichen Form von Ableitungstherapie. Luther ist angewiesen, diese Fontanelle mittels einer lokal zu applizierenden Pulveraufbereitung offen zu halten. Das scheint er zunächst getan zu haben. Alberti resümiert:

*„... es habe der Churfürstliche Leib-Medicus Ratzeberger Luthero angerathen, daß er sich auf den linken Fuß ein Fontanell habe setzen und eröfnen lassen,*

*welches nicht allein seinen Kopf Schmerzen und Schwindel gemäßiget, sondern so viel geholt, daß er wieder zu Fuß in die Kirche und auf die Cantzel, wie auch in das Universitäts-Auditorium gehen können, dahin er vorhero manchmal sich hat fahren lassen, oder wenn er sehr schwach gewesen, zu Hause seiner Familie geprediget habe“ [5].*

Die dem Lutherschen Schiedsspruch anvertrauten, aber noch nicht geregelten Angelegenheiten des Mansfelder Grafenhauses veranlassen den Reformator im Dezember 1545 zur neuerlichen Reise, die er – dafür spricht ein Brief vom 6. Dezember 1545 – voller Todesahnungen antritt. Ohne Abschluß dieses „Mansfelder Sauhandels“ kehrt er noch einmal nach Wittenberg zurück. Dann folgt die dritte und letzte Reise in dieser leidigen Sache, der sich der schwerkranke Reformator nicht entziehen zu können glaubt, obwohl er sich gemäß einem Brief vom 17. Januar 1546 *„alt, abgelebt, müde, kalt und nun gar einäugig“* beschreibt [11]. Am 23. Januar 1546 bricht man in Wittenberg auf. Michael Alberti legt Wert auf die Feststellung, daß sich Luther bereits zuvor nicht sachgerecht um die Fontanelle gekümmert habe. Unter den Strapazen der Reise kommt es zu „Angina pectoris“-Beschwerden stärkeren Grades, zu Bronchitis und vielleicht sogar zur Pneumonie. Zu diesen Vorgängen nimmt Alberti sehr ausführlich Stellung. Er überliefert auch den nicht ungefährlichen Saaleübergang vom 28. Januar 1546 in Halle, bei dem Luther den Ausspruch getan haben soll, es wäre dem Teufel ein höchstes Wohlgefallen, wenn Luther mit seinen drei Söhnen absöffe. Im einzelnen heißt es:

*„Als er aber Anno 1546 nach Eißleben berufen worden, habe er nicht allein sein Einstreupulver vergessen, womit er sein Fontanell bey fortgesetzten Zu- und Ausfluß unterhalten, sondern wegen überhäufeter Geschäfte, Verricht- und Verhinderung, habe er die nötige Pflege und Abwartung seines Fontanells unterlassen, darüber solches zugefallen, sich verschlossen, und ein neuer plötzlicher und heftiger Zufluß auf die Brust gefolget, dazu folgende Ursachen Gelegenheit gegeben: Da die Reise nach Eißleben von Luthero bey seiner ziemlich kränklichen Schwachheit, bey angefangenem Winter, bey feuchter und kalter Witterung unternommen worden . . . darüber er Kälte und Alteration ausgestanden, daß er äußerst krank und schwach, als ein Sterbender, in Eißleben angelanget, alwo er mit warmen Tüchern gerieben, aufgewärmet, und mit einigen mitgebrachten Artzeneyen erquicket und aufgelebet worden“ [5].*

Als keine Besserung erreicht werden kann, sucht man Zuflucht bei einigen obskuren Maßnahmen, darunter eine Einhorn-Medikation und die Einreibung mit *„stärkenden Wassern“*, die Luthers Frau von Wittenberg aus nachgeschickt hatte [11]. Michael Alberti hielt es offenbar nicht für sinnvoll, den Leser der „Wöchentlichen Hallischen Anzeigen“ mit diesen auf der zeittypischen Polypharmazie und Polypragmasie fußenden Behandlungsformen zu konfrontieren, die von den beiden halleschen Schulen ohnehin abgelehnt werden. Derartige Bedenken fehlen bei einer 1739 edierten Schrift des Nordhäuser Theologen Friedrich Christian Lesser (1692–1754), der unter Berufung auf einige noch im Todesjahr Luthers veröffentlichte Beiträge von der Einhorn-Medikation Mitteilung macht, die am 17. Februar 1546 als ultima ratio bei der zunehmenden Atemnot des schwerkranken Reformators zum Einsatz gelangt. Der Vorschlag geht von Johannes Goldschmidt-Aurifaber (1514–1575) aus, dem bekannten Aufzeichner

von Luthers Tischreden. Er und Justus Jonas (1493–1555) halten es für durchaus praktikabel, diesen Behandlungsversuch ohne Befragung der (dann erst später konsultierten) Eislebener Ärzte Wild und Ludewig einzuleiten. Im einzelnen heißt es:

*„Ist Johannes Aurifaber, Vinarensis hinauf kommen, hat der Doctor gesagt: Mir wird aber wehe und bange, wie zuvor, um die Brust, da hat Johannes gesagt: Ich habe gesehen, da ich der jungen Herren Praeceptor war; wenn ihnen die Brust, oder sonst, übel ward, daß ihnen die Gräfin Einhorn gegeben hat, wolt ihrs haben, will ichs holen, hat der Herr Doctor ja gesagt . . . kam Graf Albrecht selber gelauffen mit M. Johann, brachten das Einhorn, und sprach der Graf; wie gehts, O lieber Herr Doctor? Darauf der Doctor sprach: Es hat keine Noth, gnädiger Herr, es beginnt sich zu bessern; da hat ihm Graf Albrecht selbst das Einhorn geschabet; und nachdem der Doctor Besserung fühlet, ist er wieder von ihm gegangen . . . da hat man aufs Doctors Begehren, das geschabte Einhorn in ein Löffel mit Wein zwier ihm eingegeben, da Conrad von Wolftramsdorff zuvor selbst ein Löffel voll (damit der Doctor destoweniger Scheu hätte) genommen“ [18].*

Die Lessersche Darstellung schildert dann die letzte Krise, während welcher man den Freundeskreis an das Lager des Sterbenden ruft *„dergleichen die zweene Medicos in der Stadt, welche alle gelauffen kamen. Erstlich der Wirth mit seinem Weibe, darnach M. Simon Wild ein Artzt und D. Ludewig ein Medicus“* [18]: diese Differenzierung in der Titulatur geht offenbar von der Tatsache aus, daß Wild zu diesem Zeitpunkt noch nicht promoviert ist und als medizinischer Lizentiat seiner Praxis nachgeht.

Martin Luther stirbt in den frühen Morgenstunden des 18. Februar 1546. Sind sich schon die anwesenden Ärzte über die Todesursache im unklaren – Schlagfluß oder Katarrh der Luftwege – so bleibt die Frage auch in der Folgezeit im Gespräch. Michael Alberti zitiert Melanchthon, der *„in der Rede vom Tode Lutheri die Krankheit Cardiacam oder Cardialgiam, eine Hertzens- oder nach der ältern Redens-Art, eine Magen-Beänstigung genennet“* [5]; er führt auch den Melanchthon-Schüler Johann Manlius mit seinem *„libellus medicus variorum experimentorum“* auf: dieser äußert die Meinung, *„es wäre Luthero aus dem Kopf und von der Brust eine scharfe und schädliche Feuchtigkeit auf den Magen plötzlich gefallen, welche ihm eine endliche Erstickung verursacht hätte“*. Diese Magentheorie wird von Alberti völlig abgelehnt, wobei er sich an dieser Stelle der Diskussion nicht enthalten kann, einige scharfe polemische Angriffe auf Johann Baptista van Helmont (1578–1644) und den Wittenberger Extraordinarius Christian Warlitz (1648–1717) zu starten:

*„der Magen unterscheidet am besten, was er zu sich genommen hat: die Natur hat ihm eine thierische Empfindung verliehen, und nach einiger Meinung, soll eine körperliche Seele ihren Sitz und Regierung im Magen haben, daß, was im Munde nicht empfunden ist, im Magen Beschwerung verursache, vid. Warlitz in Scrutin. Lacrymar. c. 6 p. 104 . . . Ey wie mag sich Helmontii Seele im Magen mit einem Pommerischen und Westphälischen Schünken, geräucherten Gans, mit einer Braunschweigischen Mett Wurst und Muhme vertragen, und über die Wurstoplogiam und Durstoplogiam philosophiret und electriciret haben“* [5].

Nach ausführlicher Diskussion der Schrifttumsangaben legt Alberti seine eigene Vorstellung über die Todesursache Luthers vor:

*„Dannhero ich geurtheilet, daß ein starker Krampf, welcher die Brust abwechselnd beschweret, und eine heftige Engbrüstigkeit veranlasset, die natürliche Ursach des Todes gewesen sey, wodurch endlich der Umlauf des Blutes und Bewegung des Hertzens gehemmet worden, welche Art des Krampfes mit den vorhergegangenen Krankheiten gänzlich harmoniret, und mit dem zugefallenen Fontanell und übrigen benannten Ursachen noch deutlicher und bündiger connectiret, massen sonst bekannt worden, daß Lutherus 16 Jahr vor seinem Tode einen offenen Schaden oder natürlich Fontanell am Fuß gehabt . . . und er vermuthe, daß daher ein Abfluß entstehen mögte, welchen er nicht verstopfen wolle. Wie aber dergleichen frühzeitig zugefallene Fontanelle Schlag-*



Abb. 4

Wittenberg um 1570

*und Steckflüsse, krampflichte Beängstigungen, oder asthmata spastica suffocativa und andere plötzliche und tödtliche Folgerungen verursachen, solches ist in der Historia Medica überflüssig und überzeugend bekant“ [5].*

Angina pectoris und Kreislaufinsuffizienz: das sind also für Michael Alberti die eigentlichen Todesursachen. Wenn Alberti zugleich den Kausalzusammenhang mit der unsachgemäßen Fontanelle herausstellt, so ist das aus der zeittypischen Vorstellung der sich aus einer Derivatio intermitta ergebenden Gefahr zu verstehen.

Die Unterschiedlichkeit der Auffassungen, zudem belastet durch religiös motivierte Einstellungen, hat dabei nicht selten zu kuriosen Emotionen geführt. Ein in Eisleben tätiger Pädagoge polemisiert Ende des 19. Jahrhunderts gegen die

von katholischer Seite diskutierte Möglichkeit, Luther habe Selbstmord begangen. Nach sorgfältiger Rekonstruktion der Ereignisse aus Luthers letztem Lebensjahr und unter Herausstellung der durch seine Reisestrapazen eingetretenen Situation führt er u. a. aus: *„Ich habe die Geschichte dieser Reise vor wenigen Jahren besonders genau studiert, als ich daran ging, die nichtswürdigen Schmähungen des ‚ehrenwerten‘ römischen Priesters Majunke zu widerlegen. Dieser ‚wahrheitsliebende‘ Mann will in seiner Schandschrift über Luthers Lebensende den von ihm behaupteten Selbstmord des Reformators psychologisch glaubhaft machen. Er konstruiert sich daher einen an sich und der Welt verzweifelnden Luther. Zu diesem Zwecke verwendet er auch die Fluchtreise von Wittenberg. Ich habe nachgewiesen, daß es Überbleibsel päpstlicher Gesinnung und aus katholisch gebliebenen Ländern eingeschleppte Mißbräuche waren, welche ihn wegtrieben. Unmut, aber nicht Verzweiflung erfüllten ihn. Sein Fortgang sollte Wittenbergs Hochschule und Bürgerschaft zur Umkehr mahnen und hat dies thatsächlich auch gethan“* [7].

Für Michael Alberti, einen der Hauptrepräsentanten des halleschen Pietismus und zugleich einer Medicina theologica hallescher Prägung, ist eine derartige Konzeption selbstverständlich undiskutabel. Man mag dem Autor der Dissertation vorhalten können, daß er bei dem ihm zur Verfügung stehenden Material mehr aus dem Stoff hätte machen können. Immerhin ist er aber einer der ersten, die sich in Form einer Doktorarbeit an diese nicht unproblematische Diskussion heranwagten und damit die Voraussetzungen für Erörterungen schufen, die den Medizinhistoriker bis in die Gegenwart hinein beschäftigen.

Schurff, Fendt, Kleinschmidt-Curio und Ratzenberger als die vier wichtigsten behandelnden Ärzte Luthers – sie alle sind jünger als der Reformator – haben ihren prominenten Patienten insgesamt überlebt. Wegen der langjährigen Kontakte und der Besonderheit der Wechselbeziehungen sei hier abschließend noch ein Blick auf ihre persönliche Entwicklung erlaubt. Der am 6. Januar 1494 als Sohn eines Lehrers in St. Gallen geborene Schurff war seinen beiden Brüdern – Hieronymus Schurff (1480–1554) wirkt als Hochschuljurist an der Leucorea – nach Wittenberg gefolgt und lehrt ab 1518 an der Artistenfakultät die Logik des Aristoteles. Seine Übernahme in den Lehrkörper der Medizinischen Fakultät erfolgt auf direkte Intervention Luthers, denn er weist nach dem Abgang von Peter Burchardt (gest. 1526) den von ihm angeschriebenen Georg Spalatin (1484–1545) ausdrücklich darauf hin, daß für die Wiederbesetzung des vakanten Lehramtes die Mühe der Verhandlung mit auswärtigen Anwärtern unnötig wäre, da man mit dem noch unter Burchardt promovierten Augustin Schurff und mit dem am 28. Januar 1521 ebenfalls unter Burchardt graduierten und zum Senat der Medizinischen Fakultät gehörenden Stephan Wildt (gest. 1550) qualifizierte Kandidaten am Orte habe. Die Aufteilung des Burchardtschen Gehaltes ermöglicht diese Regelung, die Wittenberg für den Schweizer Schurff zur Wahlheimat auf Dauer werden läßt. Die Zweitprofessur wird auch dann nicht aufgehoben, als Wildt die Leucorea wieder verläßt. Damit erübrigen sich zugleich die Schurffschen Hoffnungen, daß sein 50 Gulden betragendes Gehalt wieder zu der einstigen Form aufgestockt werden könnte: die freie Stelle Wildts geht mit 50 Gulden an den 1523 promovierten Heinrich Stackmann über, der in den Schilderungen von Luther und Melanchthon als fleißig und geschickt figuriert. Schurff



macht in der Folgezeit eine ansprechende Karriere. Als er 1527 als behandelnder Arzt ins Haus Luthers geholt wird, ist er zumindest im regionalen Bereich bereits durch seine am 19. Juni 1526 im Beisein des gesamten Lehrkörpers und aller Studenten durchgeführten Kopfsektion weithin bekannt. Die Kontakte zur Familie des Reformators müssen in dieser Zeit eng geworden sein, denn als im gleichen Jahr die Pest in Wittenberg wütet, ist Schurffs Frau in dessen Hause untergebracht. Konsiliarische Reisen führen Schurff in der Folge an mehrere Fürstenhöfe – 1528 nach Anhalt-Zerbst – und zwingen ihn zeitweilig zur Einschränkung seiner Lehrveranstaltungen, für deren Ausgestaltung er einige brauchbare Schriften verfaßt. Nach dem Tode seiner Ehefrau geht Schurff eine neue Verbindung mit der Gewandschneiders- und Bürgermeisterstochter Anna Crapp ein, wodurch er in verwandtschaftlichen Kontakt zu Melanchthon tritt. Während der Kriegs- und Epidemiezeiten 1546/47 flüchtet er mit seiner Familie nach Zerbst, wo seine zweite Frau zu Grabe getragen werden muß. Der nach Wittenberg zurückgekehrte Schurff ist dort am 9. Mai 1548 verstorben.

Melchior Fendt hat seinen Patienten Luther um 18 Jahre überlebt. Genau wie Schurff war der 1486 in Nördlingen geborene Fendt erst auf Umwegen zur Medizin gestoßen; der 1513 an der Leucorea immatrikulierte Studiosus wird nach Abschluß der Ausbildung Magister in der Artistenfakultät, bevor er sich im Zweitstudium der Ars medica zuwendet. Für den Bereich der Heilkunde hat er noch keine Graduierung aufzuweisen, als er 1527 die Stelle des Armenarztes mit 12 Gulden Gehalt antritt, denn die Lizentiatur wird ihm erst 1531 und die Promotion gar erst 1543 zuteil. Später kann er dann zur dritten Professur auf-rücken; diese hat er beim Tode Luthers inne. Der Reformator hatte noch erleben können, daß die von Fendt stark unterstützte Einrichtung eines akademischen Krankenhauses 1545 Realität wurde. Auch die Freigabe des Armenphysikats, das 1545 von Fendt auf Johann Straube (gest. 1560) übergeht, fällt in Luthers letztes Lebensjahr. Im Rahmen der Medizinischen Fakultät ist Melchior Fendt für die Anatomie zuständig; in dieser Eigenschaft veranlaßt er 1554 die Sektion einer hingerichteten Kindesmörderin. Zu Anfang der sechziger Jahre macht Fendt eine Stiftung von 400 Gulden an den Gemeinen Kasten, über deren Zinsen die Leucorea jährlich verfügen kann; er bestimmt dabei, daß das Geld den Armen und Notleidenden zugute kommen solle. Es ist wohl eine Reminiszenz an die fast zwei Jahrzehnte lang wahrgenommene armenärztliche Tätigkeit, wenn Fendt als Grund für seine Nutzungsanweisung angibt: „*Sintemalen ich als ein alter Medicus die zeit meiner vil Iherige Practica solcher armen Krancken nott, und elend oft und vil, mitt Schmerzen innen geworden.*“ Der im Alter fast blinde, aber rastlos seinen Hochschulverpflichtungen nachkommende Fendt ist am 9. November 1564 verstorben. In der Wittenberger Stadtkirche kündigt ein ihm zu Ehren gesetzter Epitaph von seinem langjährigen Wirken im Dienste der Mitbürger.

Bei seiner akademischen Karriere im Verband der Medizinischen Fakultät – Fendt ist fast 60 Jahre alt, als ihm die Professio tertia zuteil wird! – hatte dieser Arzt Luthers vom Abgang eines anderen Hochschullehrers profitiert, der den Reformator im Jahre 1541 behandelt hatte: Georg Kleinschmidt-Curio war 1545 von seinem Amt zurückgetreten und schickte sich an, Wittenberg zu verlassen und der Stadt den Rücken zu kehren, die ihn nicht immer sehr freundlich behandelt hatte, obwohl er hier der Sympathie Luthers stets sicher sein konnte.

Der 1498 in der Nähe von Hof geborene Curio war in Analogie zum Werdegang von Fendt anfänglich ebenfalls nicht ausschließlich auf die Medizin ausgerichtet gewesen. Seine Immatrikulation an der Universität Leipzig war im Jahre 1507 erfolgt, doch dürfte der eigentliche Studienbeginn eine Reihe von Jahren später liegen. In Leipzig hörte Curio philosophische und medizinische Kollegs; am Ende dieser Ausbildungsphase stehen erste Graduierungen in beiden Fakultäten. 1529 erwirbt Curio in Italien den medizinischen Doktorgrad. Er kehrt dann nach Leipzig zurück, wo er Ursula Hummelshain heiratet, eine dem Luthertum ergebene Witfrau, durch die auch Curio zum Protestantismus stößt. Als er Leipzig wegen religiöser Anfeindungen verlassen muß, hilft ihm Luther weiter; 1533 verwendet er sich bei dem Nürnberger Stadtsyndikus Lazarus Spengler (1479 bis 1534) für den in seiner Existenz bedrohten Arzt mit Erfolg. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Süddeutschland kommt Curio 1537 nach Wittenberg, wo ihm zunächst ein befristeter Lehrauftrag mit „Lesen in medicinis“ zuteil wird. Kurz zuvor hatte man an der Leucorea eine dritte Medizinprofessur eingerichtet, die mit Jakob Milich (1501–1559) besetzt worden war. Da dieser alsbald zur *Professio secunda* aufrücken kann – auch Curio hatte auf diesen Posten gehofft – steht zumindest der endgültigen Verankerung im Lehrkörper der Hochschule nichts mehr im Wege. Curio landet auf der dritten Professur. Er hat bereits in dieser Zeit persönliche Schwierigkeiten; man bezichtigt ihn der „*hendel mit Wittenberger Frauenzimmer*“, d. h. des Ehebruchs, und man nimmt ihm übel, daß er sich aus einer Straßenschlägerei nicht herausgehalten habe. Ein Prozeß führt zwar zur Rehabilitation Curios, doch scheint eine gewisse gesellschaftliche Diskriminierung geblieben zu sein. Luther hält aber nach wie vor zu dem geschickten Praktiker und offenbar auch tüchtigen Hochschullehrer, der sich 1545 bei den Besetzungsmodalitäten der *Professio secunda* übergangen fühlt und Wittenberg verläßt. An der Universität Rostock findet Curio eine neue Lehrstätte, bevor er im Lutherschen Sterbejahr auf Physikaten in Lüneburg und Lübeck tätig wird und vier Jahre später als Archiater an den pommerschen Herzogshof nach Stettin geht. 1556 taucht Kleinschmidt-Curio noch einmal in Wittenberg auf, wo er sich offenbar erfolglos um eine Niederlassung bemüht. Dann wandert er nach Leipzig ab, wo er im gleichen Jahr (oder Anfang 1557) verstorben ist.

Matthäus Ratzenberger, der nach dem Tode Luthers in den Strudel der innerprotestantischen Auseinandersetzungen gerät, war eigentlich immer mehr ein Glaubensstreiter als ein Mediziner. War er dadurch in den Augen des Reformators ein „guter Arzt“? Seit seinem Studienbeginn im Jahre 1516 war er mit Luther bekannt und befreundet. Es muß nicht gegen ihn sprechen, wenn er erst 1528 die Lizentiaturnote (unter Stackmann) und gar erst 1536 (unter Schurff) den Doktorgrad erwirbt; das kann wirtschaftliche Gründe gehabt haben. Die ärztliche Tätigkeit führt Ratzenberger an mehrere Fürstenhöfe. Eine Praxis in Wittenberg gehört ebenso zu seinem etwas unsteten Lebensweg wie die Wahrnehmung von Physikaten in Brandenburg, Nordhausen und Erfurt. Eigenartigerweise findet sich bei so viel Renommee kaum etwas Medizinisches in seiner Publikationsliste, dagegen mehrere theologische Streitschriften. Eine davon ist für den Juristen und Historiker Friedrich Hortleder (1579–1640) interessant genug, um sie in seiner „Geschichte des deutschen Krieges“ zu nominieren. Ebenfalls Matthäus Ratzenberger zugeschrieben wird ein Bericht über die sächsischen Religions-

händel, der in der „Unpartheyischen Kirchen- und Ketzer-Historie“ von Gottfried Arnold (1665–1714) erscheint. Von einem mehr auf die Religionsprobleme als auf die Ars medica konzentrierten Leben spricht auch die Jöchersche Kurzbiographie Ratzenbergers, in der es u. a. heißt:

*„Er hatte die Bibel sehr lieb, und als ihm von andern Medicis zugeredet wurde, er sollte lieber den Hippocratem und Galenum lesen, gab er zur Antwort: Auf diese alten Medicos bin ich nicht getaufft, sie werden mir auch nicht beystehen, wenn ich sterben soll, sie dienen mir und andern nur in diesem Leben: wenn ich aber will selig werden, muß ich die Bibel lesen. Er schrieb: Warnung vor den unrechten Wegen, die Sache der Offenbarung des Antichrists zu führen, welches bey dem Hortleder von Ursachen des deutschen Krieges, nebst einem Anhang, wie Lutheri Lehre und Bücher in dem Punet der Nothwehre durch Melanchthonem, Bugenhagen, Majorem und andere verlassen, verleugnet, verfälscht und verworfen werden, L. I stehet. Man hat auch unter seinem Nahmen: Erzählung der Händel, so in Sachsen der Religion halben unter den Churfürsten Johann Friedrich, Mauritio und Augusto ergangen, welche Arnolds Kirchen- und Ketzer-Historie, wie auch dem andern Theile der deutschen hällischen Anmerckungen einverleibet worden“ [13].*

Matthäus Ratzenberger hat um seine Sicherheit bei Hofe fürchten müssen, als er sich fast fluchtartig zunächst nach Nordhausen und dann nach Erfurt begibt. Letzterenorts ist er am 3. Januar 1559 verstorben. Der Lizentiat Simon Wild, der 1539 als Studiosus Vitebergensis nachweisbar ist und der 1546 in Eisleben am letzten Krankenlager Luthers gestanden hatte, überlebt Ratzenberger nur um ein Jahr. Er begibt sich 1558 an die Universität Jena, um hier sein Doktorat nachzuholen. Nach der Promotion – der ersten bei den Medizinern – macht ihn die Fakultät zu ihrem Assessor, doch holt ihn alsbald der Kurfürst Johann Friedrich als Archiater an seinen Hof. Im Amt des Leibarztes ist Simon Wild 1560 verstorben. Von ihm hinterlassene „Consilia medica“ sind von Johann Wittich (1537 bis etwa 1599), der nach Ausbildung in Jena und Wien zeitweilig ebenfalls in Eisleben tätig gewesen war, in seine „Variorum Germaniae medicorum consilia, observationes et epistolae medicae a me collectae“ aufgenommen worden.

Mit Melchior Fendt stirbt 1564 der letzte aus der Reihe der behandelnden Ärzte Luthers. Nur Ratzenberger aber hat ein Manuskript hinterlassen, in dem er die Krankheitsgeschichte Luthers aus ärztlicher Sicht heraus abhandelt. Dem halleischen Ordinarius Michael Alberti blieb es vorbehalten, eine erste Gesamtschau über Leben, Krankheiten und Tod des Reformators aus der medizinischen Optik seiner Zeit heraus vorzulegen.

## LITERATUR

- [1] ALBERTI, M.: De sanitate morbis et morte b. Lutheri. Inaug.-Dissert. (respondente E. H. Garmann); Halle 1750.
- [2] ALBERTI, M.: Historische, physicalische und medicinische Abhandlung der Gesundheit, der Kranckheiten und der Art des Todes des seeligen Lutheri. Wöchentliche Hallische Anzeigen Nr. VII (1751), Sp. 105–115.

- [3] ALBERTI, M.: Fortgesetzte Historische und medicinische Nachricht und Betrachtung der Kranckheiten und des Todes des seeligen Lutheri. Wöchentliche Hallische Anzeigen Nr. VIII (1751), Sp. 121–130.
- [4] ALBERTI, M.: Fernere Historisch- und medicinische Abhandlung von des seeligen Lutheri Gesundheit, Krankheiten und Tod. Wöchentliche Hallische Anzeigen Nr. IX (1751), Sp. 137–146.
- [5] ALBERTI, M.: Vollendete Erzehl- und Abhandlung der Krankheiten und des Todes Lutheri. Wöchentliche Hallische Anzeigen Nr. X (1751), Sp. 153 bis 163.
- [6] BERGER, Chr. G.: Kurze Beschreibung der Merkwürdigkeiten die sich in Eisleben, und in Luthers Hause daselbst besonders, auf die Reformation und auf D. Martin Luther beziehen, S. 54; Merseburg 1827.
- [7] BLÜMEL, E.: D. Martin Luther's Anwesenheit in Eisleben; Mansfelder Blätter 10 (1896), S. 16–31.
- [8] BRAUN, B.: Luthers Stellung zur Medizin aus seinen Tischreden. Inaug.-Dissert.; Düsseldorf 1967.
- [9] Catalogus Scriptorum B. Dn. Michaelae Alberti Consiliar. Aul. et Consistoriali cet. editorum; Halle 1757.
- [10] Der Christliche Lutheraner stellet vor die Kirchen Historien etc.; ohne Ortsangabe 1717.
- [11] GRÖSSLER, H.: Graf Albrecht IV. von Mansfeld. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Z. Harz-Verein 18 (1885), S. 365–400.
- [12] HAUSRATH, A.: Luthers Leben; Berlin 1905.
- [13] JÖCHER, Chr. G.: Allgemeines Gelehrten-Lexicon; Leipzig 1750.
- [14] KAISER, W., u. A. VÖLKER: Ars medica Vitebergensis 1502–1817. Wiss. B. Univ. Halle 1980/9 (T 34); Halle 1980.
- [15] KAISER, W., u. A. VÖLKER: Michael Alberti (1682–1757), Wiss. B. Univ. Halle 1982/4 (T 44); Halle 1982.
- [16] KÖSTLIN, J.: Martin Luther; Berlin 1903 (5. Auflage).
- [17] LANGE-EICHBAUM, W.: Genie, Irresein und Ruhm; München-Basel 1961 (4. Auflage).
- [18] LESSER, F. Chr.: Besondere Müntzen, welche . . . sonderlich auf den theuren Luthern . . . geprägt worden; S. 617–619; Frankfurt und Leipzig 1739.
- [19] REITER, P.: Martin Luthers Umwelt, Charakter und Psychose, Bd. II; Luthers Persönlichkeit; Kopenhagen 1941.
- [20] ROTHSCHUH, K. E.: Konzepte der Medizin in Vergangenheit und Gegenwart; Stuttgart 1978.

VERFASSER :

Dr. med. ARINA VÖLKER, Lehrstuhl für Geschichte der Medizin an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

## Die Naturwissenschaften in den nördlichen Niederlanden in der zweiten Hälfte des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts

In der Zeit der portugiesischen Entdeckungsreisen vollzog sich eine Umwälzung im westeuropäischen Denken über die Natur. Ein geistiges Klima entstand, das zur naturwissenschaftlichen Umwälzung des 17. Jahrhunderts führte. Das organistische, aristotelische Verständnis der Natur mit den Begriffen der Ziel-Ursache, der substantiellen Form, mit der Lehre von Potenz und Akt genügte immer weniger, und so bürgerten sich allmählich neue Ansichten über die richtige Weise der Naturerkenntnis ein – zu ihr sollte nicht in erster Linie der Vernunftschluß, sondern die Wahrnehmung führen. Eine neue naturwissenschaftliche Methode ergab sich, die dem Experiment einen wesentlichen Platz einräumte. Auch meldete sich der Wunsch, alles Geschehen in der Natur auf Stoff und Druck qualitätsfreier Teilchen zurückzuführen (Mechanismus). Eine der Ursachen des soeben angedeuteten Übergangs von der antiken zu modernen Naturwissenschaft dürfte in einer wachsenden Wertschätzung handwerklichen Könnens zu suchen sein; man bedenke, daß der typische mittelalterliche Gelehrte und auch noch sein humanistischer Erbe das Handwerk nicht recht zu schätzen wußten. Die strenge alte Trennung zwischen den *artes liberales* und den *artes mechanicae* wurde im 16. Jahrhundert jedoch aufgehoben, und sodann konnte sich die naturwissenschaftliche Revolution des 17. Jahrhunderts durch das bahnbrechende Werk zumal von Galileo Galilei (1564–1642), René Descartes (1596–1650), Christian Huygens (1629–1695) und Isaac Newton (1642–1727) ereignen.

Im Bereich der alten Niederlande waren die Naturwissenschaften zunächst fast nur eine Sache des Südens, des heutigen Belgiens also, gewesen. Aber die Masse der Leute, die im Süden die Naturwissenschaften so erfolgreich gepflegt hatten, mußte auswandern; in der Fremde haben sie ihr Werk fortgesetzt, zumal im Norden der alten Niederlande, wo die dem Süden entflohenen Einwanderer das Wirtschaftswachstum förderten, bis im Goldenen 17. Jahrhundert die Blüte eintrat. Der große Umzug sei mit Zahlen belegt [5]:

Es handelt sich um die Zeitspanne, die etwa von 1540 bis 1630 reichte. Zwischen 1540 und 1560 und zwischen 1567 und 1573 verließen 50 000 Menschen den Süden; zur Hälfte ging die Schar nach England und zur Hälfte nach Deutschland. Die beiden genannten Länder haben in den Jahren danach einen deutlichen Einwandererschub von 10 000 Menschen aus den südlichen Niederlanden aufgenommen. Insgesamt haben sich also 60 000 südniederländische Flüchtlinge damals in England und Deutschland niedergelassen. Aber eine besonders folgenschwere und umfangreiche Massenflucht aus dem Süden gab es erst zwischen 1577 und 1589, als die Großstädte der südlichen Niederlande reihenweise von den spanischen Truppen eingenommen wurden: Die Flüchtlinge – es waren Zehntausende, sie mußten aus religiösen und sozialen bzw. wirtschaftlichen Gründen ihre Heimat verlassen – retteten sich in den Norden der Niederlande. Der Verlust, den der Süden erlitt, und der entsprechende Gewinn der im Norden aufsteigenden Republik springt in die Augen, wenn man das Beispiel der Antwerpener Bevölkerungsstatistik jener bewegten Zeit ins Auge faßt: Antwerpen hatte um 1560 noch 100 000 Einwohner; der Einmarsch spanischer Truppen 1585 ließ die Einwohnerzahl auf 80 000 zurückgehen; und 1589 zählte die einst blühende Stadt nurmehr 42 000 Einwohner.

Zum Einwanderungsland von Flüchtlingen aus dem Süden waren die nördlichen Niederlande schon 1572–1573 geworden, aber die große Flüchtlingswelle kam – wie gesagt – erst 1577; sie spülte die meisten Menschen in der Zeitspanne 1585 bis 1589 herein. Sie ebte dann langsam ab und beruhigte sich endlich in den Jahren 1621 bis 1630.

In der Periode 1540–1630 hat der Süden der alten Niederlande insgesamt 175 000 Personen verloren, wobei die eigentlichen Flüchtlinge und auch ihre Kinder zusammengezählt sind. Von der Gesamtzahl nahm England 30 000 und Deutschland ebenfalls 30 000 auf; dort sind nicht alle sesshaft geworden, sondern es sind 35 000 in die Republik weitergezogen, die schließlich insgesamt 150 000 Flüchtlinge aus dem Süden als Neubürger gewonnen hat. Diese Zahl stellte 1622 etwa 10 % der Gesamtbevölkerung der jungen Republik dar. Die Großstädte des Nordens hatten allerdings überdurchschnittliche Flüchtlingsanteile in ihrer Einwohnerschaft: Für Amsterdam betrug der Anteil der Flüchtlinge in der städtischen Bevölkerung 33,4 %, für Delft 17,6 %, für Leiden und Middelburg sogar 67,0 % bzw. 62,5 % und für Rotterdam 40,1 %.

Der Hauptgrund der Massenflucht aus dem Süden in den Norden der alten Niederlande war zweifellos die Sympathie für die Kirchenreformation. Die Bereitschaft zum Auswandern wurde aber auch von der Verschlechterung der sozialen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen im Süden unmittelbar angeregt; dies gilt ebenso für die Jahre 1580 bis 1590. Die meisten Auswanderer nach 1577 waren überzeugte Calvinisten; Lutheraner und Baptisten waren unter den Auswanderern jedoch auch vertreten. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wohnten im Gebiet der Republik insgesamt 1 500 000 Menschen, von denen 700 000 der römisch-katholischen Kirche angehörten und 400 000 sich zur Lehre Kalvins bekannten; letztere waren zumeist Einwanderer. Die Lutheraner, die Täufer, die Angehörigen sonstiger konfessioneller und humanistisch-religiöser Gruppen waren zusammen ebenfalls mit 400 000 Seelen an der Gesamtbevölkerung der Republik beteiligt. Die große Flucht hatte zahlreiche Kaufleute, Industrielle und

hochqualifizierte Handwerker in die Republik geführt; sie alle haben der Wirtschaft des Nordens einen mächtigen Impuls zum Wachstum verliehen. Das aus dem Süden in den Norden gelangte Fluchtkapital an Gut und Wissen hat die Gesellschaft des Nordens gewiß erheblich gestärkt; entsprechend leichter mußte dann der erstaunlich rasche Aufstieg der Republik zum Rang der führenden Nationen in Europa vonstatten gehen.

### Die Naturwissenschaften

Eingangs wurde bereits erwähnt, daß der Norden der alten Niederlande vor dem Ausbruch des gegen Spanien gerichteten Aufstandes die Naturwissenschaften nicht recht gedeihen ließ. Gelehrte, die im Norden lebten, haben ihre Heimat damals gerne verlassen, um das milde Wissenschaftsklima südlicher Länder aufzusuchen. So wandte Paulus von Middelburg (1446–1533) sich nach Italien, wo er als Bischof von Fossanbrone intensiv an der Kalender-Reform arbeiten konnte und sich als Astronom entfaltete; so wurde Reinier Gemma Frisius (1508–1555) – seines Namens ein leuchtender Edelstein Frieslands! – Professor an der Universität Löwen; hier in der anregenden Luft einer südniederländischen Gelehrtenstadt, blühten seine astronomischen, mathematischen und geographischen Studien erst recht auf.

Ein Jahrhundert später war es nicht mehr der Norden, der seine besten Leute verlor, sondern der Süden der Niederlande sah seine tüchtigsten Menschen nordwärts abwandern. Die Einwanderer aus dem Süden entschieden den Erfolg der Kirchenreformation in der Republik; und namentlich im 17. Jahrhundert – dem Goldenen Jahrhundert – haben sie dann auch den Naturwissenschaften zur Blüte verholfen. Und mit den Gelehrten und Naturforschern zogen Buchhalter und Schulmeister in den Norden, und auch sie leisteten ihren Beitrag zum schnellen Reifungsprozeß der jungen Republik, sowohl in politischer als auch in intellektueller Hinsicht. Die 1575 gegründete Leidener Universität wurde in wenigen Jahren zum Zentrum eines hochwertigen Wissenschaftsbetriebs, und bald eiferten drei andere Universitäten dem Vorbild Leidens nach (Franeker 1585, Groningen 1614, Utrecht 1636); in zweiter Linie wurden Forschung und Lehre an einigen „illustren Schulen“ gepflegt, die kein Promotionsrecht besaßen (Deventer 1630, Amsterdam 1631, Harderwijk 1648). Anfangs richteten die neuen Universitäten des Nordens sich bei den Naturwissenschaften vor allem auf Handels- und Seefahrtkunde aus. Die scholastischen Traditionen der noch im Mittelalter entstandenen Universitäten waren den Neugründungen fremd geblieben, so daß hier die Beobachtung und das Experiment als Forschungsmethoden eine gute Chance bekamen. Insbesondere jene Naturwissenschaften, welche einen praktisch verwertbaren Ertrag versprachen, wurden mit Macht gefördert – Astronomie, Geographie und Geometrie fanden anfangs das größte Interesse [15]. In Leiden las Rudolf Snellius (1546–1613) seit 1585 in den mathematischen Fächern [14]. Sein Nachfolger wurde 1613 sein Sohn Willebrord (1580–1626), dessen Name sich mit dem Gesetz der Lichtbrechung (1621) verband und der – freilich außerhalb des akademischen Rahmens – als erster Leidener Professor physikalische Experimente durchgeführt hat. Ferner wurde er durch seine Triangulations-Gradmessung bekannt.

Der bekannteste unter den Gelehrten jener Zeit war Simon Stevin (1548–1620). Er war in Brügge geboren, im Alter von 34 Jahren war er 1581 nach Leiden gezogen; im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben der jungen Republik hat er eine wichtige Rolle gespielt [7, 20]. Er war der Lehrmeister des jungen Statthalters Moritz von Oranien (1567–1625), des Staatschefs also, den er in Mathematik und Festungsbau unterrichtete; die Lehrvorträge erschienen 1608 unter dem Titel „*Wisconstighe Ghedachtenissen*“ (Mathematische Theorien) im Druck. Stevin bereicherte die Mechanik mit zahlreichen Entdeckungen, die er in drei Büchern veröffentlichte; die Trilogie erschien 1586 unter den Titeln „*De Beghinselen der Weeghconst*“ (Die Grundsätze der Festkörper-Statik), „*De Weeghdaet*“ (Die angewandte Statik) und „*De Beghinselen des Waterwichts*“ (Die Grundsätze der Hydrostatik). So kam eine Wissenschaft aufs neue in Bewegung, nachdem sie seit den Tagen des Archimedes (287–212 vor Chr.) stillgestanden hatte – die Statik der Festkörper und Flüssigkeiten galten ja seither als abgeschlossene Systeme. Archimedes hatte die Statik als Teil der Mathematik auf euklidischer Grundlage aufgebaut, und in bezug auf die Festkörper gab es von jener Statik aus keinen Weg zu einer Theorie des Hebels, der Winde, des Flaschenzugs, des Keils, der Schraube und des Zahnrads, das heißt: der in Archimedes' Zeit gebräulichen Werkzeuge. Auch in bezug auf die Flüssigkeiten hatte Archimedes die Statik ganz im Sinne Euklids interpretiert, als er das Gesetz vom Auftrieb eines in Flüssigkeit getauchten Körpers formulierte. Stevin schuf hier neue Grundlagen. Er fand eine Theorie des Gleichgewichts auf der schiefen Ebene („Kugelkranzbeweis“), und entsprechend bestimmte er die ständige Relation zwischen Kraft und Last, das Parallelogramm der Kräfte, das Auftriebsgesetz; auch formulierte er demgemäß das sogenannte hydrostatische Paradoxon allgemeinverständlich und er wandte die neuen Theorien auf praktische Probleme der Mechanik an.

Genauso wie die Rechenmeister und Seefahrtkundigen unter seinen Zeitgenossen schrieb Stevin seine Fachbücher in niederländischer Sprache. Was er zu bieten hatte, sollte nicht der Gelehrtenzunft vorbehalten bleiben; so widmete er sein Werk über die Dezimalbruchmessung „*De Thiende*“ (1585) den „*Astronomen, Landmessern, Tuchmessern, Weinmessern, Stereometern, im allgemeinen, Münzmeistern und allen Kaufleuten*“. Er glaubte fest, das Niederländische sei besser als andere Sprachen geeignet, Gedanken der Wissenschaft auszudrücken, und er plädierte glutvoll für die Erhebung des Niederländischen in den Rang der allgemeinen Wissenschaftssprachen (1586). Viele seiner muttersprachlichen Fachwörter, z. B. *driehoek*, *wiskunde*, *scheikunde*, *evenredig*, *evenwijdig*, sind dem niederländischen Wortschatz eigen geworden und bezeichnen hier die Begriffe „Dreieck, Mathematik, Chemie, proportional, parallel“ auf ganz geläufige Weise.

Im Jahre 1600 wurde Stevin von dem Statthalter Moritz beauftragt, einen Lehrplan für eine in Leiden geplante Ingenieurschule zu entwerfen. Für Stevin und seinen hohen Schüler verstand es sich von selbst, daß die Sprache des Unterrichts die niederländische Sprache zu sein habe. (Sie hieß damals *duytsch*, wie die deutsche Sprache – damals war die Spaltung des weiten *duytsch-deutschen* Sprachgebietes durch zwei genormte Standardsprachen ja noch



nicht so weit fortgeschritten, daß sich Niederländisch und Deutsch schroff genug voneinander unterschieden, um unterschiedlicher Namen zu bedürfen.)

Die Leidener Ingenieurschule sollte der Ausbildung von Militäringenieuren dienen; aber Maurer, Tischler, Zimmerleute, Landmesser, Steinmetze und Schulmeister sollten von der Teilnahme am Unterricht nicht ausgeschlossen sein, und überhaupt sah der Lehrplan nicht vor, interessierten Praktikern ohne literarische Schulbildung eine mathematisch begründete Fortbildung zu versagen. Stevin selbst hat an der neuen Leidener Ingenieurschule keinen Unterricht erteilt; sie vermochte aber Spitzenkräfte wie Ludolf van Ceulen (1540–1610), der sich durch Berechnung der Zahl  $\pi$  in 35 Dezimalen auszeichnete, und Symon Franszoon van der Merwen, einen tüchtigen Dozenten der Mathematik zu gewinnen. Des- sen Kollege Ludolf van Ceulen unterrichtete Rechnen, Landmessen und Festungs- bau. Die Leidener Ingenieurschule stellt ein frühes Beispiel des Typs der mit einer Universität verbundenen Fachhochschule dar. Nun war es dieser Ingenieur- schule aufgegeben, in erster Linie die niederländische Kriegskunst wissenschaft- lich zu fundieren; aber nicht nur Militäringenieure sind aus dieser Schule her- vorgegangen, sondern auch Landmesser, die sich im Zivilberuf auszeichneten. Stevin fand übrigens auch anderswo Anhänger für seine Idee, daß die wissen- schaftliche Lehre in Wort und Schrift im Niederländischen angemessen Ausdruck finden könne: So hielt an der Hochschule in Franeker Adriaan Metius (1571 bis 1635) – Professor der Mathematik dort seit 1598 – in den Fächern Seefahrts- kunde, Landmessen und Festungsbau Vorlesungen in niederländischer Sprache. In Stevins Arbeitsweise verbanden sich Theorie und Praxis untrennbar. Er hielt eine Praxis ohne Theorie für wertlos; und eine Theorie ohne Praxis kam ihm nutzlos vor, es sei denn, daß jene Theorie versprach, später einmal unmittelbar in die Praxis umgesetzt zu werden oder sich zur Praxisreife fortentwickeln zu lassen [4]. Er leistete eine Menge Forschungsarbeit im Dienste der Ingenieur- wissenschaft auf den Gebieten des Festungsbaus, des Wasserhaushalts von Pol- dern, des Mühlenbaus. Und als die Aufständischen im Krieg gegen Spanien rasch und billig leistungsfähige Verteidigungswerke bauen mußten, da war Stevin zur Hand: Er entwickelte ein entsprechendes Befestigungssystem, das sodann na- mentlich von Adriaan Anthonisz (ca. 1543–1620), dem Bürgermeister von Alk- maar, einem Mathematiker, angewandt wurde [16].

Die Naturwissenschaften wurden damals vor allem außerhalb der Universitäten gepflegt. Es waren zwei Instrumentenmacher, Saccharias Janssen (1588 bis ca. 1628) und Hans Lipperhey (1572–1619) aus Middelburg, die um 1604 jenes Fernrohr auf den Markt brachten, mit dem Galilei bald seine aufsehenerregen- den Entdeckungen machen sollte [8]. Der aus Antwerpen zugewanderte Amster- damer Petrus Plancius (1552–1622), kalvinistischer Prädikant, beschäftigte sich mit Plänen für eine Schifffahrtsroute nach Ostindien durch das nördliche Eis- meer; auch versuchte er aus den Schwankungen des Erdmagnetismus eine Lö- sung für das Problem der Längenbestimmung für Navigationszwecke zu ent- wickeln. Petrus Plancius wurde ein geistiger Wegbereiter der niederländischen Expansion auf den Weltmeeren, indem er Karten und Globen herstellte, Kapi- täne und Steuerleute in der praktischen und theoretischen Seefahrtskunde unter- richtete und prüfte und als wissenschaftlicher Berater der 1602 gegründeten Vereinigten Ostindischen Kompanie auftrat. Seine Zeitgenossen Jodocus Hondius

(1563–1612), Willem Jansz. Blaeu (1571–1638) und Johannes Janssonius (1588 bis 1664) machten das 17. Jahrhundert zum Zeitalter der niederländischen Vorherrschaft auf dem Gebiet der Geographie. Und es fallen auch einige Autodidakten auf, die im Norden der Provinz Holland zuhause waren und häufig der Baptistengemeinde angehörten: Leute, die aus eigener Kraft große Techniker wurden. Von ihnen sei Jan Adriaansz Leeghwater (1575–1650) namentlich genannt.

Auch die frühesten Anhänger der von Nikolaus Kopernikus (1473–1543) vorgebrachten Lehre vom heliozentrischen Weltsystem treffen wir in der Republik an: Temperamentvoll warben Stevin 1605–1608, der seeländische Prädikant Philips van Landsbergen (1561–1632) im Jahre 1619, Willem Jansz Blaeu 1629 und dann andere ihresgleichen für das kopernikanische Weltbild. Und Nicolaus Mulerius (1564–1630), Professor der Universität Groningen, der für seine Person nur die tägliche Umdrehung der Erdkugel gelten lassen mochte, hat immerhin die dritte Auflage des von Kopernikus 1543 erstmals veröffentlichten Werkes „*De Revolutionibus Orbium Coelestium Libri sex*“ unter dem neuen Titel „*Astronomia instaurata*“ (1617) betreut [12].

### Der Glauben und die Naturwissenschaft

Die kräftige Entfaltung der empirischen Naturwissenschaft in der Republik während des 17. Jahrhunderts hat zwar sicherlich mit günstigen sozialen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen zu tun, aber aus ihnen allein läßt sich jene Blüte des naturwissenschaftlichen Lebens kaum erklären. Wissenschaft mag zunächst und hauptsächlich durch interne Faktoren zum Wachstum angeregt werden, während externe Faktoren nur in beschränktem Maße ihr Wachstum fördern dürften – es ist dies eine ansprechende Vermutung, sie sei einmal von vornherein gebilligt. Aber dann bleibt immer noch die Annahme zulässig, daß die geistige Lebensluft, wie sie die Wissenschaft braucht, um zur Blüte zu gelangen, sehr wohl von außerhalb der Wissenschaft beeinflusst wird. Solche Einflüsse können ausgehen von den religiösen und ethischen Ansichten, die zu einer gegebenen Zeit herrschen, und von der Art und Weise, wie die Wissenschaftler von den anderweitig tätigen Zeitgenossen eingeschätzt werden.

Falls die soeben angedeuteten externen Faktoren wissenschaftsfreundlich sind, wird Wissenschaft blühen können. Und nun läßt sich sagen, daß zweifellos in der reformatorischen Glaubenslehre Elemente vorhanden waren, die sich wissenschaftsfreundlich auswirkten und die Wissenschaft zum Aufblühen anregten: Eine positive Einstellung zur Natur und zur wissenschaftlichen Erforschung der Natur wurde vom Protestantismus sichtlich gefördert. An den Früchten sollt ihr sie erkennen! Man sehe: Die frühesten technischen Studien des von Kopernikus entworfenen heliozentrischen Systems stammen von zwei Lutheranern aus Wittenberg, dem Zentrum der deutschen Reformation [2]. Bereits 1540 veröffentlichte Georg Joachim Rheticus (1514–1574) seine „*Narratio prima*“; und Erasmus Reinhold (1511–1553) veröffentlichte seine kopernikanisch begründeten astronomischen Tabellen 1551 unter dem Titel „*Pruthenicae tabulae coelestium motuum*“. Bemerkenswert ist auch, wie zahlreich unter den mittel- und nord-europäischen Botanikern des 16. Jahrhunderts die Männer der Reformation ver-

treten sind [1]: Die deutschen Väter der Botanik Otto Brunfels (um 1489 bis 1534), Hieronymus Bock (1498–1554) und Leonhard Fuchs (1501–1566), waren Lutheraner; der Zoologe Conrad Gesner (1515–1565) war Zwinglianer; die niederländischen Botaniker Carolus Clusius (1526–1609), Matthias de l'Obel (Lobelius, 1538–1616) und Rembert Dodoens (1516–1585) gehörten der Reformierten Kirche an. Clusius stand in Kontakt mit Melanchthon. Es handelt sich um Autoren, die sich ganz unbefangen einer Natur zuwandten, in der sie ein aus Gottes Hand hervorgegangenes Werk erkannten. Nicht anders dachte der Groninger Volcher Coiter (1534–1576), einer der Begründer der Embryologie und der Vergleichenden Anatomie – er pries Gott wegen der wunderbaren inneren Übereinstimmung im „Bau der Körper seiner Geschöpfe“. *„Die Anatomie“*, schrieb Coiter, *„ist nützlich für Theologen, Juristen, Historiker, Dichter und schlechthin für alle, die in Gelehrsamkeit und Weisheit zu glänzen wünschen; die Anatomie verkündigt die Allmacht und Gerechtigkeit Gottes, wie sie im Bau und in der Form der Körper seiner Geschöpfe offenbart werden. Und so wie die Vorsehung des allerhöchsten Schöpfers ihren vollkommensten Ausdruck im Bau des menschlichen Körpers gefunden hat, muß das Studium der Anatomie uns wohlgefällig und teuer sein, denn schon vom allerersten Beginn lenkt und führt sie uns weiter zur Erkenntnis Gottes“* [6].

So dachten und wirkten die Söhne der Reformation. Und nun erhebt sich die naheliegende Frage, warum die Reformation sich günstig auf die Entwicklung der Naturwissenschaften auswirkte, oder was die in der Lebensluft der Reformation gedeihenden Naturwissenschaftler zu ihren Leistungen anspornte.

Der Religionssoziologe Max Weber bewirkte mit seinem Buch *„Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“* (1904–1905) [19], daß zunächst eine sozialtheologische Deutung allgemein Beifall fand [18]. Weber vermutete einen engen Zusammenhang zwischen dem Calvinismus und dem Kapitalismus, und er führte dabei den Kapitalismus auf die protestantische Ethik zurück. Der Bewährungsglaube – das heißt: das Bedürfnis des späteren Calvinismus, sich über das eigene Auserwähltsein zu vergewissern durch erfolgreiche Arbeit – habe eine Ethik herbeigeführt, die dem modernen Kapitalismus förderlich gewesen sei.

Der amerikanische Soziologe Robert Merton erblickte sodann in der nutzbringenden praktischen Anwendung der Naturwissenschaft eine der wichtigsten Äußerungen jenes „Bewährungs“-Bedürfnisses. Er schrieb: *„Der kalvinistische Gott mag zwar irrational sein, in dem Sinne, daß er vom kultivierten Intellekt nicht unmittelbar erfaßt werden kann; aber er kann doch wenigstens gerühmt werden, durch ein hellsichtiges und überaus genaues Studium seiner natürlichen Werke.“* Merton wies auch auf *„den zweiten Leitsatz im puritanischen Ethos“* hin, der besagt habe, *„die soziale Wohlfahrt, das Wohlbefinden der Vielen, sei ein immerfort bedenkenwertes Ziel“* [13].

Der niederländische Wissenschaftshistoriker Reyer Hooykaas hat dann das Blickfeld über den angelsächsischen Puritanismus hinaus erweitert [9]. Er schrieb: *„Das Wachstum der mathematischen Wissenschaften und der Technologie im späten 16. und 17. Jahrhundert unter den Protestanten mag sich teilweise auf die Expansion des Handels, der Industrie und der Schifffahrt zurückführen las-*

sen; aber hiermit wird nicht erklärt, warum damals gleichzeitig ein großes Interesse für Botanik und Zoologie vorhanden war – diese beiden Fächer konnten doch keinen unmittelbar ausmünzbaren Nutzen abwerten“ [11]. Hooykaas legte dar, daß es die religiöse Haltung insgesamt war, die den Charakter der Naturforschung im Kreise jener Protestanten des 16. und 17. Jahrhunderts mit prägte. Es sei die „innerweltliche Askese“ der von der schweizerischen Reformation beeinflussten Protestanten gewesen, der Calvinisten und der Zwinglianer also, die zur praktischen Pflege der Wissenschaft geführt habe. Die von jenen Protestanten angenommene ethische Idee von der Aufgabe des Menschen auf Erden sei dabei bedeutsam gewesen.

Der Marburger Religionshistoriker Ernst Benz hat ebenfalls auf die allgemein-protestantischen Ansichten zur Ethik der Berufung des Menschen hingewiesen. Er meinte, *„daß alle Arbeit, die im Glauben an Gott und im Blick auf das Kommen seines Reiches geschieht, ‚geistlich‘ ist, wäre sie noch so weltlich und profan, und daß für den gläubigen Christen die Berufsarbeit Gottesdienst und Erfüllung seiner Berufung zum Mitarbeiter Gottes ist. Damit ist grundsätzlich die durch das christliche Erfüllungsbewußtsein provozierte Akzeleration des ‚Wirkens‘ in die Sphäre des beruflichen Wirkens hinein projiziert und hat dort gewaltige Folgen hervorgerufen“* [3].

Was kann von alledem nun Bestand haben? – Das Aufblühen der Naturwissenschaft und der Technik in der Republik um 1600 kann ausschließlich auf die Expansion des Handels, der Industrie und der Seefahrt zurückgeführt werden, wenn man so will. Man bedenke: Die Stände der Geistlichkeit und des Adels gab es in der Republik gar nicht bzw. kaum. Ferner bedenke man, daß der Krieg gegen Spanien den Festungsbau anregte, und daß der Handel die Seefahrtskunde und die Kartographie förderte; und drittens: Wie hätte das Land überhaupt da sein können, wenn nicht ständig an Deichen, Sielen, Kanälen und Schöpfwerken gearbeitet worden wäre?

Es gibt also genügend Grund, eine Blüte der Naturwissenschaft und Technik aus wirtschaftlichen Bedürfnissen abzuleiten. Wir können freilich nicht entscheiden, ob die Wirtschaft oder ob die Religion die erste Ursache des für die naturwissenschaftliche Forschung so bekömmlichen Klimas gewesen ist, das in der Republik damals herrschte. Wie dem auch sei – die reformatorische Religion hat deutlich dazu ermutigt, die Naturwissenschaft zu pflegen. Es gehörte ja zu den Merkmalen der Protestanten, daß diese sich anti-rationalistisch verhielten. Sie bestanden darauf, selbst die Bibel zu lesen und auszulegen; und dementsprechend wollten sie die Natur durch eigene Forschung und mit experimentellen Methoden kennen lernen, wobei sie sich nicht von den bislang herrschenden Ideen fesseln oder von autoritären Institutionen wie Kirche und Universität schulmeistern ließen. Die Neigung, Autoritäten zu verwerfen, kommt denn auch bei frühneuzeitlichen Wissenschaftlern vor, welche die wissenschaftliche Wahrheit in eigener empirischer und theoretischer Erfahrung suchten und selber die Natur interpretierten. So schrieb der anglikanische Geistliche Thomas Sprat (1635–1713) in seiner *„History of the Royal Society of London, For the Improvement of Natural Knowledge“* (1667), daß die Anglikanische Kirche wie die Royal Society *„gleichermaßen das Wort Reformation für sich beanspruchen dürften, weil nämlich jene den Begriff der Reformation in der Religion*

*erfaßt hat, und weil diese denselben Begriff in der Philosophie anstrebt“ [7].*

Es handelt sich hier um eine antitraditionalistische Haltung, die mit einer anti-rationalistischen Neigung verbunden war: In der Naturerkenntnis sollte es keine Deduktion a priori mehr geben. Die Protestanten wollten keine Vorgriffe auf Wahrnehmung und Experiment zulassen, sondern sie wollten das innere Wirken der Natur beobachten und sich dabei allein an die Fakten halten, die sie sahen. Sie wollten eine unbefangene, ehrfürchtige und selbständige Forschung in der Natur, das heißt: in der Heiligen Schrift der Schöpfung.

Die Mitglieder der protestantischen Staatskirche der Republik waren zudem sehr auf Nützlichkeit bedacht: Der Mensch, so hieß es hier, solle nicht nur zur höheren Ehre Gottes arbeiten, sondern auch zum Nutzen des Menschen. Wenn ein Mensch die entsprechenden Gaben von seinem Schöpfer verliehen bekommen habe, könne er eine religiöse Pflicht erfüllen, indem er das materielle Wohlbefinden der Gesellschaft fördere. Hier war der Ansatz für Naturwissenschaftler gegeben, die mit ihrer Arbeit einen Beitrag zum Wohl ihrer Mitmenschen leisten wollten. Eine Pflege der Wissenschaft um der Wissenschaft willen, das aber kam für die Söhne der Reformation offenbar nicht in Frage. Deren religiöse und ethische Einstellung entsprach einem für die Zeitgenossen des 16. Jahrhunderts typischen Streben, die Naturwissenschaften für ein besseres Leben in die Pflicht zu nehmen; Wortführer für eine solche Inanspruchnahme der Naturwissenschaften waren Simon Stevin in den Niederlanden und Francis Bacon (1561 bis 1626) in England. So braucht auch nicht zu verwundern, daß der Unterrichtsreformer, Logiker und Mathematiker Petrus Ramus (1515–1572) – ein Märtyrer der Bartholomäusnacht – bis weit ins 17. Jahrhundert ein hohes Ansehen in den Niederlanden genoß: Dieser französische Protestant hat auf die praktische Anwendung der Wissenschaft viel Wert gelegt [10].

Zusammenfassend kann festgestellt werden: Im 16. Jahrhundert ging von der Reformation zweifellos ein kräftiger Impuls zur Pflege der Naturwissenschaft aus. Und weil auch das Werk technisch geschulter Hände in der Erfüllung religiöser Pflichten zum besten der Gesellschaft nun eine ethische Wertschätzung fand, die bisher nur der geistigen Arbeit zuteil geworden war, erfuhr die allgemeine Verbreitung der experimentellen Naturwissenschaft eine gewaltige Förderung. Beides zusammen regte ein lebhaftes Interesse und große Liebe für die Naturforschung in der Republik an. Beides zusammen kam dem erfolgreichen Kampf der nördlichen Niederlande gegen das spanische Weltreich – ein Reich, wo das Handwerk so wenig geschätzt wurde – sehr zugute.

Das Wachstum und die Blüte der Naturwissenschaften in den Niederlanden seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kann aus dem protestantischen Glauben abgeleitet werden; aber diese Antwort wirft ihrerseits zahlreiche Fragen auf. Der niederländische Calvinismus und der angelsächsische Puritanismus haben nämlich die Naturwissenschaften anscheinend stärker gefördert als der Luthernismus. Sollte damals in den deutschen Kleinstaaten protestantischen Bekenntnisses das dem Wissenschaftsbetrieb an sich günstige Klima weniger anregend gewirkt haben als in den Niederlanden und in England, wo der Protestantismus doch auch herrschte? Oder sollte nicht vielmehr eine nonkonformistische Lebens-

haltung schlechthin, die sich zunächst in der Theologie meldete, eine Vorliebe für gewisse neue – und das heißt: von den herkömmlicherweise geglaubten Sätzen abweichende – Theorien auch in der Naturwissenschaft nach sich gezogen haben? Wurde das Wachstum und die Blüte der Naturwissenschaften entscheidend angeregt durch das geistige Klima schlechthin, oder durch die Haltung des einzelnen Naturwissenschaftlers? Ist nicht bedeutsam, daß der französische Katholik Blaise Pascal ein Jansenist war und daß der Anglikaner Isaac Newton das Trinitätsdogma verwarf – verbindet hier nicht eine gemeinsame geistige Haltung die beiden Naturwissenschaftler über die konfessionellen Trennlinien hinweg? Und ist diese Haltung nicht ein reiner Nonkonformismus gewesen?

Wenn nun aber die Religion als eine die Wissenschaft fördernde Lebensmacht erwiesen zu sein scheint, wäre noch zu untersuchen, ob die Religion sich als Förderin der Wissenschaft vorzugsweise bei jenen Menschen auswirkte, die eben nicht mit dem Glauben der großen Masse konform gingen, sondern sich zu religiösen Minderheiten bekannten.

Für diese These scheint zu sprechen, daß in den Niederlanden des 18. Jahrhunderts die Baptisten eine Minderheit darstellten, in deren Kreis man sich intensiv mit der Pflege der Naturwissenschaften und der Technik beschäftigte. Es wäre jedenfalls eine schlimme Vereinfachung der komplizierten Wirklichkeit, wollte man die Blüte der niederländischen Naturwissenschaft und Technik in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und zu Beginn des 17. Jahrhunderts nur mit Hilfe sozialer und wirtschaftlicher Begründungen erklären.

#### LITERATUR

- [1] ARBER, A.: *Herbals. Their origin and evolution.* Cambridge 1938, S. 266.
- [2] BARTMUSS, H. J.: *Zur Rezeption und Verbreitung der Copernicanischen Lehre an der Universität Wittenberg im 16. Jh., Studia Copernica.* Wroclaw, Warszawa, Krakow, Gdansk XIV (1975), S. 85–91.
- [3] BENZ, E.: *Schöpfungsglaube und Endzeiterwartung.* München 1965, S. 143.
- [4] BERKEL, K. van: *Enige opmerkingen over de aard van de technische innovatie in de Republiek rond 1600, Tijdschrift voor de geschiedenis der geneeskunde, natuurwetenschappen, wiskunde en techniek III* (1980), S. 123–144.
- [5] BRIELS, J.: *De Zuidnederlandse immigratie 1572–1630.* Haarlem 1978.
- [6] COITER, V.: *Externarum et internarum principalium humani corporis partium tabulae.* Nürnberg 1572. *Introductio in Anatomiam, Cap. III. De Anatomiae utilitatibus.*
- [7] Dijksterhuis, E. J.: *Simon Stevin.* Den Haag 1943; *Simon Stevin. Science in the Netherlands around 1600.* Den Haag 1970.
- [8] HELDEN, A. van: *The invention of the telescope, Transactions of the American Philosophical Society LXVIII* (1977).
- [9] HOOYKAAS, R.: *Science and reformation, Journal of World History III* (1956), S. 109–139.
- [10] HOOYKAAS, R.: *Humanisme, science et réforme. Pierre de la Ramée (1515 bis 1572).* Leiden 1958.

- [11] HOOYKAAS, R.: Religion and the rise of modern science. Edinburgh, London 1973<sup>2</sup>, S. 99.
- [12] HOOYKAAS, R.: The reception of Copernicanism in England and the Netherlands, in: The Anglo-Dutch contribution to the civilization of early modern science. London 1976, S. 33–44.
- [13] MERTON, R. K.: Science, technology and society in seventeenth century England, *Osiris* IV (1938), S. 360–632. Zitat S. 446. (Zweite Auflage: New York, Evanston, London 1970, S. 87).
- [14] PATER, C. de: Experimental physics, in: Leiden University in the seventeenth century. An exchange of learning. Leiden 1975, S. 309–327.
- [15] SNELDERS, H. A. M.: De beoefening van de natuurwetenschap in de Gouden Eeuw, *Spiegel Historiae* XIV (1979), S. 195–200.
- [16] SNELDERS, H. A. M.: Alkmaarse natuurwetenschappers uit de 17e en 18e eeuw, in: Spaans beleg tot de Bataafse tijd. Alkmaars stedelijk leven in de 17e en 18e eeuw. Zutphen 1980, S. 101–122.
- [17] SPRAT, Th.: The History of the Royal Society of London, For the Improving of Natural Knowledge. London 1667, S. 371.
- [18] TAWNEY, R. H.: Religion and the rise of capitalism. A historical study. New York 1926.
- [19] WEBER, M.: in: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. Tübingen 1920, Band I, S. 17–206.
- [20] WOELDERINK, B.: Het bezoek van Simon Stevin aan Dantzig in 1591, *Tijdschrift voor de geschiedenis der geneeskunde, natuurwetenschappen, wis- kunde en techniek* III (1980), S. 178–185.

VERFASSER :

Prof. Dr. HENRICUS ADRIANUS M. SNELDERS, Instituut voor Geschiedenis der Natuurwetenschappen, Utrecht, Janskerkhof 30

## Zum Aufenthalt von Paracelsus in Ungarn

Im 16. und 17. Jahrhundert stehen die als goldreich geltenden Territorien Ungarns im besonderen Maße im Blickpunkt derjenigen Alchemisten, denen es um den Transmutationsvorgang, d. h. um die Gewinnung edler Metalle aus unedlen geht. Der Goldreichtum des Landes läßt bei ihnen die Vermutung aufkeimen, man könne dort den Prozeß der Golderzeugung in der Natur am besten beobachten und dann in das eigene Experiment übernehmen [20]. Mancher Alchemist kommt ausschließlich aus diesem Grunde ins Land, in dem im übrigen die exakten Naturwissenschaften zeitweilig eine Heimstatt fanden, als Matthias Corvinus (1458–1490) im Jahre 1467 die Academia Istropolitana als ungarische Landesuniversität einrichtete [14]. Die Entwicklung der Medizin in Ungarn ist durch die kurzlebige Academia Istropolitana allerdings kaum beeinflusst worden; einigermaßen gesichert ist die ärztliche Versorgung lediglich in den großen Städten, in denen sich diejenigen Mediziner niederlassen, die sich ihr Diplom meist in Krakau, in Padua oder in Bologna geholt hatten. Wie unzulänglich die ärztliche Betreuung beispielsweise in der Zips in Nordungarn damals gewesen ist, geht aus den Klagen der ortsansässigen Apotheker hervor, denen zufolge es in diesem Gebiet 1535 nur einen einzigen Praktiker, den Medicus Laurentius, gegeben haben soll; gemäß der Aussage des Leutschauer Apothekers Friedrich Sophus ist um 1563 sogar eine totale Vakanz an Ärzten die Realität [1]. In diesen Jahren floriert aber die Kloster- und Mönchsmedizin, die die Lücke in der Bevölkerungsversorgung zu schließen sucht: das Rote Kloster der Kartäuser in der Nordzips spielt auf diesem Sektor eine wichtige Rolle, unterhält es doch zugleich auch ein Spital für die klinische Betreuung. Aus einem in den Jahren 1563 bis 1568 zusammengestellten Bericht des Organisten Andrzej Smoczky ist ersichtlich, daß sich die Mönchsärzte damals auch mit alchemistischen Versuchen befaßten. Wir lesen dort von „*Practica bona ad sanandum corpus homini rufi*“: Vitriol, Salz, Stroh Urin, Salpeter und Gold werden in einem ungemein verwickelten Prozeß zerstoßen, gekocht, destilliert, sublimiert und koaguliert, um ein Mittel zu gewinnen, das einen rothaarigen Mann heilen könne [2].



Spielt hierbei für den Klosteralchemisten das Gold eine Rolle bei dem Versuch, Medikamente zu entwickeln, so steht für die meisten Experimentatoren aber das Ziel der Goldgewinnung aus unedlem Metall im Vordergrund. Der ab 1539 auf der Burg Saros eingesetzte Komitatspräfekt Georg Wernher – Verfasser der 1549 edierten balneologischen Schrift „Hypomnematum de admirandis Hungariae aquis“ – ist vom Transmutationseffekt des Zementwasser von Szomolnok überzeugt; diese Ansicht ist für den ansonsten sachlich kalkulierenden Andreas Libavius (gest. 1616) durchaus nicht abwegig, denn er übernimmt sie in seine 1597 publizierte „Alchemia“, eines der ersten bedeutsamen Lehrbücher der pharmazeutischen Chemie. Die Legende von einem flüssigen Gold, das von der goldhaltigen Erde speziell des Raumes um Tokay in die Weinrebe gelangte, spukt in den Vorstellungen nicht nur der Alchemisten des 16. und 17. Jahrhunderts. Galeotto Bonfini, der Historiker von Matthias Corvinus, ist wohl der erste, der von diesem „Aurum vegetabile Pannoniae“ spricht, dessentwegen mancher Alchemist das Weinbaugebiet von Tokay aufsucht: Orientiert sich Leonhard Thurneysser (1530–1595) vorwiegend auf das mittelslowakische Siedlungsgebiet, so ist Theophrastus Bombastus von Hohenheim-Paracelsus (1493–1541) gemäß eigener Aussage zumindest zweimal im Gebiet der Stephanskrone gewesen und hat viele Teile des Landes bereist. Kam er lediglich auf den Spuren der alchemistischen Sucher nach dem Stein der Weisen? Was hat er in Ungarn sehen und lernen können? Wie hat man in Ungarn auf seine Lehren reagiert? Diese drei Fragen sind von der Nachbetrachtung wiederholt gestellt worden [5, 6, 16]. Eine neuerliche Analyse bietet sich aus Anlaß des Luther-Gedächtnisjahres 1983 zwanglos an, hat Paracelsus doch von sich behauptet, er habe während seiner Wanderjahre auch die Vorlesungen des großen Reformators gehört [10].

### **Die ungarländischen Reisen des Paracelsus**

Das erste ungarländische Reiseprogramm des Paracelsus bezieht in den Jahren 1521 bis 1524 Siebenbürgen, Kroatien und Oberungarn ein [17]; wahrscheinlich hat er bereits in der Zeit Tokay aufgesucht. Ebenfalls in Tokay weilt er während der zweiten Ungarn-Reise des Jahres 1537, desgleichen auch in Pozsony (heute Bratislava/ČSSR) und in Siebenbürgen. Was treibt den unstillen Wanderer, der 1516 ein dreijähriges Studium mit der Promotion abgeschlossen hatte, in ein fremdsprachiges Krisengebiet, das ständig von der Gefahr einer türkischen Invasion bedroht ist? Die einfachste Erklärung wäre die, seine Ungarn-Reisen primär unter dem Aspekt des Interesses an den reichen Naturschätzen und Produkten des Landes zu sehen. Paracelsus weiß von dem in den oberungarischen Bergstädten produzierten Kupfervitriol, das er für das beste seiner Art hält. Er will das ungarische Antimon kennenlernen, dessen Qualität ihm ebenfalls als vorzüglich gilt. Zweifellos widmet er seine Aufmerksamkeit auch dem Aurum vegetabile Pannoniae. Und nicht zuletzt: Paracelsus will seine medizinischen Lehren verbreiten, die in Zentraleuropa vielenorts auf strikte Ablehnung stoßen. Um aber die Hintergründe der Ungarn-Reisen des Paracelsus voll zu verstehen, bedarf es der Einblendung einiger Fakten sowohl aus seiner persönlichen Entwicklung als auch aus der ungarischen Landesgeschichte. Paracelsus ist der Sohn eines Arztes und Bergmeisters, der in Villach an einer von den Fuggers subventionierten Bergmeisterschule montane Kenntnisse vermittelt. Parallel hierzu hat-

ten sich die Fuggers seit der Herrschaftsära von Matthias Corvinus Einfluß auf die nordungarische Montanindustrie zu sichern gewußt und wirtschaftliche Verbindungen zu den ungarischen Magnatenfamilien Palffy, Thurzo und Perényi zu knüpfen verstanden. Wer aus Villach kommt, ist im nordungarischen Bergbaugebiet von Schemnitz, wo man nach Villachschem Vorbild lehrt und das Unterrichtsmaterial aus diesem Bergbauinstitut bezieht, zumindest kein Unbekannter: damit ist für Paracelsus eine nicht unwichtige Voraussetzung für seine 1521 angetretene Reise gegeben. Außerdem entfällt hier die Sprachbarriere; im Raum Schemnitz spricht man vielfach ebenso deutsch wie in der Zips und in einigen transsylvanischen Sprachinseln. Es werden genügend zwei- und dreisprachig gebildete Gastgeber vorhanden gewesen sein, um den des Ungarischen nicht kundigen Paracelsus durchs Land geleiten zu können.

Ein weiterer Faktor kommt hinzu. Der Ferrara-Absolvent Paracelsus ist Schüler von Giovanni Manardo (1462–1536), dem einstigen Leibarzt des 1516 verstorbenen ungarischen Königs Ladislaus Jagiello. Der ungarische Archiater dürfte ihm daher ausreichend Informationen über das Land und seine Bewohner geliefert haben. Die Verwandtschaft in der geistigen Grundhaltung von Manardo und Paracelsus ist bekannt; Paracelsus dürfte nicht zuletzt aus diesem Grunde Ferrara zum Studien- und Graduierungsort gewählt gehabt haben. Durch Manardo wird Paracelsus auch von der berühmten Budapester Bibliothek des Matthias Corvinus gehört haben, an der zeitweilig Galeotto Marcio aus Narni als Kustos wirkte, der Verfasser des Anatomie-Buches „De homine“. Es erscheint zudem wahrscheinlich, daß Manardo seinem Schüler Paracelsus Anlaufpunkte in Ungarn zu nennen wußte, die nicht nur auf eigenen persönlichen Beziehungen fußten: das Herzogtum Ferrara mit dem Herrscherhaus Este war seit der Ära von Matthias Corvinus in engem Kontakt zu Ungarn. Corvinus war mit einer Tochter aus dem Hause Este verheiratet gewesen. Hyppolit d'Este ist zur Jahrhundertwende Bischof von Eger und später Primas-Erzbischof von Esztergom. Spielen die hier genannten Vorgänge ohne Zweifel eine Rolle für die erste Ungarn-Reise des Paracelsus, so ist sein Abgang aus den politischen Geschehnissen der Zeit zu erklären. Der Reichstag von Rákos vertreibt 1525 die Fuggers aus Ungarn. 1526 fällt in der Schlacht von Mohács ein großer Teil der ungarischen Magnaten, droht die Okkupation des gesamten Ungarnreiches durch die Truppen der Hohen Pforte.

Die erste Ungarn-Reise des Paracelsus hat demzufolge – um auf die aufgeworfenen Fragen einzugehen – mehr dem Selbststudium und der Eigeninformation als der Verbreitung seiner Lehre gedient. Das Aurum vegetabile Pannoniae mag den Besuch von Tokay inspiriert, der mineralogische und chemische Wissensdrang wird ihn nach Schemnitz getrieben haben. Von frühen Anhängern, die er in Ungarn gewonnen haben könnte, ist jedenfalls namentlich nicht die Rede.

Etwas anders liegen die Verhältnisse, als Paracelsus im Jahre 1537 noch einmal nach Ungarn kommt. Seine Lehren werden inzwischen – meist nicht sehr freundlich – vielenorts diskutiert. In der Schweiz und in Tirol hat er sich mancherlei Ärger eingehandelt, und es hat den Anschein, als habe Paracelsus die Reise von 1537 nutzen wollen, um sein ramponiertes Ansehen wieder zu korrigieren [13].

In Nordungarn glaubt Paracelsus, inzwischen eine feste Anhängerschaft zu haben; dafür spricht seine Aussage: „*Was ich von Aerzten geboren habe: aus den Hunderten von Pannonia seien zween wohlgerathen*“ [22]. Die Namen dieser zwei Paracelsisten verschweigt er allerdings erneut; vielleicht hat er damit seinen zeitweiligen Reisebegleiter Poldörfer gemeint, der gemeinsam mit ihm Tokay aufgesucht hatte und ihm ein Schreiben über die Transmutation zusendet, das ihn in Preßburg erreicht [7]. Der neuerliche Tokay-Aufenthalt gilt dem vermuteten Weingold: man zeigt Paracelsus eine gespaltene Rebe, in der ein goldenes Äderchen zu leuchten schien. Ist das die neuerliche Basis für die Hypothese vom flüssigen Aurum vegetabile? Es muß zunächst so zu sein scheinen, doch könnte Paracelsus bei seinen entsprechenden Berichten vom flüssigen Gold auch den Archäus, den im Wein anwesenden Abglanz der Sonne gemeint haben [3].

Am Freitag vor Michaelis 1537 wird Paracelsus vom Rat der Stadt Pozsony ehrenvoll empfangen und bewirtet. Das Preßburger Kammerbuch meldet hierüber:

*„It Freitag vor Michaelis haben die Hern Doctor Theophrastus pey Her Blassi Beham zu gast gehalten. Zu zwaien tischen pey ainander gewesen und Chamerer kauft visch zum sieden, bachen, praten p II t II umb semeln wein gries Milch Air krauppen kraut peterssil. Den Frawen umb essich X d III lb schmalz opst käs und der kochin zu lon XXIIII d pracht alles III t VII f XVIII d.“*

Wenn das Kammerbuch an gleicher Stelle festhält, daß 1537 ein Stadtphysikus namens Hans in Pozsony angestellt gewesen sei, so ist zu vermuten, daß dieser mit Paracelsus zusammengetroffen ist: über die Haltung des Physikus gegenüber Paracelsus ist allerdings nichts bekannt. Den Stadtvätern von Pozsony soll Paracelsus durch eine Pflanzenpalingenese imponiert haben [6]. Es wird vermutet, daß Paracelsus von Pozsony aus Kontakte zu Kaiser Ferdinand in Wien anstrebte [13, 17]; tatsächlich ist es ihm gelungen, im Anschluß mehrfach dem Regenten zu begegnen, ohne daß er allerdings hieraus hätte Nutzen ziehen können.

Paracelsus ist 1541 verstorben. Hat er schon zu seinen Lebzeiten akademisch gebildete ärztliche Parteigänger in Ungarn gehabt, die sich namentlich und schriftlich zu ihm bekannten? Diese Frage ist nur sehr schwer zu beantworten. Der Arzt und Mathematiker Georg Joachim von Lauchen-Rheticus (1514–1574) wird gelegentlich in diesem Zusammenhang genannt und als Paracelsus-Interpret angeführt [18]. Der zeitweilig in Wittenberg lehrende und durch seine Reise zu Nikolaus Kopernikus (1473–1543) weithin bekannte Gelehrte ist aber erst nach dem Tode von Paracelsus in Ungarn ansässig geworden [21]. Er hat nachweislich in Kaschau gewirkt, wobei dahingestellt sein mag, ob er im Besitz eines ärztlichen Diploms gewesen ist. Aber noch im ausgehenden 16. Jahrhundert sind unter den medizinischen Hochschulabsolventen Ungarns die Paracelsisten eine kleine Minderheit: der als Archiater von Stephan Bathory (1533–1586) wirkende Arzt Paul Gyulai [11] schreibt damals an seinen Kollegen Marcellus Squarcialupus, es sei Unsinn, dem Paracelsismus anzuhängen („*stulta opinio colendi Paracelsum*“). Der Preßburger Arzt Andreas Muschler meint 1580 spöttisch über Paracelsus: „*Theophrast ist ein Ehrlicher man / Der mehr lügen als wahr reden*

kann". Der Arzt-Apotheker Franz Joël (1508–1579) aus Szöllös ist wohl der erste gebürtige Ungar gewesen, der sich in Wort und Schrift zu Paracelsus bekennt [15]. Joël hatte sich nach Ausbildung in der *Ars pharmaceutica* dem Medizinstudium zugewandt und u. a. auch in Wittenberg studiert. Güstrow, Stralsund und Greifswald sind weitere Stationen des Joëlschen Lebensweges, der letzterenorts ab 1559 zunächst der Philosophischen und dann auch der Medizinischen Fakultät angehört. In diesen Greifswalder Amtsjahren wandelt sich Joël vom Gegner des Paracelsismus zum engagierten Verfechter von dessen Lehren, wobei er versucht, den paracelsischen Prinzipienbegriff mit der aristotelischen Elementenlehre in Kongruenz zu bringen.

Im Gegensatz zu den ungarischen Hochschulabsolventen scheinen die Vertreter der Wundarzneikunst sich relativ schnell auf Paracelsus eingestellt zu haben. Das wird aus handgeschriebenen Arzneibüchern ersichtlich: im Stadtarchiv von Bratislava befindet sich ein 1587 niedergeschriebenes Arzneibuch eines Chirurgen („*Libeo iste inheret Andreae Kovacz chyurgo Anabaptistae*“) mit einer Antidotarium-Abschrift von 1572, das viele Arzneien unter Berufung auf Paracelsus aufführt.

Unter der in Ungarn tätigen Ärzteschaft findet sich erst an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert das vereinzelte offene Bekenntnis zu Paracelsus [4]. Das gilt für Martin Ruland (1532–1602) und dessen Sohn Johann David Ruland (1585 bis 1648), den Schüler des Wittenberger Ordinarius Daniel Sennert (1572–1637). Ebenfalls als begeisterter Paracelsist gibt sich der aus Skalica unweit der mährischen Grenze gebürtige Michael Senff-Sinapius (geb. 1620), den der ungarische Medizinhistoriker Weszprémi als „*Practicus magnus*“ und als „*Paracelsi admirator*“ bezeichnet [21]. Die Senffschen Publikationen sind jedenfalls ebenso von dessen Bewunderung des Paracelsus geprägt [8, 9, 12] wie diejenigen von Ferenc Puky [19] und Miklos Olah. Interessanterweise zitiert letzterer alchemistische Paracelsus-Passagen falsch, als er sich auf den Hermannstädter Theologen Nikolaus Melchior und dessen „alchemistische Messe“ beruft: der von Olah erwähnte Geistliche ist nicht identisch mit dem gleichnamigen, von Paracelsus nominierten Melchior aus Brixen. Die fälschliche Berufung auf Paracelsus und seinen Parteigänger verdeutlicht aber dennoch, wie sehr hier Paracelsus als Autorität apostrophiert wird [19].

Die Vorstellung von einem Weingold, mit der sich Paracelsus während seiner ungarländischen Aufenthalte beschäftigte, hat sich im Anschluß noch über Generationen gehalten: der Preßburger Mediziner Johann Christoph Hüber disputiert am 14. November 1733 in Halle „*De auro vegetabili Pannoniae*“. Zu diesem Zeitpunkt hat der partiell in Wittenberg ausgebildete und nun in Kesmark niedergelassene Arzt Daniel Fischer (1695–1746) die Vorstellung vom Goldgehalt der Rebe bereits ad absurdum geführt: er verbrennt die angeblich goldhaltigen Reben und weist nach, daß der Rückstand kein Gold enthält. Eine spätere Deutung hat das goldhaltige Aussehen bestimmter Reben mit einer Lichtinterferenz der leeren Eihüllen des *Gonocerus angulatus* (einer Wanzenart) oder der Mycelien des *Oidium Fukeri* (eines Schimmelpilzes) erklärt [12].

Im Gedenken an den ungarländischen Aufenthalt des Paracelsus ist im Jahre 1937 am Primatial-Palast von Bratislava eine Gedenktafel enthüllt worden. Sie

trägt die Inschrift: „*In hac platea habitavit A. D. 1537 D D Paracelsus de Hohenheim*“ und zeigt das Bildnis des Paracelsus nebst einer Ansicht der Stadt und deren Wappen.

#### LITERATUR

- [1] BUGYI, B.: Ein Beitrag zur Geschichte der Medizin in der Zips. NTM 1 (1960), S.
- [2] CERNIK, L.: Frater Cyprian als Begründer der ersten Apotheke in der Nordzips. Wiss. B. Univ. Halle 1969/2 (R 10), S. 93–96; Halle 1969.
- [3] DUKA ZOLYOMI, N.: Ärztliche Beziehungen zwischen der Schweiz und der Slowakei vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, Gesnerus 1/2 (1965), S. 68–94.
- [4] DUKA ZOLYOMI, N.: Ein ärztliches Vademecum der Ärztesfamilie Ruland aus dem 16. Jahrhundert. Sudhoffs Archiv 61 (1977), H. 3, S. 281–297.
- [5] FEHER, L.: Paracelsus und Ungarn. Wiss. B. Univ. Halle 1962/2 (R 10), S. 89–91.
- [6] FAUST, O.: Zo starych zapisnic mesta Bratislavy. S. 126–129; Bratislava 1933.
- [7] FIGULUS: Rosarium novum Olympicum (1608).
- [8] GYÖRY, T.: Sinapius Mihaly a XVII. századvégi antihippokratikus mozgalom magindítója. Orvosi Hetilap 58 (1914), S. 719.
- [9] HAESER, H.: Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten, Bd. II; Jena 1881.
- [10] KAISER, E.: Paracelsus; Reinbek bei Hamburg 1969.
- [11] KAPRONCZAY, K.: Magyar-lengyel orvosi kapcsolatok a XVII–XIX században. Orvosi Hetilap Nr. 28 (1981), S. 1729–1732.
- [12] MAGYARY-KOSSA, G.: Magyar orvosi emlékek: Paracelsus magyar-országi emlékei. II, S. 226–229.
- [13] PAGEL, W.: Paracelsus. An Introduction to Philosophical Medicine in the Era of Renaissance; Basel-New York 1958.
- [14] RIPPA, B. K.: 500 Jahre Academia Istropolitana in Bratislava. Wiss. Z. Univ. Halle (Math.-naturw.) XVII (1968), S. 511–515.
- [15] SCHÖNFELD, W.: Franciscus Joël, ein Greifswalder Professor für Medizin, Stadtphysikus und Apotheker. Dermat. Wschr. 89 (1929), S. 1265–1275.
- [16] SCHWARTZ, I.: Paracelsus in Ungarn. Pester Lloyd vom 26. November 1893.
- [17] STRUNZ, F.: Paracelsus in Oesterreich. Pharmazeutische Post (1909), S. 444 bis 445.
- [18] SUDHOFF, K.: Rheticus und Paracelsus. Verh. Naturf. Gesellsch. Basel, Bd. 16.
- [19] SZATHMARY, L.: Magyar alkimisták. S. 44, 110–111, 255 und 276; Budapest 1928.

- [20] SZÖKEFALVI-NAGY, Z.: Der ungarische Alchemist Antal Forgach in der Junckerschen Darstellung. *Wiss. B. Univ. Halle* 1979/29 (T 31), H. 1, S. 54 bis 56; Halle 1979.
- [21] WESZPREMI, St.: *Succinta medicorum Hungariae et Transilvaniae biographia*. Bd. IV, S. 978.
- [22] ZEKERT, O.: *Paracelsus*; Stuttgart 1968.

VERFAS S E R :

Dr. NORBERT DUKA ZOLYOMI, Bratislava-Záluhy, Zubekova 23, ČSSR

## Ungarländische Absolventen der Universität Wittenberg als Initiatoren einer frühen Tatra-Forschung

Die Universität Wittenberg wird bereits während ihrer frühen Gründungsperiode zu einem beliebten Anlaufpunkt der studentischen Jugend aus den Gebieten der ungarischen Krone. Folgt man der Auflistung des aus Transsylvanien gebürtigen Peter Tsokás (alias Monedulatus), dann haben in den Jahren bis 1585 insgesamt 455 Ungarn die Leucorea besucht, wobei der Ausdruck „Hungari“ im territorialen Sinne zu verstehen ist und sämtliche Bevölkerungsgruppen unterschiedlicher Muttersprache einschließt. Der ungarische Medizinhistoriker Istvan Weszprémi (1723–1799) hat diese Katalogisierungsschrift von Monedulatus gekannt und auf ein in der Bibliothek des Collegium Claudiopolitanum zu Kolozsvár (heute: Cluj-Napoca in Rumänien) damals einsehbares Exemplar hingewiesen, das durch handschriftliche Ergänzungen bis zum Jahre 1597 weitergeführt wurde. Weszprémi kannte außerdem die 1756 in Wittenberg durch den dort lehrenden Extraordinarius Friedrich Börner (1723–1761) neuerlich vorgenommene Zusammenstellung „De Hungarorum atque Hungaricae gentis ad ornandam Academiam Vittebergensem studio“. Letztere Katalogisierung scheint er allerdings weniger geschätzt zu haben als diejenige von Monedulatus, was aus einer Passage („*utinam in hunc Monedulati nostri librum, quem citat, curatius introspexisset*“) unmißverständlich hervorgeht. Daher folgt Weszprémi mehr den Angaben seines ungarischen Landsmannes, wenn er im gleichen Zusammenhang notiert, der aus Levoča (ungarisch: Lőcse; deutsch: Leutschau) gebürtige Martin Czyriaki sei 1522 der erste gewesen, der nach Wittenberg gekommen sei, um Luther zu sehen und dessen Kollegs zu hören:

*„Martinus Czyriaki, Leutschoviensis, fuit omnium primus, qui ex Hungaria ad videndum et audiendum Lutherum an. 1522. Vittebergam se contulit: plures a Monedulato enumerantur in hoc Catalogo, quam 455. Hungari, qui subsequitis annis, ad an. 1585. usque, quo desiit, in Vittebergensem studiorum causa excurrerunt Universitatem. Prostat in publica Collegi Claudiopolitani Bibliotheca tale huius libri exemplum, in quo interruptam hanc Hungarorum, suorum*

*Popularium, seriem, Ieremias Liponius, Barovius patria, ad modum Monedulati collectam, produxit ad an. 1597“ [17].*

Ab 1522 gibt es jedenfalls – seien es nun die Aktivitäten von Czyriaki oder von anderen nordungarischen Absolventen der Leucorea gewesen – Belege dafür, daß im nordungarischen Raum mit seinen starken slowakischen Bevölkerungsanteilen Luthers Schriften gelesen werden; man stürzt sich mit großem Interesse auf seine Beiträge zur Verwerfung traditioneller Frömmigkeitsformen, zur Aufhebung kirchlicher Privilegien und zur Abschaffung von Ablass, Fasten und Exkommunizierung. Möglicherweise besteht sogar ein direkter Zusammenhang zwischen dem Aufstand der Bergknappen von Banska Bystrica in den Jahren 1525/1526 und dem Eindringen des Reformationsschrifttums [10]; Empfänglichkeit für die Lutherschen Lehren zeigt sich allerdings nicht nur bei Lohnarbeitern und Kleinbürgertum, sondern zugleich auch unter den Vertretern der städtischen Patriziate [7, 15].

Der Auftrieb der Reformation geht selbstverständlich von den in Wittenberg ausgebildeten Theologen aus [14]. Oft sind diese zugleich als Pädagogen tätig, so daß sich die Einflußmöglichkeiten über die Schulen des Landes erweitern [1, 3, 12, 13, 20]. Die einstigen Absolventen der Leucorea zögern auch nicht, ihre Grundhaltung durch entsprechende Publikationen auszuweisen: Persönlichkeiten wie Matjas Dévai, Imre Ozarai, Istvan Gálszeczi und Andras Baitzi wären hier an vorderer Stelle zu nennen. Auf der 1545 in Erdöd abgehaltenen Synode kommen die Pfarrer des gesamten Landes in der Annahme der Confessio Augustana überein. Bardejov, Presov, Kosice, Levoca und Sabinov als königliche Freistädte vereinigen sich zu einer Konfraternität, die als Confessio Pentapolitana von Leonhard Stöckel schriftlich fixiert wird, dem Schulrektor von Bardejov. Die später sich etablierenden Konfraternitäten der Bergstädte (Confessio Montana) und der Zips (Confessio Scepusiensis) sind die entsprechenden Filialvereinigungen der Confessio Pentapolitana.

Ebenen die in Wittenberg ausgebildeten und pädagogisch tätigen Theologen im nordungarisch-slowakischen Raum der Jugend den Weg zur Reformation, so sind diese zugleich in ihrer Aufgeschlossenheit für das Neue vielen Erkenntnissen zugetan, die sich auf den Sektor der Naturwissenschaften in ihrem gesamten Umfang konzentrieren. Typisches Beispiel hierfür ist die sich unter ihrer Regie abzeichnende Erforschung der Tatra. Bis zu diesem Zeitpunkt war diese Bergwelt geheimnisumwittert gewesen. Man glaubte an die in den Taträhöhlen hausenden Drachen, an Greife und böse Geister, welche die Goldschätze der Gebirge bewachen würden. Nun aber siegen Erkenntnisdrang und Neugier: man will die Schätze heben und Näheres über Fauna und Flora der Tatra erfahren. Dabei kommt auch ein medizinischer Aspekt zum Tragen, geht es doch um heilkräftige Kräuter, die man sich nutzbar machen will. Derartige Ziele steuert eine Reihe naturwissenschaftlich interessierter Persönlichkeiten an, von denen für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und das beginnende 17. Jahrhundert vor allem Valentin Eck in Bardejov, der aus der gleichen Stadt gebürtige Georg Henisch (1549–1618) und die in Kezmarok tätigen Naturwissenschaftler Adam Kunisch (gest. 1600), David Zipser-Praetorius (1577–1646) und David Frölich (1600–1648) zu nennen wären. Hinzu kommt der auf der Burg Saris wirkende gelehrte Autodidakt Georg Wernher. Von Presov und von Kosice aus ist Johan-



nes Bock-Bocatus im gleichen Engagement tätig. Nur Georg Henisch ist aber im Hauptberuf Mediziner; Eck und Frölich haben zwar u. a. auch Medizin studiert, wenden sich aber vordergründig anderen Fachdisziplinen zu. Kunisch, Bock und Zipser sind naturwissenschaftlich interessierte Pädagogen, die an ihren Schulen das scholastische Erziehungsprinzip zu überwinden trachten und ihre Schüler anhalten, auf Exkursionen eigene Eindrücke von der Schönheit ihrer Bergheimat zu sammeln [6, 11].

Bei aller Unterschiedlichkeit des Ausbildungsweges und der Tätigkeit des hier nominierten Personenkreises vereint diesen jedoch der naturwissenschaftliche und bestimmte Teile der Ars medica einschließende Erkenntnisdrang. Eine weitere Gemeinsamkeit ist, daß diese Ärzte, Naturforscher und Pädagogen insgesamt als polyglott gelten können: unabhängig davon, ob ihre Muttersprache ungarisch, slowakisch oder deutsch ist, sind sie insgesamt in der Lage, sich in mehreren Sprachen zu artikulieren und in Wort und Schrift vor eine Öffentlichkeit zu treten, die möglicherweise nur eine dieser Sprachen beherrscht. Damit ist ihren Aussagen die erforderliche Resonanzbreite gesichert. Das Gelehrtenlatein der Zeit benutzen sie ohnehin, um die Fachgremien der gesamten wissenschaftlichen Welt zu erreichen. Es mangelt außerdem nicht an Publikationsmöglichkeiten im eigenen Lande: im 16. und im frühen 17. Jahrhundert entstehen Druckereien in Levoca, Bardejov, Kezmarok, Kosice und Presov [19]. Das Auslandsstudium gibt den meisten der hier genannten Persönlichkeiten zudem Gelegenheit, sich am Ausbildungsort oder auf einer Fortbildungsreise Beziehungen und Kontakte zu schaffen, um nach Rückkehr in die Heimat dorthin Manuskripte zum Druck einzureichen: Wittenberg, Krakau, Basel und Antwerpen sind für sie bevorzugte Verlagsorte, bevor einige Generationen später Halle hinzukommt, das dann im 18. Jahrhundert zu einem Zentrum der Publizistik für den südosteuropäischen Raum wird [18].

Bücher sollen nicht nur gedruckt, sondern auch gelesen werden und zu diesem Zwecke in Bibliotheken verfügbar sein. Auch das ist ein Anliegen, dem sich der genannte Personenkreis mit besonderer Sorgfalt widmet. Wenn man die Heimatkunde unter Akzentuierung der Naturwissenschaften in das Bildungsprogramm der Schulen einbauen will, muß man die Absolventen nicht nur zu Exkursionen veranlassen, sondern ihnen Gelegenheit geben, über bisher Erforschtes nachzulesen. Dieses Ziel kommt ebenfalls in den Schulordnungen der evangelischen Lyzeen zum Ausdruck. Eine erste dieser Ordnungen ist für Bardejov (1540) bekannt. Aber auch die katholischen Ausbildungsstätten verlassen allmählich das unbewegliche scholastische Prinzip: die Schulordnung von Trnava aus dem Jahre 1558 gibt hiervon erste Kunde.

### **Naturwissenschaftliche Pädagogik und Tatraforschung**

Als der ungarische Medizinhistoriker Istvan Weszprémi sein bio- und bibliographisches Lexikon über die Ärzte des Landes zusammenstellt, verankert er hierin zugleich auch die Namen der meisten hier bereits genannten Persönlichkeiten, obwohl sie, wie schon erwähnt, durchaus nicht zur Ars medica im engeren Sinne gehören. Das läßt erkennen, wie sehr die Resultate ihrer Tätigkeit auch für den Chronisten der Entwicklung der Heilkunde interessant gewesen sein müssen. Die an dieser Stelle vorzulegende nachbetrachtende Bilanz muß

wohl mit dem aus Lindau gebürtigen und in Bardejov als Arzt, Syndikus und „Moderator Scholae Bartphae“ tätigen Valentin Eck beginnen; ihm bescheinigt Weszprémi, er sei nicht nur ein „Orator et Poeta excellentissimus“, sondern zugleich auch ein „Diligentissimus Naturae Mysteriorum indagator“ gewesen. Als Arzt und Pädagoge mit naturwissenschaftlichen Erziehungstendenzen hat Eck in Bardejov ein hohes Ansehen genossen [4]. Seine Publikationen – Weszprémi zählt 18 Titel von Schriften auf, die zwischen 1512 und 1545 zur Veröffentlichung gelangten – sind fast ausschließlich in Krakau gedruckt worden; sie sind lateinisch gehalten und wenden sich daher an die sogenannten Gebildeten. Das neue naturwissenschaftliche Programm der Schule von Bardejov wird hierin noch nicht deutlich. Umso ausdrucksvoller imponiert aber bereits das 1549 edierte „Hypomnematum de admirandis Hungariae aquis“ aus der Feder von Georg Wernher, der ab 1539 als Präfekt auf der Burg Saris wirkt und in dieser Amtszeit ein Verzeichnis der Heilquellen des Landes zusammenstellt. Das in Basel edierte Buch stößt allenthalben auf große Resonanz. Bereits 1551 und 1556 werden Neuauflagen erforderlich; eine erste deutsche Übersetzung („Von den wunderbaren Wässern zu Hungern Bericht“) kommt 1558 heraus.

Valentin Eck und Georg Wernher sind ohne Zweifel miteinander bekannt gewesen, und es ist anzunehmen, daß auch der 1549 in Bardejov geborene Georg Henisch die beiden um den Fortschritt in den Naturwissenschaften bemühten Wissenschaftler – zumindest aus ihrem Schrifttum gekannt hat. Im Werk von Henisch findet der Trend zur Deskription von Landschaft, Fauna und Flora seine Fortsetzung [8]; als er 1566 als Studiosus nach Wittenberg kommt, ist er auf diesen Sektoren bereits ausreichend vorgebildet. Noch während der in Leipzig und in Basel fortgesetzten Ausbildungszeit – letzterenorts wird er 1576 promoviert – publiziert Henisch sein „Enchiridion Medicinae“ von 1573 mit der Erläuterung „Medicamentorum tam singularium, quam compositorum, in certos titulos distinctam sylvam continens, quorum in pharmacopoliis et medicinis praecipuus usus est“; 1574 folgen drei weitere Abhandlungen, darunter die deutsche Übersetzung des Arzneibuches von Sextus Platonius unter dem Titel „Artzney Buch von Vögeln, Wilden und zahmen Tieren, wie man dieselb in der artzney für allerhandt Kranckheiten brauchen sol, ganz lustig, nutzlich und gut gemeinten haußhaltern, auch aller liebhabern der artzney, zu lesen und zu wissen“. Henisch ist allerdings nicht in seine Heimat nach Bardejov zurückgekehrt; er nimmt seinen Wohnsitz in Augsburg und amtiert langjährig im Verband des lokalen Ärztekollegiums. Er wird außerdem Gymnasialprofessor für Rhetorik und Mathematik. Publikationen aus seiner Augsburger Ära sind die „Arithmeticae perfectae et demonstratae Libri VII“ von 1609 und der „Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae“ von 1616.

Adam Kunisch, Johannes Bock-Bocatus und David Zipser-Praetorius repräsentieren jene Lehrergeneration, welche die Tatraexpedition in das Programm ihrer Schulen integrieren. Kunisch führt seine Absolventen des Lyzeums von Kezmarok in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts regelmäßig in die Berge [5]; sein Freund und Kollege, der in Presov und in Kosice wirkende Bock-Bocatus, schließt sich mit seinen Eleven diesen Exkursionen an. Ein in der Schulbibliothek von Kezmarok bis heute aufbewahrter Gedichtband Bocks geht ausdrücklich auf derartige Bildungsfahrten ein. Ein 1599 durch Bock in Bardejov publiziertes

mehrbändiges „Hungaridum“ wird von Weszprémi mehrfach erwähnt und gibt Kunde von der Vielseitigkeit des Autors, der hierin u. a. auch medizinische Probleme abhandelt. Verdient gemacht hat sich Bock außerdem durch seine Editionshilfe für verschiedene historische Abhandlungen; Weszprémi notiert diesbezüglich die 1611 durch Bock besorgte Neuauflage der Lebensbeschreibung von Matthias Corvinus, die Galeotus Martius 1573 verfaßt hatte und die mit Bocks Unterstützung 1611 in Kosice als „Salomon Hungaricus“ zur Edition gelangt.

David Zipser-Praetorius, Rektor in Kezmarok in den Jahren 1608 bis 1648, führt das Exkursionsprogramm des 1600 verstorbenen Kunisch fort. Auch für ihn steht das Sammeln von Pflanzen und Berggestein im Vordergrund. Um seinen Tod rankt sich eine die Liebe zur Bergwelt bezeichnende Legende: es heißt, Zipser habe im Angesicht der Berge sterben wollen und sei in seinem letzten Gespräch mit den Freunden und Kollegen auch auf die Resultate dieser Wanderungen – die Gewinnung von Heilkräutern in den Bergen der Tatra – eingegangen. Zu Zipers Schülern gehört David Frölich, der später durch einige bemerkenswerte Buchpublikationen auf sich aufmerksam macht. In Frölichs 1539 in Bardejov publizierten „Medulla Geographiae practicae“ lesen wir von einem 1615 unternommenen Schulausflug in die Tatra ebenso wie in der 1644 in Ulm herausgegebenen „Bibliotheca seu Cynosura peregrinantium“. Der nach seiner langjährigen Studien- und Reisezeit in seinem Heimatort als privatisierender Astronom und Geograph in Kezmarok niedergelassene Frölich hat wiederholt auch Besucher in die Berge geführt; davon berichtet später u. a. auch Franz Ernst Brückmann (1697–1753), ein Ungarn-Besucher des frühen 18. Jahrhunderts [2, 9].

Bei einem kurzen Blick auf die Tatra-Forschung des 17. Jahrhunderts wäre schließlich auch noch Daniel Speer (1636–1707) zu erwähnen, der als junger Studiosus in Kezmarok weilt und in seinem Buch über den „Dacischen Simplissimus“ später über Gipfelwanderungen in der Tatra referiert. Zu diesem Zeitpunkt haben die Berge ihren Schrecken bereits weitgehend verloren; Schülergruppen, Ärzte und Naturwissenschaftler wissen nun, ihren Weg zu finden [16]. Umso bemerkenswerter muß aber die Pionierleistung der frühen Tatraforscher des 16. Jahrhunderts imponieren, deren Werk hier kurz in Erinnerung gerufen werden sollte.

## LITERATUR

- [1] BIRO, S., M. BUCSAY, E. TOTH u. Z. VARGA: A magyar református egyház története; Budapest 1949.
- [2] BRÜCKMANN, F. E.: Epistola Itineraria Nr. LXXXVII und LXXXVIII; Wolfenbüttel 1740.
- [3] BUCSAY, M.: Geschichte des Protestantismus in Ungarn; Stuttgart 1959.

- [4] BUGYI, B.: Ein Beitrag zur Geschichte der Medizin in der Zips. NTM 1 (1960), S. 262–269.
- [5] GENERSIICH, Chr.: Merkwürdigkeiten der königlichen Freystadt Késmárk in Oberungarn am Fuße der Karpaten; Lócse 1804.
- [6] GROSZ, A.: Der Anteil unserer Anstalt an der Erschließung der Hohen Tatra. Jahresbericht evang. Gymnasium A. B. Kesmark 1941/1942; Kesmark 1942.
- [7] HORVATH, J.: A reformáció jegyében; Budapest 1957.
- [8] KAISER, W., u. W. LINKESCH: Medizinhistorische Reminiszenzen zum Freundschaftsvertrag der Universitäten Halle-Wittenberg und Bratislava. Wiss. B. Univ. Halle 1977/21 (T 17), S. 1–39; Halle 1977.
- [9] KAISER, W., u. A. VÖLKER: Franz Ernst Brückmann (1697–1753) und Albert Ritter (1682–1759). Harz-Zschr. 33 (1981), S. 101–127.
- [10] KVACALA, J.: Dejiny reformácie na Slovensku; Bratislava 1935.
- [11] LIPTAK, J.: Geschichte des evangelischen Lyzeums A. B. zu Kesmark; Kesmark 1940.
- [12] REVESZ, I.: A magyarországi protestantizmus történelme; Budapest 1925.
- [13] REVESZ, I.: Magyar reformatus egyháztörténet; Budapest 1938.
- [14] SOLYOM, J.: Luther és Magyarország; Budapest 1933.
- [15] SOLYOM, J.: Zwei Bekenntnisse – ein Glaube, in: THULIN, O. (Hrsgb.): Reformation in Europa, S. 153–160; Berlin 1967.
- [16] TIBENSKY, J.: Die deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert und ihre Bedeutung für die Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens in der Slowakei. Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas VII (1960), S. 193 bis 204.
- [17] WESZPRÉMI, I.: Succinta medicorum Hungariae et Transilvaniae Biographia Cent. I–III; Leipzig und Wien 1774–1780.
- [18] WINTER, E.: Die Pflege der west- und südslavischen Sprachen in Halle im 18. Jahrhundert; Berlin 1954.
- [19] WINTER, E.: Frühaufklärung. Der Kampf gegen den Konfessionalismus in Mittel- und Osteuropa und die deutsch-slawische Begegnung; Berlin 1966.
- [20] ZOVANYI, J.: A reformáció Magyarországon; Budapest 1921.

VERFASSE R :

MUDr. WALTER LINKESCH, Prešov (ČSSR), Leninova 22

## Zur sprachwissenschaftlichen Lehre und Forschung an den Universitäten von Wittenberg und Halle

In einem 1810 in dem in Halle erscheinenden Periodikum „Der Biograph“ veröffentlichten Aufsatz akzentuiert Paul Jakob Bruns (1743–1814) die zu diesem Zeitpunkt wohl als allgemeinverbindlich angesehene Meinung, das Studium der Sprachen sei das Fundament jedwelcher Gelehrsamkeit und ein den Universitäten anvertrautes Gut [2]. Der Autor dieses Beitrages rühmt als früherer Helmstedter Hochschullehrer die diesbezüglichen Verdienste seiner einstigen Lehrstätte und nennt dabei Namen wie Hermann von der Hardt (1660–1746), Johann Gottfried Lakemacher (1695–1736) und Christoph August Bode (1722–1796). Er betont im gleichen Zusammenhang aber auch die Pionierleistungen der Universitäten von Wittenberg und Halle, wo das altphilologische Engagement selbst dann in Kontinuität bestanden habe, wenn beispielsweise die Hebraistik nicht ausdrücklich als Lehrveranstaltung angekündigt worden sei. Tatsächlich haben sowohl die Leucorea als auch die Academia Fridericiana dem Studium der so bezeichneten morgenländischen Sprachen stets eine Vorzugsstellung eingeräumt, auch wenn die Gründe hierfür unterschiedlich interpretiert wurden. Für den in Wittenberg lehrenden Andreas Sennert (1606–1689), einen Sohn des als Förderer der Naturwissenschaften und als Initiator eines von scholastischer Bevormundung befreiten Denkmodells bekannten Mediziners Daniel Sennert (1572–1637), gilt die morgenländische Linguistik als die Beschäftigung mit noch „lebenden“ Sprachen, die den Zugang zu den für viele Wissenschaftszweige bedeutenden Vorarbeiten und Erfindungen der orientalischen Welt ermöglichen würden [38]. Der orientalistisch ausgerichtete Theologe des halleschen Hochpietismus mag die Dinge etwas anders gesehen haben; für ihn steht die „Sacra Philologia“ im Vordergrund, bei der die Arabistik eine Art Auxiliarrolle bei der Bibelexegese übernehmen soll [13]. Hinzu kommen hier außerdem missionaristische Gedankengänge: mit Hilfe des qualifizierten und der arabischen Sprachen in Wort und Schrift mächtigen Orientalisten kann man Bücher wie die „Grund-Lehren Christlicher Religion“ übersetzen und zur Verteilung bringen in der Hoffnung, daß *„in andern Theilen der Welt / wordurch sich die Muhamedanische Religion aus-*

*gebreytet / dardurch gleichfals der Christliche Glaube bekannt gemacht werden möge* [32]. Darüber hinaus gewinnt aber auch die Argumentation von Andreas Sennert, mit der Kenntnis des Arabischen einen Schlüssel zum Verständnis des Wissenschaftsfortschritts dieser Regionen in der Hand zu haben, zunehmende Bedeutung für Halle. Als man im frühen 19. Jahrhundert die medizinisch-naturwissenschaftlichen Geschichtswerke des halleschen Ordinarius Kurt Sprengel (1766–1833) einer kritischen Wertung unterzieht und sie mit zeitgleich erscheinenden Publikationen anderer Autoren vergleicht, schneidet Sprengel u. a. deswegen besser ab als seine Konkurrenten, weil er im Gegensatz zu diesen die morgenländischen Sprachen voll beherrscht: nur auf dieser Basis sei es möglich, zu einem sachgerechten Urteil über die Medizin des Orients zu gelangen.

Hat der sich der Orientalistik verschreibende Absolvent der Academia Fridericiana in deren Gründungsperiode Gelegenheit, sich bei Christoph Cellarius (1638 bis 1707), Johann Heinrich Michaelis (1663–1738), Christian Benedikt Michaelis (1680–1764) und Johann Heinrich Callenberg (1694–1760) ein subtiles Wissen zu erwerben, so geht es dem aus dem In- und Ausland anreisenden zukünftigen Mediziner vordergründig um die Beherrschung des Lateinischen und Griechischen, wobei das Lateinische als übliche Vortragssprache ohnehin eine Sonderrolle einnimmt. Noch ist außerdem die Zeit der „Peregrinatio medica“ nicht vorüber, der postgradualen Studienreise vor allem nach Frankreich und Italien, nach England und in die Niederlande. Es erscheint demzufolge angebracht, sich auf diesen Sprachgebieten zumindest gewisse Basiskenntnisse zu erwerben. Hinzu kommt, daß der ständig wachsende Zustrom ausländischer Absolventen vor allem aus Ost- und Südosteuropa die verantwortlichen Gremien der Academia Fridericiana vor das Problem stellt, diesen ein gutes Deutsch zu vermitteln, bevor sie sich dem eigentlichen Studiengang unterziehen. Diese Erfordernisse werden von August Hermann Francke (1663–1727), der etwa zeitgleich mit der Hochschulgründung seine pädagogischen Anstalten „auf dem Waisenhaus“ aufzubauen beginnt, klar erkannt. Das Erziehungsprogramm an dem zum Franckeschen Schulkomplex gehörenden Pädagogium Regium ist alsbald vielsprachig ausgerichtet; die Examina werden häufig mit einem Exercitium in deutscher, lateinischer, griechischer, französischer und italienischer Sprache verbunden [35] und schließen gelegentlich auch hebräische Sprachübungen ein [34]. Tritt der Absolvent im Anschluß zur Hochschule über, so hat er auch hier Gelegenheit, der Sprachvervollkommnung dienende Spezialkollegs zu besuchen. Sie werden von Sprachmeistern übernommen, über deren Einsatz es in einer Kollegofferte des Jahres 1731 heißt, sie würden unterrichten *„nicht allein im Frantzösischen; sondern auch dem Englischen; Italiänischen; Spanischen; ja sogar in den Wendischen / bey dem collegio des Lithauischen Seminarii, welches Königl. Majest. ihrer Provinzien halben / auf eigene Kosten hier angeleget“* [33]. Einer dieser für Französisch und Italienisch an der Hochschule zuständigen Sprachmeister ist Martin Deschner; in den ab 1729 erscheinenden und unter der Regie des Kanzlers Johann Peter Ludewig (1670–1743) stehenden „Wöchentlichen Halleschen Anzeigen“ offeriert er 1731 sein über Jahrzehnte immer wieder abgehaltenes Collegium Gallicum fundamentale nebst einem Collegium Italicum fundamentale. Ebenfalls auf das Studium des Italienischen ausgerichtet sind die Aktivitäten von Ludwig Christian Vockerodt, von dem der hallesche Chronist

Johann Christoph von Dreyhaupt (1699–1768) zu rühmen weiß, er habe „*noch bey jungen Jahren eine große Kännntniß der Morgen- und Abendländischen Sprachen erworben*“ [10] und dabei auf die Vockerodtsche Schrift „*Meditazione sopra l'abbondanza de doni dello spirito sancto*“ von 1731 und die Übersetzung paränetischer Francke-Lektionen ins Italienische verweist. Über Vockerodts italienische Edition einer Abhandlung von Philipp Jacob Spener (1635–1705) heißt es, diese Schrift könne „*den Anfängern in der Italiänischen Sprache wegen der bekannten Materie und des leichten styli gute Dienste leisten*“ [37].

Primär geht es selbstverständlich für den aus dem Ausland anreisenden Absolventen – ganz gleich, welchem Studium er sich dann verschreiben will – um die Perfektionierung in der deutschen Sprache. Der zahlenmäßig starken ungarischen Absolventengruppe hilft hierbei das auf deutschsprachige Belange ausgerichtete „*Dictionarium Latino-Hungaricum et Hungarico-Latinum*“ des Klausenburger Polyhistor Ferenc Pariz-Papai (1649–1716) ebenso wie ein von Matthias Bél (1684–1749) verfaßter und 1730 in Halle neuerlich edierter Sprachführer, die „*Institutiones linguae germanicae in gratiam Hungariae juventutis editae*“. Aus der am 25. Dezember 1730 in den „*Wöchentlichen Hallischen Anzeigen*“ veröffentlichten Rezension des letzteren Buches ist zu ersehen, daß man in Halle offensichtlich auch über ungarischsprachiges Lehrpersonal verfügte, das den Neuankömmlingen aus dieser Region die anfänglichen Startschwierigkeiten zu erleichtern suchte. Gleiches gilt für die Absolventen mit tschechischer oder slowakischer Muttersprache: es sind nicht zuletzt die dem sorbischen Raum entstammenden Mitarbeiter Franckes, die hierbei die sprachlichen Voraussetzungen für diesen Kreis schaffen [31].

Der angehende Mediziner, der in Halle die Kollegs von Friedrich Hoffmann (1660–1742), Georg Ernst Stahl (1659–1734) oder von Johann Juncker (1679 bis 1759) besuchen will, muß des Lateinischen voll mächtig sein und soll auch das Griechische beherrschen. Macht sich um die letztere Sprache neben den Franckeschen Stiftungen auch das hallesche reformierte Gymnasium Regium mit dem hervorragenden Gräzisten Christian Ludwig Schlichter (1705–1765) verdient, so sieht sich Juncker zusätzlich veranlaßt, eine im 18. Jahrhundert vielbenutzte Grammatik zusammenzustellen. Welche Lektüre soll aber der angehende Mediziner in die Hand nehmen, wie soll der Inhalt derjenigen Lehrbücher gestaltet sein, die dem lateinischen Exercitium dienen und zugleich der zukünftigen Studienrichtung des Gymnasiasten Rechnung tragen soll? Hoffmanns diesbezügliche Einstellung geht aus einem Geleitwort zur „*Einleitung in die Botanic*“ des Franckeschen Anstaltspädagogen Johann Julius Hecker hervor, das in den „*Wöchentlichen Hallischen Anzeigen*“ wie folgt rezensiert wird:

*„Denn ob er wol die Erlernung derselben, sonderlich der lateinischen, für unentbehrlich hält: so glaubet er doch, daß dieselben weit eher könnten begriffen werden, wenn man zugleich den Verstand excolirete: und hält für nützlicher, daß man statt der gebräuchlichen auctorum classicorum solche Bücher tractirete, die zugleich von Sachen handeln, welche im gemeinen Leben und höhern Studiis zu gebrauchen. Gleich wie nun solche Methode in dem hiesigen Paedagogio meistens observiret würde, auch die schönste Gelegenheit sich darinnen befinde, in der Physica experimentalis, Botanica, Anatomia comparativa und andern nütz-*

*lichen Disciplinen den Grund zu legen: so ziehet der Herr Hofrath diese Anstalten andern Schulen bey weiten vor“ [36].*

Von den morgenländischen Sprachen ist in diesem Zusammenhang nicht die Rede, obwohl auch Hoffmann zu denjenigen gehörte, die von der Überzeugung getragen waren, daß ein auf die Medizin ausgerichteter Arabismus für wissenschaftliche Forschungen fast unumgänglich sei. Er und sein Kreis, zu dem der Arzt-Philologe Johann Heinrich Schulze (1687–1744) gehört, wissen inzwischen längst, daß manche lateinische Übersetzung der Heilkunde des klassischen Hellas wertmäßig denjenigen Schriften nachsteht, die aus dem Griechischen ins Arabische übertragen wurden. Man hat einsehen müssen, daß die lateinischen Übersetzer des Mittelalters – zunächst vorwiegend Spanier und des Arabischen sowie des Lateinischen und Griechischen mächtige Juden, dann auch einige Westeuropäer und Südtaliener – bei aller Anerkennung ihrer Pionierleistung mancherlei Fehler einfügten. Nicht zuletzt aus diesem Grunde erhoben sich immer wieder Klagen, daß man an den Universitäten dem Arabischen und Hebräischen zu wenig Aufmerksamkeit schenke [11] und man die Schriften eines Avinsina – Avicenna oder eines Abu Bakr Muhamed B. Zakariya Ar-Razi-Rhazes, die beispielsweise an der Tübinger Hochschule bereits in deren Gründungsperiode zur Pflichtlektüre gehörten [6], aus zweiter Hand lesen müsse. Johann Heinrich Callenberg geht auf diese Problematik in der Frühgeschichte des medizinischen Arabismus ausführlich ein, als er in einer biographischen Studie zu Leben und Werk des aus dem brabantischen Diest gebürtigen Wissenschaftlers Niclas Clenard (um 1496–1542) dessen Aktivitäten zur Einführung des Arabischen an den Hochschulen unterstreicht:

*„Er hat einen Theil des Avicenna fleißig tractiret; doch gerieth er über denselben Lateinische Übersetzung oft sehr in Verwirrung; weil der Lateinische Übersetzer in dieser von der Lateinischen soweit abgehenden Sprache alles von Wort zu Wort übersetzt, und dabey der Wörter eigentliche Bedeutung nicht recht ausgedrucket hatte. Er lernete nun zwar einige ihm vorher unbekante Arabische Wörter; konnte aber wegen des schlechten Lateins den rechten Verstand des Textes nicht fassen. Derowegen meynete er, es sey nützlicher, den Galenum, oder sonst einen andern Scribenten, welcher aus dem Griechischen in die Arabische Sprache übersetzt worden, zu gebrauchen. Er bekam auch jenes Auslegung der Aphorismorum zu lesen, und hat damit des Leonicensi Lateinische Übersetzung zusammen gehalten; da er an etlichen Stellen wahrgenommen, daß dieser des Galeni Sinn nicht so wohl, als der Arabische Übersetzer, getroffen“ [5].*

Callenberg deutet hier eine für Generationen gültige Aufgabenstellung an, bei der es aber auch ein zusätzlich reizvolles Anliegen gewesen sein mag, auf der Basis orientalischer Sprachstudien und -kenntnisse in die Lage versetzt zu werden, Avicenna und Rhazes im Originaltext lesen zu können. Zum Anliegen von Biblexegese und Missionswünschen kommt also das des Quellenstudiums für Naturwissenschaften, Medizin und Technik hinzu, wenn die Orientalistik im frühen 18. Jahrhundert einen Fixpunkt auf Dauer findet, der sich auch in den Kollegprogrammen der dreißiger und vierziger Jahre manifestiert. Die beiden Michaelis, Callenberg, Schlichter und Johann Friedrich Stiebritz (1707–1772) bestimmen dabei das altsprachliche Profil.



Tabelle 1

---

 Aus dem sprachlichen Kollegprogramm der Academia Fridericiana Halensis
 

---

Sommersemester 1730	J. H. Michaelis wird ... so Liebhaber sich finden, auch zur Ethiopischen Sprache / und deren rechten pronuntiation, Anweisung geben.
Wintersemester 1730	J. H. Michaelis wird ... denen / welche es verlangen / privatissime Anweisung zur Ethiopischen Sprache geben / oder ein Collegium privatum über unsere libros symbolicos nach Michaelis anfangen.
Wintersemester 1730	Chr. B. Michaelis wird ... samt der Offenbarung Johannis / aus dem Griechischen zu erläutern ihm angelegen seyn lassen; nicht weniger ... zur Syrischen Sprache / und wie die uhralte Syrische / Übersetzung des N. Testaments mit Nutzen zu lesen sey / eine Anleitung geben.
Wintersemester 1730	J. H. Callenberg ... wird auch die Übung in der Rabbinischen Litteratur, welche er kürztlich angefangen / continuiren.
Sommersemester 1731	Chr. B. Michaelis wird ... die fundamenta und paradigmata der Hebr. Sprache / wie auch die distinctiones oder Accente des Hebr. Textes in unterschiedenen Collegiis, beyderley Stücke aber auf eine nicht weniger gründliche als deutliche und leichte Art beyzubringen suchen; und denen / welche in der Wissenschaft derer Orientalischen Sprachen weiter zu kommen Verlangen tragen / im Rabbinischen / Syrischen / und Arabischen / mit besonderm Unterricht gern und willig dienen.
Sommersemester 1731	J. H. Michaelis ... In Philologicis hat er einige erweckte Gemüther zur Wissenschaft der Ethiopischen Sprache unterrichtet / und wird das Syrische Neue Testament denen erklären / welche dazu Lust und Verlangen bezeugen.
Wintersemester 1731	J. H. Michaelis wird ... eine Anweisung zu gründlichem Verstande und nützlichem Gebrauch der Syrischen Übersetzung des Neuen Testaments geben / wenn sich begierige und geschickte Liebhaber finden.
Wintersemester 1731	Chr. B. Michaelis wird ... denen / welche im Chaldäischen oder Syrischen Anleitung verlangen / gern dienen.
Wintersemester 1731	J. H. Callenberg wird ... eine Anleitung geben zu der Arabischen Sprache / und zu dem Rabbinischen und ... die Übung in dem Jüdisch-Teutschen ... continuiren.
Wintersemester 1731	M. Deschner ... welcher seit vielen Jahren her Collegia Gallica & Italica gelesen / ist gesonnen im künftigen halben Jahr folgende Collegia zu halten: 1) Ein Collegium Gallicum Fundamentale ... 4) Ist er willens ... ins Frantzösische übersetzte Comödien zu erklären / alle Regeln aus der Grammaire zu citiren ... als auch in allen seinen andern Collegiis treulich und fleißig im Reden und Schreiben zu unterrichten. Endlich 5) will er auch ein Collegium Italicum Fundamentale eröffnen.

- Wintersemester 1731 C. L. Schlichter ... ist ... gesonnen nebst denen lectionibus privatisimis Styli latini, mit welchen am 17. Octobr. schon der Anfang gemacht / ein collegium graecum über ein gewisses Buch des N. T. zu eröffnen / worin nebst anzuzeigenden emphasi vocum allerley observationes critico-philologico-exegeticae sollen gemacht werden.
- Wintersemester 1733 J. H. Michaelis ... Indessen verspricht er doch, mit Gottes Hülfe, denen, so es verlangen, eine kurtze Anweisung und gründlichen Unterricht von den Hebräischen Accentibus oder distinctionibus nächstens zu ertheilen.
- Sommersemester 1735 Chr. B. Michaelis wird ... privatim aber um 3. Uhr einigen lehrbegierigen und beständigen Zuhörern die Gründe und Paradigmata der Hebräischen Sprache zeigen.
- Sommersemester 1737 J. H. Schulze ... Denen die sich im lateinischen stilo, oder Lesung der alten Griechen üben wollen, wird er nicht entstehen, und sich hierüber näher zu erklären Gelegenheit suchen.
- Wintersemester 1737 Chr. B. Michaelis wird ... ingleichen um 11 Uhr im erstern Viertel-Jahr zum Rabbinischen und Chaldäischen, nach Anleitung des vom Herrn Probst von der Hardt heraus gegebenen Hoseae illustrati; im andern Viertel-Jahr aber zum Syrischen Anweisung geben: auch Montags und Donnerstags um 4 Uhr die Hebräische Grammatic examinando wiederholen.
- Sommersemester 1742 Chr. B. Michaelis wird ... um 10 Uhr in dem erstern Viertel-Jahr das Syrische, in dem letztern aber das Arabische lehren.
- Sommersemester 1744 Chr. B. Michaelis wird ... über das Syrische, nach Anleitung der von ihm ausgegebenen Grammatic lesen, und einige Stücke aus der Syrischen Übersetzung des Neuen Testaments hinzuthun.
- Wintersemester 1744 M. Deschner ... will ... ein Collegium fundamentale Gallicum halten, darinnen er von den Buchstaben und Sylben an, alle Principia auf das deutlichste zu erklären und den Herren Auditoribus in kurtzer Zeit beyzubringen sich bemühen will ... Ist er willens ein Collegium Italicum fundamentale zu halten.
- Sommersemester 1745 Chr. B. Michaelis wird ... die Anfangs-Gründe der Hebräischen Sprache, nach Anleitung der von seinem Sohn vorm Jahr ausgegebenen Grammatic, lehren: auch denejenigen, welche im Syrischen und Arabischen einer Anführung begehren, nicht entstehen.
- Sommersemester 1746 J. H. Callenberg wird ... auch mit einem Unterricht in der Arabischen Sprache dienen.
- Sommersemester 1746 Chr. B. Michaelis wird ... die Anfangs-Gründe der Hebräischen Sprache, nach der vorm Jahr ans Licht getretenen Grammatic seines Sohns; und in einer andern ... Stunde das Syrische, wie auch (wenn sich einige Liebhaber finden werden) das Arabische lehren.
- Sommersemester 1746 J. F. Stiebritz ... wird ... nicht ermangeln die Gründe der Hebräischen Sprache über den Danz, wie auch die accentuation, deutlich, ordentlich und gründlich vorzutragen.

Wintersemester 1747	J. H. Callenberg wird ... eine Unterweisung in der Neugriechischen Sprache ertheilen.
Wintersemester 1747	M. Deschner ist gesonnen ... im künftigen halben Jahr folgende Lectiones zu halten: 1) Ein Collegium Gallicum fundamentale, darinnen er aus der Grammaire des Pepliers (so er vor einigen Jahren selber ausgebessert, und mit vielen nützlichen und nöthigen Regeln vermehret hat) alle principia auf das deutlichste erklären, einen Frantzösischen Auctorem expliciren, und die Herren Auditores fleissig im Reden und Schreiben unterweisen will. 2) Ein Collegium Gallicum, darinnen die ins Frantzösische übersetzte Comödien des Terentii, welche der Lehrende herausgegeben hat, sollen erklärt werden. Bey Erklärung dieses Buches sollen alle Regeln aus der Grammaire gezeiget, die gallicismi und proprietates herausgezogen, wie auch das Reden und nach der neuesten Art gute Frantzösische Briefe zu schreiben treulich gewiesen werden ... 4) Ein Collegium Italicum, darinnen Docens nach erlernten Principiis aus der Grammatica die Veneroni le Aventure di Telemaco, (so er in Wittenberg herausgegeben hat), wie auch le lettere di Bentivoglio zu erklären beschlossen hat.

Die sich an breite Bevölkerungskreise wendenden „Wöchentlichen Hallischen Anzeigen“ bringen diese Kollegofferten zwecks breitspektriger Information in deutscher Sprache; an der Hochschule bildet selbstverständlich das Latein die Unterrichtssprache. Derartige Kenntnisse werden, wenn das Journal Nachrichten über Disputationsleistungen von Ausländern bringt, stets betont. Bei Anton Wilhelm Amo aus Guinea, der im November 1729 unter Vorsitz von Ludewig „De iure Maurorum in Europa“ disputiert, heißt es am 28. November 1729, er habe *„vorhero die Lateinische Sprache zum Grunde geleyet“*. Dem Inder Sulten Giin Achmet bescheinigt die Zeitung am 9. März 1733 seine Polyglottie: *„Es redet derselbe, ausser seiner, auch Europäische Sprachen; Italienisch | Frantzösisch | etwas Lateinisch und Teutsch und suchet collegia in philosophicis und mathesi“*. Meist dem Adel angehörende Absolventen inserieren wegen eines ihre Sprachkenntnisse verbessernden Lehrers oder Reisebegleiters; auf diese Weise werden sprachkundige und finanziell unbemittelte Studenten gelegentlich in die Lage versetzt, eine ihnen sonst unerschwingliche Reise in andere Länder durchführen zu können.

Die in Tabelle 1 aufgeführten Lehrveranstaltungen bilden sowohl hinsichtlich des Personenkreises als auch des Angebotes an diesbezüglichen Unterweisungen eine nur kleine Auswahl; das tatsächliche Spektrum ist deutlich breiter. Sogar türkische Drucke hat man zur Hand und ist in der Lage, türkischsprachigen Unterricht zu erteilen. Letzteren offeriert der Kanzler Ludewig am 16. April 1731 am Ende eines eigenen Aufsatzes: *„Ich erbiere mich selbst zu einem Beytrag zur Erlernung der Türckischen Sprache“*.

Ein arabistisches Anliegen besonderer Art kommt 1729 auf Callenberg und seine Mitarbeiter zu. Die „Wöchentlichen Hallischen Anzeigen“ vom 5. September 1729 melden:

*„Da auch gedachter Herr Professor vor einiger Zeit von etlichen gelehrten Männern in Rußland ersuchet worden / für die im dortigen Reich und in den daran gränzenden Ländern befindliche Muhammedaner etwas von den Christlichen Wahrheiten in Arabischer Sprache drucken zu lassen / und er solches Begehren bey einer gewissen Gelegenheit öffentlich bekannt gemacht / und es Christlichen Personen zu beliebiger Beförderung recommendiret: ist darauf von unterschiedlichen Orten ein so reichlicher Beytrag geschehen / daß Er nicht nur einen hinlänglichen Vorrath von Arabischen Lettern hat anschaffen / sondern auch schon einiges in dieser Sprache hat drucken lassen können . . . Die Exemplare werden gebunden nach Rußland und sonderlich in die von den Russen conquetirte Persische Provintzen geschickt / und unter die dortigen und benachbarten Muhammedaner distribuiret.“*

Auftragsdienste für Rußland zwecks Buchbelieferung an arabischsprachende Minderheiten: das sind ganz neue Gesichtspunkte für die hallesche Orientalistik. Im übrigen tauchen arabische Sätze erstmals 1729 auch in einer gedruckten halleschen Dissertation auf: als Ludwig Christian Vockerodt „De iure circa Christianos Muhammedico“ unter Callenbergschem Vorsitz disputiert, werden die Lateinischen Ausführungen bei Drucklegung der Arbeit mit arabischen Passagen ergänzt [4]. Diese auch im Ausland zunehmende Anerkennung der halleschen Orientalistik hat eine lange Vorgeschichte, auf welche besonders Callenberg in seinen diesbezüglichen Publikationen eingegangen ist.

### **Zur Vorgeschichte der orientalistischen Studien in Halle**

Als Johann Heinrich Callenberg im Jahre 1745 in den „Wöchentlichen Hallischen Anzeigen“ den mehrere Fortsetzungen umfassenden Bericht „Hertzog Ernsts zu Sachsen, des Frommen, Versuch wegen einer Mission nach Habessinien“ vorlegt, besteht für den Autor eine klare Verbindungslinie zwischen den Orientalisten des 17. Jahrhunderts wie dem Lübecker Peter Heyling (um 1600–1652), dem Erfurter Hiob Ludolf (1624–1704) und Johann Michael Wansleb (1635–1680) auf der einen und August Hermann Francke auf der anderen Seite: Die sprachwissenschaftlichen und forschenden Aktivitäten von Wansleb und Ludolf hätten durch Ernst den Frommen (1601–1675) in Gotha ihre entscheidende Stimulation erhalten, und dieser sächsisch-thüringische Herzog sei es schließlich auch gewesen, der 1666 Franckes Vater als Hofrat in seine Residenz berufen habe, wodurch August Hermann Francke bereits als Knabe Gelegenheit erhielt, von Ludolf Inspirationen für das Studium der morgenländischen Sprachen zu empfangen. *„Gegen das Ende seines Lebens empfahl er ihm mit beweglichen Ausdrücken die Nachfolge in seinen vorbeschriebenen Bemühungen“*: für Callenberg ist diese Korrespondenz des am 8. April 1704 verstorbenen Ludolf mit dem inzwischen in Halle lehrenden Francke der sich gleichsam schließende Kreis, zumal letzterer wenige Monate später daran geht, die ostindische Mission in Tranquebar aufzubauen. Die Callenbergsche Darstellung mag etwas vereinfachen, entbehrt aber nicht einer gewissen Grundlage. Die Frühgeschichte der Hochschulorientalistik muß aber wohl schon im 16. Jahrhundert mit den Reiseberichten polyglotter Wissenschaftler beginnen, welche die Aufmerksamkeit der Hochschulen verstärkt auf den arabischen Raum richten. Hier ist vor allem Pierre Belon – Bellonius (1517–1564) zu nennen, der Freund und Interessens-

partner von Valerius Cordus (1515–1544) in dessen Wittenberger Lehr- und Forschungsperiode. Der aus La Soulletière près Oizé (Mans) gebürtige Belon legt 1553 die „Observations de plusieurs singularitez et choses mémorables trouvées en Grèce, Asie, Indée, Egypte, Arabie et autres pays estrangés, redigées en trois livres“ vor, die Charles L’Ecluse-Clusius (1526–1609) später ins Lateinische überträgt [7, 8]: für die vielen Interessenten ist es wohl leichter gewesen, dem lateinischen Text zu folgen; Belon initiiert damit ein neues, allerdings zunächst nur auf die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse im arabischen Raum ausgerichtetes Engagement, bei dem es noch nicht so sehr um Sprachkenntnisse geht. Letztere hat aber der bereits erwähnte Niclas Clenard im Projekt, als er nach einem in Salamanca wahrgenommenen Lehramt in die Heimat zurückkehrt und um die Einführung des Arabischen in das Hochschulprogramm in Löwen bemüht ist. Clenards Biograph Callenberg vermerkt:

*„Er hatte also fest beschlossen, so bald er würde in sein Vaterland, Löwen: welchen Ort er zu seiner vorhabenden Anstalt bequemer, als Salamanca hielt: zurück gekommen seyn, nebst dem studio theologico, den ersten Professor der Arabischen Sprache, um diese fortzupflantzen, abzugeben: und nach angeschafften Arabischen Lettern, durch Schriften einen solchen Grund zur Erlernung dieser Sprache zu legen, daß die Leute künftighin die Arabischen Medicos so leicht als die Griechischen, möchten lesen können; ob er gleich nicht so wohl auf die Artzeneykunst: als auf eine genauere Erforschung der heiligen Schrift, sein Absehen gerichtet hatte“ [5].*

Clenards Tod im Jahre 1542 vereitelt die Durchsetzung seiner arabistischen Bemühungen. Die morgenländischen Reiseberichte der folgenden Generationen sind stets lateinisch, französisch oder deutsch gehalten, die Propagierung des Sprachstudiums fehlt, wenn man sich auf diese Weise ausreichend informieren kann. Der Arzt-Botaniker Leonhard Rauwolf (gest. 1596), Studiosus Vitebergensis von 1556, veröffentlicht 1582/1583 seine „Aigentliche Raiss . . . in die Morgenländer“, die Frucht einer 1573 angetretenen großen Studienfahrt, von der er mit viel Neuem für Medizin und Pharmazie zurückkehrt. Die „Libri quatuor de Medicina Aegyptiorum“ des Prospero Alpino (1553–1617) halten ebenso für die Fachwelt bestimmte Erfahrungen fest wie die erst nach seinem Tode publizierten Mitteilungen (1627 „De plantis exoticis“ und 1640 „De plantis Aegypti“). Der Franzose Michel Baudier legt 1624 einen vielgelesenen Bericht über das Großreich von Murad IV. vor [1]. Ein Vierteljahrhundert nach den Rauwolf-schen Mitteilungen kommt in Leipzig die „Persianische Reisebeschreibung“ aus der Feder von Georg Tectander heraus, der als Delegationssekretär an einer durch Rudolph II. veranlaßten Expedition teilgenommen hatte und nun dem Leser über ein in Zentraleuropa fast unbekanntes Land berichtet. Von Straßburg aus macht 1612 Joachim Breuning von und zu Buochenbach (um 1552–1616) die Ergebnisse seiner „Orientalischen Reiß“ bekannt. Der in Venedig und Padua lehrende Johann Vesling (1598–1649) aus Minden weilt zwecks botanischer Studien in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts in arabischen Ländern; etwa zeitgleich hierzu erfolgt die im Auftrag von Friedrich III. (1597–1659) von Holstein-Gottorp unternommene Persien-Expedition. Als Sekretär des Delegationsleiters Crusius fungiert Adam Olearius (um 1600–1671) aus Aschersleben, der eine „Persianische Reisebeschreibung“ liefert [28]. Französische Autoren lenken

wenig später mit ihren Veröffentlichungen erneut den Blick auf Kultur und Wissenschaft im osmanischen Imperium [15, 20]; fasziniert zeigen sich alle Autoren, soweit sie Mediziner sind, vom Drogenschatz der arabischen Welt. Genannt wird gelegentlich dabei auch der Name von Hakim Sharf-ul-Din Hasan, der während der Herrschaftszeit von Schah Abbas Savifi in Persien wirkt und mit der Tibb-e- Shifai eine Pharmakopoe zusammenstellt, welche die Basis für die 1681 in Paris edierte Pharmacopoea Persica des Karmeliterpriors Frère Ange de Saint-Joseph (1636–1697) bildet [30].

Zu diesem Zeitpunkt hat aber bereits die sprachforscherische Tätigkeit des von missionaristischen Gedankengängen geprägten Personenkreises eingesetzt, den Callenberg 1745 in seinem „Versuch wegen einer Mission nach Habessinien“ nominiert. Peter Heyling, ein Schüler von Hugo de Groot-Grotius (1583–1645), erlernt 1632 in Ägypten die arabische Sprache und geht im Anschluß nach Äthiopien, wo er 1647 in der Landessprache so perfektioniert ist, daß er das Johannesevangelium übersetzen kann. Sein Tod im Jahre 1652 verhindert die allgemeine Nutzung dieses Sprachwissens in der Heimat, doch setzt nun zur Jahrhundertmitte das Werk von Hiob Ludolf ein, der 1649 in Rom zu in der Folge nicht mehr abreißenden Kontakten mit dem äthiopischen Abt Gregorius kommt. Das ist der Anfang einer sprachforscherischen Aktivität Ludolfs, welche in die Kodifizierung der amharischen und der äthiopischen Sprache ausmündet. Damit sind die Voraussetzungen für ein entsprechendes Studium auf breiterer Basis gegeben. Hoffnungen dieser Art setzt man auch auf den Erfurter Johann Michael Wansleb: Callenberg überliefert eine Programmschrift, wonach Wansleb sich anbot *„Befehl und Instruction auf und anzunehmen, und denselben zu folgen: auch heute oder morgen auf einer hohen Schule solche Sprachen zu lehren“*. Der äthiopischen Reise Wanslebs von 1658 folgt eine 1663 im Auftrage von Ernst dem Frommen von Sachsen-Gotha unternommene Fahrt, doch ist deren Ausgang für die erstrebte Sache wenig glücklich, denn Wansleb tritt später zum Katholizismus über und beschließt sein Leben auf einer Pfarre in der französischen Provinz. Unbeschadet dieses Mißerfolgs fixiert die diesbezügliche Sprachforschung aber durch Hiob Ludolf ihren Platz; den Weg von Ludolf zu Francke und dessen hallescher Professur für orientalische Sprachen zeigt Callenberg in seiner Studie auf. Als August Hermann Francke 1698 diese Professur gegen die theologische eintauscht, macht er damit Platz für Johann Heinrich Michaelis. Diese Phase im Leben von Johann Heinrich Michaelis schildert der hallesche Chronist Dreyhaupt:

*„Als 1694 die Universität würcklich inauguriert wurde, gieng er wieder dahin, und hielt im Griechischen, Hebräischen und Chaldäischen einer Zahlreichen Menge Zuhörer Collegia, disputirte unter Francken . . . und erhielt die Magister-Würde. Es begab sich aber daß der berühmte Hiob Ludolf 1697 durch Halle reisete, ihn kennen lernet, und ihn zu sich invitirte, um ihm in der Aethiopischen und Amharischen Sprache Unterricht zu geben . . . Er folgte diesem Ruff . . . und brachte es in kurzem durch dessen Anweisung dahin, daß er selbigen, der eben damahls seine äthiopische Grammatic und Lexicon vermehrt, nebst einem Amharischen Lexico und Grammatic heraus geben wolte, bey dieser Arbeit hülffliche Hand leisten konte. Es würde ihn auch Ludolf nicht von sich gelassen haben, wann nicht Francke die theologische Profession erhalten, und*

*Michaelis an dessen Stelle zum Professore Orientalium Linguarum nach Halle beruffen worden“ [10].*

Als Johann Heinrich Michaelis 1699 endgültig nach Halle kommt, haben hier die morgenländischen Sprachen dank Francke und der durch Christoph Cellarius wahrgenommenen Fachgebiete von Ägyptologie und Syrologie bereits einen guten Klang. Dem orientalistisch ausgerichteten Studiosus stehen entsprechende Bücher und Handschriften in genügender Zahl zur Verfügung; auf der Basis der Fachliteratur sind die zur Ausbildung bestimmten Lehrer hochqualifiziert. Ein Manko gilt es allerdings noch zu überwinden und eine Lücke zu schließen, die später Johann Ludwig Schulze (1734–1799) zu charakterisieren sucht, wenn er in den „Wöchentlichen Hallischen Anzeigen“ vom 27. Juli 1789 schreibt:

*„Es kan jemand des im Druck gewöhnlichen Characters völlig kundig seyn, und doch eine Handschrift sehr unleserlich finden, wenn er nicht das Eigenthümliche derselben studirt hat. Es gehet ihm vielleicht wie dem, der sein Arabisches blos aus Büchern, – und dies ist doch gewöhnlich der Fall – gelernt hat, und nachher einen gebohrnen Araber, oder einen der sich lange unter dieser Nation aufgehalten hat, sprechen hört. So wenig als das Arabische, wie es im gemeinen Leben geredet wird, mit der sogenannten Büchersprache übereinkommt, so wenig stimmen die in Handschriften vorkommende Züge mit den im Druck gewöhnlichen Typen überein“ [27].*

Der Schließung dieser Lücke im halleschen Ausbildungssystem hat ein 1702 eingerichtetes Collegium Orientale unter Mitwirkung von Sprachmeistern gedient, die man eigens hierfür aus Aleppo und Damaskus verpflichtet.

### **Collegium Orientale Halense**

Das sich ab 1702 etablierende Collegium Orientale Halense hat primär die Aufgabe, für die sprachliche Universalität des theologischen Hochschulnachwuchses Sorge zu tragen. Die meisten der hier aufgenommenen Absolventen besitzen zunächst keinerlei Vorbildung; selbst unter denen, die bereits etwas mit der Materie vertraut sind, gibt es kaum einen, der die arabische Sprache voll beherrscht [14]. Das soll nun anders werden: unter Hilfestellung von Hiob Ludolf verpflichtet man den aus Damaskus stammenden Jesuitenschüler Salomon Negri (um 1665–1729) der zuvor in Paris, Clermont und London gewirkt hatte. Ein zweiter Pädagoge findet Einsatz, als Carolus Rali (Rabi) Dadichi (alias Dadrissi) aus Aleppo einem Ruf nach Halle Folge leistet. Die Bezahlung dieser beiden Sprachmeister erfolgt aus dem Waisenhausfonds und nicht aus Universitätsmitteln, die Subventionierung bedürftiger Schüler aus Dotationen von Karl Hildebrand von Canstein (1667–1719). Callenberg notiert später über die Anfänge des Collegium Orientale und das weitere Schicksal der nur einige Jahre in der Saalestadt weilenden arabischen Sprachlehrer:

*„Wie von dem sel. Franckens zwey gelehrte Orientaler, Salomon Negri aus Damascus, und Carolus Rali Dadrissi aus Antiochien hier eine zeitlang unterhalten worden, um einige Studiosos in der Arabischen Sprache zu unterweisen. Beyde haben sich nachhero mehrere Jahre, bis an ihren Tod, in London aufgehalten; da der erste, mit Beyhülfe einer dortigen Societät, das neue Testament und den Psalter in Arabischer Sprache edirt hat; deren Exemplare an die armen Christen*

*im Türckischen Reich, und in andern orientalischen Ländern, verschenket werden; der andere aber die Stelle eines königlichen Dolmetschers bekleidet hat“ [3].*

Dreyhaupt nennt Christian Benedikt Michaelis als Schüler von Salomon Negri, der *„täglich zwey Stunden Unterricht geben mußte, daher er auch solche Sprache perfect inne hat“* [10]. Der Schüler kann Lehraufgaben übernehmen; der 1715 zum Collegium Orientale stoßende Johann Gottfried Lakemacher aus Osterwieck zählt sich zu den Schülern sowohl von Negri als auch der beiden Michaelis, 1719 hört er außerdem noch bei Carolus Dadrissi [2]. Als Lakemacher 1721 eine Privatdozentur in Helmstedt übernimmt und ab 1724 dort eine Sprachprofessur bekleidet, stehen Projekte wie eine Koranedition in lateinischer Version und ein arabisches Lexikon über die im Koran vorkommenden Wörter auf seinem Programm, das infolge des frühen Todes dieses halleschen Absolventen aber nicht realisiert wurde.

Es sind nicht nur zukünftige Theologen und Philologen, die in den Kollegs von Negri und Dadrissi sitzen: der vielseitige Mediziner Johann Heinrich Schulze und der durch seine sibirische Forschungsreise bekannte Arzt Daniel Gottlieb Messerschmid (1685–1735) sind zwei der prominenten Jünger der Heilkunde, die sich später gern auf den Besuch des Collegium Orientale berufen [16–19]. Dreyhaupt bemerkt diesbezüglich zum Werdegang von Schulze: *„Ao.1701 ereignete sich auch eine Gelegenheit, daß der junge Schultze das Arabische aus dem Fundament erlernen konte, indem ein geschickter und rechtschaffener Mann Salomon Negri, ein geborner Araber von Damasco bürtig nach Halle kam, und ihm auf Kosten des Baron von Cansteins, sechs Knaben aus dem Waysenhouse untergeben wurden, sie die Arabische Sprache zu lehren, unter welchen Schultze auch mit war, der sich den gantzen Tag mit dieser Sprache beschäftigte, und nicht allein den Unterricht aufmercksam anhörete, sondern auch in den übrigen Stunden sich im Schreiben und andern dergleichen übte . . . Nach Negri Abschied trieb er diese Uebung ferner unter der Aufsicht und Anleitung des Professoris Christian Benedict Michaelis, perfectionirte sich in dieser Sprache, so wie in der Griechischen“* [10]. Die letztere Qualifikation gibt dem als Medizinhistoriker besonders hervorgetretenen Schulze die Voraussetzung, die Plutarchschen Lebensbeschreibungen aus dem Griechischen ins Deutsche zu übertragen, worüber sein Schüler Michael Gottlob Agnethler (1719–1752) in den „Wöchentlichen Halleschen Anzeigen“ vom 29. August 1746 festhält: *„Acht und zwanzig Jahre sind bereits verflossen, da der sel. Hr. Prof. Schulze, an hiesigem Orte, auf Veranlassung des Besitzers der damaligen neuen Buchhandlung, den Anfang gemacht, diese Lebensbeschreibungen aus dem Griechischen ins Teutsche zu übersetzen, und weil er bemercket, daß dieses Buch sonderlich in Franckreich sehr hoch geschätzt worden, und ihm wenigstens acht verschiedene Ausgaben in dieser Sprache zu Gesicht gekommen . . . so hat er sich so viel eher darzu bereden lassen.“*

Schüler von Christian Benedikt Michaelis ist auch Sigmund Jakob Baumgarten (1706–1758), von dem Dreyhaupt vermerkt, er habe sich bei seinem Lehrer im Chaldäischen, Syrischen, Arabischen und Äthiopischen perfektioniert. Über Johann David Michaelis (1717–1791), den ältesten Sohn des halleschen Orientalisten, heißt es an gleicher Stelle, neben dem Vater seien u. a. auch Schulze, Baumgarten und Ludewig zu den Lehrern auf einem Werdegang zu zählen, der



zum Göttinger Ordinariat führt. Baumgarten und Christian Benedikt Michaelis sind außerdem die Lehrer von Johann Friedrich Stiebritz, während sich der Arzt-Orientalist Johann Jakob Reiske (1716–1774) vorwiegend auf letzteren beruft. Sowohl Schulze als auch Reiske nutzen jedenfalls ihr im Collegium Orientale erworbenes Wissen auch im Dienste der Ars medica. Darüber hinaus berühren ihre Aktivitäten viele Wissensgebiete: Schulze identifiziert die in kufischen Lettern gehaltene Inschrift am Krönungsornat von Friedrich II. [22], Reiske macht den deutschen Leser u. a. mit der arabischen Dichtkunst bekannt [29]. Schulzes Lehrer Hoffmann hat die gräzistischen und arabistischen Arbeiten des Schülers und späteren Fakultätskollegen stets mit Sympathie verfolgt, fühlte er sich doch selbst der klassischen Medizin zutiefst verbunden und identifizierte sein mechanomorphes Denkmodell mit Vorstellungen, die in Hippokrates einen frühen Iatromechaniker sahen [21].

Die halleschen Inspirationen von Salomon Negri wirken noch lange nach. Der 1727 die „Prima rudimenta linguae Arabicae“ edierende Callenberg bringt zur gleichen Zeit die „Colloquia Arabica idiomatis vulgaris, sub ductu b. Sal. Negri olim composuit“ und 1729 den „Catechismus Lutheri minor Arabice, quem olim sub ductu b. Sal. Negri Damasceni, in hanc linguam transtulit“ heraus und damit mehrere Beiträge, die bereits im Titel die sprachwissenschaftliche Leitposition von Negri deutlich werden lassen. Zu Beginn der vierziger Jahre stehen dem halleschen Arbeitskreis auch syrische Lettern zur Verfügung, die Christian Benedikt Michaelis für sein Buch „Syriasmus, id est, Grammatica linguae Syriacae“ benötigt, über das eine Rezension vom 22. Mai 1741 in den „Wöchentlichen Hallischen Anzeigen“ festhält:

*„Bemeldtes Werck bestehet aus drey Büchern, in deren erstem die vier Hauptstücke des Lesens und Schreibens, die mitlautende und Laut-Buchstaben, die Unterscheidungs-Zeichen, und der Ton derer Worte, in eben so viel Capiteln; in dem andern aber die Flexion derer Verborum, Nominum und Particularum, in drey Capiteln; und in dem dritten die Zusammentügung dieser Wörter, oder der besondere Redens-Arten derer Syrer, gleichfalls in drey Capiteln erkläret; alle Stücke aber in bestmöglichster Ordnung vorgestellet, und mit nöthigen Exempeln aus den Syrischen Übersetzungen des A. und N. Testaments bestätigt werden.“*

Geht es in diesem Falle um das Unterrichtsmaterial, so heißt es über die in Halle gedruckten arabisch- bzw. syrischsprachigen theologischen Propagandatraktate, sie seien „auf mancherley Weise“ in den Orient expediert und dort verteilt worden.

Über die höchst bescheidenen Resultate ihres missionaristischen Engagements dürften sich die halleschen Orientalisten um Callenberg und Michaelis allerdings wohl bald keinen Illusionen mehr hingegeben haben; im osmanischen Großreich war dem Islam mit derartigen Traktaten nicht beizukommen. Dessen mit einer erstaunlichen Toleranz gegenüber Andersgläubigen der okkupierten Territorien verbundene Stabilität konnte man ohnehin den Reiseberichten dieser Zeit entnehmen, darunter der „Tableau général de l’empire ottoman“ aus der Feder von Muradgea d’Ohsson (gest. 1807), einem Mitarbeiter der schwedischen Botschaft in Konstantinopel [9]. Berichte dieser Art enthielten nicht selten Details über

das Gesundheitswesen in den arabischen Ländern und mußten zwangsläufig für die zentraleuropäische Ärzteschaft interessant sein, die in ihren häufig von Epidemien heimgesuchten Ländern mit Erstaunen registrieren konnten, daß man zumindest mit den Pocken im osmanischen Herrschaftsbereich fertig zu werden gelernt hatte [12]. Bei den allmählich durchsickernden Informationen über die gängigen Pockenschutzmaßnahmen spielen die Berichte der Lady Wortley Montagu, der Gattin des englischen Gesandten bei der Hohen Pforte, eine nicht unwichtige Rolle: von Edirne aus berichtet sie am 1. April 1717 an ihre Londoner Freundin Sarah Chiswell über die Variolisation, die prophylaktische Impfung mittels Einbringung von Pockenpustelsubstanz [24]. Ihren eigenen Sohn läßt Lady Wortley Montagu im Januar 1721 impfen: das ist die erste bei einem Nicht-Osmanen vorgenommene Schutzmaßnahme. Im Sommer des gleichen Jahres ist es der im nordungarischen Eperies niedergelassene Arzt Johann Adam Raymann (1690–1770), der die Variolisation bei seiner pockengefährdeten Tochter anwendet; wahrscheinlich haben ihm durchreisende Kaufleute aus Konstantinopel von dem Verfahren berichtet. Die frühe europäische Literatur über eine derartige Pockenprophylaxe geht im folgenden von polyglotten Ärzten sowie von Besuchern der Hohen Pforte aus, darunter der griechische Arzt Emmanuel Timoni (gest. 1721) und der französische Orientreisende Aubry de la Motraye (1674–1743). In dieser Beziehung leistete die arabische Medizin, der das Abendland ohnehin wesentliche Bereicherung auf vielen Sektoren verdankte [23, 25, 26], einen bedeutsamen Beitrag im Rahmen der Epidemiebekämpfung.

Die vordergründige Ausrichtung auf die morgenländischen Sprachen in der Gründungsperiode der Academia Fridericana Halensis sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch andere Sprachrichtungen und -forschungen – auf die in den slawischen Sprachen gehaltene Literatur dieser Ära wurde bereits verwiesen [31] – ihren festen Platz hatten. Eine Reihe von Hochschullehrern betätigt sich oft als Übersetzer: es mangelt in Halle nicht an einem umfangreichen Buchangebot, das die Literatur anderer Länder einschließt.

Tabelle 2

---

Buchhofferten über fremdsprachige bzw. übersetzte Werke in den „Wöchentlichen Hallischen Anzeigen“

---

30. Januar 1730	Es hat Hr. Joh. Heinr. Grischow / den zehenden Theil der von berühmten Engländer Bingham in Englischer Sprache verfasten / von ihm aber ins Lateinische übersetzten Alterthüme oder Gebräuche und Gewohnheiten der Christen in den erstern seculis im Druck herausgegeben: und damit das gantze Werck absolviret.
25. Dezember 1730	Es ist vor weniger Zeit alhier zum Behuff des Seminarii Lithuanici ein kleines Litthauisches Dictionaire nebst einer kurtzem Grammatic gedruckt worden / und im Waysenhaus-Buchladen zu finden.
25. Dezember 1730	In Joh. Ernst Fritschens Verlag ist herausgekommen Matthiae Belii Institutiones Linguae Germanicae in gratiam omnium eorum quicunque linguam hanc utilissimam ex fundamento addiscere cupiunt, editae, atque nunc denuo recusae.

30. April 1731 Anton Wilhelm Böhmens sämtliche erbauliche Schriften / anfänglich einzeln / nun mehr aber zusammen / theils in Teutscher / theils in Englischer Sprache / aus welcher sie mit Fleiß ins Teutsche übersetzt worden.
27. August 1731 Es hat ohnlängst Hr. Vockerodt / Coll. Paedag. Regii auf dem hiesigen Waysenhouse / eine Schrift ediret / unter dem Titul: Meditazione sopra l'abbondanza de' doni dello Spirito santo. Welches derselbe aus dem teutschen Original des sel. Hrn. August Hermann Franckens ins Italiänische übersetzt; bestehet aus 3 Bogen / ist zu haben auf dem Waysenhouse.
27. August 1731 Hr. Johann Christian Nehring / Past. zu Morl bey Halle / hat folgende Bücher zum Druck fertig ... Collectanea Physico-Chymica selecta theils Teutsch / theils Lateinisch / Hebräisch und Griechisch. 9. Bände.
19. November 1731 Die Religion eines Medici aus dem Frantzösischen ins Teutsche übersetzt. 8. 1731. à 2 Gr.
19. November 1731 Es wird hiermit nochmals nachrichtlich vermeldet / daß der Auctionarius Hr. Joh. Samuel Schneider seine Bibliothec von allen Facultäten und vielen Sprachen / als Frantzösische / Ital. Engl. Holl. Schwedische / Liefländische / Wendische / Böhmische / Ungarische / Polnische / Moscowitische / und Coptische und andern mehr / sonderlich auserlesen Historischen / denen Liebhabern bey denen langen Abenden offeriret zum Durchlesen / was einer davon verlänget / wofür ihme bey Versicherung wöchentlich 1 Gr. gegeben wird.
16. Mai 1735 Prof. Callenberg hat aus der vom Pocokio, einem Engländer, gefertigten Arabischen Version des bekannten Grotianischen Buchs, welches von der Wahrheit der Christlichen Religion handelt, a part edirt ... Die meisten Exemplare von diesen Piècen werden bey gewissen Gelegenheiten in die Orientalische Länder verschickt, und unter die dortigen Juden distribuirt.
11. März 1737 Vom Professor Callenberg ist folgendes edirt worden: (1) Exoticarum linguarum usu & praesidia; specimen exhibet, evangelisque missionariis dicat ... Das ... lateinische Tractätgen ist den evangelischen Missionarien in den andern Welttheilen zur Nachricht aufgesetzt; und wird darin gemeldet, was in selbigen Ländern für Sprachen geredet werden, und was bis anhero für Bücher, so zu Erlernung solcher Sprachen ... in denselben, dienen, ans Licht gegeben worden.
20. März 1737 Hierdurch wird ... bekannt gemacht, daß hinführo in Berlin bey dem Königl. Preußischen privilegirten Bücher-Auctions-Commisario, Hrn. Hermann Christian Degnern, allerhand Gattungen gebundener Bücher, in allen Facultäten, Sprachen und Wissenschaften ... für einen civilen Preiß zu bekommen seyn.
30. September 1737 Prof. Callenberg hat im Druck heraus gegeben: 1) Specimen Bibliothecae Arabicae, qua libri, arabice editi, recensentur ...

5. Februar  
1742 Callenberg: Colloquia Arabica idiomatis vulgaris, partic. II & III. Subiecta est versio Germanica. 8.
8. Oktober  
1742 Herrn Peter Roqv'es Gestalt eines evangelischen Lehrers zweiter Theil aus dem Frantzösischen übersetzt von Friedr. Eberh. Rambach Diac. zur Lieben Frauen in Halle 8. bey Joh. Andr. Bauern.
13. April  
1744 Bey dem Buchhändler I. S. Heinsius, in Leipzig, ist nunmehr fertig, und zu haben, der erste Band des grossen und vollständigen Geographischen und Critischen Lexici, . . . aus dem Frantzösischen des berühmten Geographi Mons. Bruzen la Martiniere ins Teutsche übersetzt, vermehret und verbessert, mit einer Vorrede von Christian Wolfen, Königl. Preußl. Geheimten Rath, und Cantzlern der Universität Halle ec. in Median-Folio.
20. April  
1744 Das Verlangen der Freunde von der ins Teutsche übersetzten Holbergischen Reichshistorie von Dännemark wird nunmehr befriediget. Der dritte und letzte Theil derselben ist abgedruckt, und mit demselben zugleich ein vollständiges Register über alle drey Theile.
4. Mai  
1744 Von der allgemeinen Weltgeschichte, die unter der Aufsicht Sr. Hochwürden des Hrn. D. Baumgarten alhier aus dem Englischen übersetzt worden, ist der erste Theil nunmehr bey dem Verleger Johann Justinus Gebauer abgedruckt, und wird nunmehr ausgeliefert werden.
20. Juli  
1744 de la Riviere (D.) Urin-Spiegel, aus dem Frantzösischen übersetzt, 8v. 1744.
7. Juni  
1745 Indianische Geschichte und Fabeln des Bidpai und Lockmann, aus dem Türkischen ins Teutsche übersetzt, m. K. 8v. 10gr.
11. Oktober  
1745 Es wird hiermit bekannt gemacht, daß der Hr. D. Kühn, Prof. Math. zu Dantzig, seine Abhandlung von dem Ursprung der Quellen ec. . . zu Bordeaux . . . 1741 zugleich Lateinisch und Frantzösisch herausgekommen, unlängst in die Teutsche Sprache übersetzt hat.

---

Mit dem Tode von Johann Heinrich Callenberg (1760) und dem Ableben von Christian Benedikt Michaelis (1764) endet zunächst die erste große Etappe der halleschen Orientalistik. Zugleich klingt auch die Phase einer breitspektrig gehaltenen Information über ihr Anliegen ab. Nur selten liest man jetzt noch in den „Wöchentlichen Hallischen Anzeigen“ Aufsätze dieser Art, wie sie zwischen 1730 und 1750 in Kontinuität erschienen; die Arabistik zieht sich, wenn man die lokalen Zeitungsnachrichten zum Kriterium wählt, auf die Fachgremien zurück. Freilich bleiben die morgenländischen Sprachen ebenso auf dem Hochschulprogramm wie andere Sprachdisziplinen; nächst Johann Ludwig Schulze fühlen sich der ab 1779 vortragende theologische Extraordinarius Heinrich Ernst Güte (1754 bis 1805), Theodor Friedrich Stange (1742–1831), Daniel Friedrich Günther Wahl (1760–1834), Johann Christian (Christoph) Rüdiger (1751–1822) und Johann Snetlage für die Ausbildungsmodalitäten zuständig und kündigen regelmäßig ihre

Kollegs an. Der Unterricht in Italienisch, Spanisch und Englisch wird von Sprachmeistern wahrgenommen, deren Namen – Angeli, Blanchot, Boselli, Suchard, Taust, Wölfel – wiederholt in den entsprechenden Offerten erscheinen.

Tabelle 3

Aus dem sprachlichen Kollegprogramm der Academia Fridericiana Halensis in den Jahren 1785 bis 1790

Sommersemester 1785	H. E. Güte wird . . . über die Anfangsgründe der hebräischen Sprache Vorlesungen halten. Zu den beyden letzten Vorlesungen sind die drey ersten Tage der Woche bestimmt.
Sommersemester 1785	J. C. C. Rüdiger . . . erbiethet sich zu einer Vorlesung über die Geschichte der Sprachen . . . In den neuern europäischen Sprachen geben Unterricht: 1) im Französischen die Herren Angeli, Blanchot, Boselli, Taust und Wölfel. 2) Im Englischen, Italienischen und Spanischen Herr Boselli.
Wintersemester 1785	In den neuern europäischen Sprachen geben Unterricht: 1) im Französischen die Herren Blanchot, Boselli, Taust, Wölfel und Suchard. 2) Im Englischen Hr. Suchard, und im Italienischen und Spanischen Herr Boselli.
Sommersemester 1788	J. L. Schulze: . . . Die Liebhaber des Syrischen werden ersucht, sich bey ihm zu melden. H. E. Güte . . . wird die Anfangsgründe der hebräischen Sprache nach seinem eignen Lehrbuch vortragen.
Wintersemester 1788	J. L. Schulze wird . . . das Arabische wieder vortragen, oder, wenn mehrere dazu geneigt wären, das Syrische. Wahl . . . wird folgende Vorlesungen halten: 1) publice ein Fundamentale der arabischen Sprache . . . 3) privatim die Geschichte der alten, besonders der morgenländischen Sprachen und Litteratur. Rüdiger . . . erzählt die Geschichte der Sprachen und Mundarten, Zeichen und Buchstaben alter und neuer Zeit, nach seinem Grundriß.
Wintersemester 1788	In den neuern europäischen Sprachen geben Unterricht: 1) im Französischen die Herren Blanchot, Donday, Boselli, Taust, Wölfel; 2) Im Englischen, Italiänischen und Spanischen Herr Boselli.
Sommersemester 1789	Der neue Professor der Kirchengeschichte und der morgenländischen Sprachen, Herr Stange, welcher bisher Director des Gymnasiums zu Hamm gewesen ist, wird bald nach Ostern sein Amt mit einer öffentlichen Rede antreten und in der dazu gefertigten Einladungsschrift seine Vorlesungen, die er den Sommer über halten wird, anzeigen.
Sommersemester 1789	F. G. Wahl wird . . . hor. 10 Mittwochs und Sonnabends Fundamentale der Englischen Sprache lehren.
Sommersemester 1789	J. Chr. W. Juncker wird . . . die bisherigen Repetirübungen in lateinischer Sprache von 3 bis 4 Uhr in den Sonnabendsstunden fortsetzen.

- Sommersemester 1789 Herr D. Schulze wird ... die Anfangsgründe der hebräischen Sprache nach seinem eignen Lehrbuch um 5 Uhr Abends erläutern und analytische Uebungen mit der Theorie verbinden.
- Wintersemester 1789 Th. F. Stange ... erbiertet sich privatim die Anfangsgründe einer oder der andern morgenländischen Sprache zu lehren.
- Wintersemester 1789 D. F. G. Wahl wird vortragen: Mittwochs und Sonnabends publice Anfangsgründe der syrischen Sprache nach des Hrn. Prof. Adler in Kopenhagen Brev. Ling. Syr. institut Alton. 1784. 8. 4 Bogen, woran sich auch eine kleine syrische Chrestomathie befindet. Alle Tage privatim Fundamentale der hebräischen Sprache mit analytischer Lectür des Buches Esther; Montags, Mittwochs und Freitags über Shakespeare oder einen andern beliebigen classischen Autor der englischen Litteratur; Dienstags, Donnerstags und Sonnabends italienische Sprachlehre.
- Wintersemester 1789 J. Snetlage wird ... halten ... das Europäische Völkerrecht in französischer Sprache nach Neyrons Lehrbuch von 5 bis 6 Uhr Nachmittags.
- Wintersemester 1789 Herr D. Schulze denkt ... öffentlich ... eine cursorische Erläuterung der medicinischen Kunstwörter, vorzüglich für solche vorzutragen, die nicht Ärzte sind.
- Sommersemester 1790 Th. F. Stange ... erbiertet ... sich privatim zu Vorlesungen über die Anfangsgründe der hebräischen Sprache.
- Sommersemester 1790 D. F. G. Wahl wird vortragen: publice Mittwochs um 9 Uhr Anfangsgründe der Koptischen Sprache, ... außerdem erbiertet er seine Dienste in Hinsicht auf den Vortrag mehrerer Sprachen, dergleichen außer dem Morgenländischen unter unseren neuern Abendländischen die Italienische, Spanische, Portugiesische, Holländische, Englische, Dänische, Schwedische, Russische.
- Wintersemester 1790 J. L. Schulze wird ... die Arabische Sprache lehren, wenn sich eine bequeme Stunde dazu findet.
- Wintersemester 1790 D. F. G. Wahl wird ... publice Geschichte der vornehmsten Sprachen und Schriftweisen der alten und neuen Welt, nach Anleitung seines Buchs: Allgemeine Geschichte der Sprachen und Litteratur. Leipzig 1784. 8v.; ... privatim über die Psalmen nach Leitfaden der Knapischen Uebersetzung; die deutschen Alterthümer nach Hummels Compendium Nürnberg 1788; die Anfangsgründe der englischen Sprache.
- Wintersemester 1790 In den neuern europäischen Sprachen geben Unterricht: 1) im Französischen die Herren Blanchot, Donday, Boselli, Taust, Wölfel; 2) im Englischen, Italiänischen, und Spanischen Herr Boselli.
-

## Ärzte als Übersetzer

Ein Sonderkapitel zum Thema der Sprachwissenschaften an der Academia Fridericiana ist der bislang wenig beachtete und bearbeitete Einsatz halleischer Mediziner im Rahmen von Fachbuchübersetzungen. Kein Geringerer als Christian Thomasius (1655–1728) hat diesbezüglich einen wichtigen Denkanstoß mit einer 1690 in Halle edierten deutschsprachigen Abhandlung gegeben, den „Frey-müthigen, lustigen und ernsthaftten, doch vernunfft- und gesetzmäßigen Gedancken, oder Monaths-Gesprächen, über allerhand, fürnemlich aber neue Bücher, durch alle zwölf Monate des 1688 und 1689 Jahres“. Dort rezensiert er u. a. die von dem Arzt Johannes Schreyer vorgenommene Übersetzung der „Oeconomia animalis“ des damals vielgelesenen Niederländers Heydentrijk Overkamp (geb. 1652) und nimmt dabei Gelegenheit, die Mediziner auf die Bedeutung derartiger deutschsprachiger Beiträge hinzuweisen. Thomasius packt hier, wie aus dem weiteren Inhalt der Buchbesprechung zu erkennen ist, ein heißes Eisen an: noch gibt es allzu viele, welche im Lateinischen als der *lingua eruditorum* eine wünschenswerte Barriere gegenüber dem *profanum vulgus* sehen und diese behauptet wissen wollen; Thomasius ahnt daher *„dasz ihm die alleine klug seyn wollende Pedanten dieses sein Fürhaben auslegen werden;“* er ist aber von der Zweckmäßigkeit seines Anliegens überzeugt, waren doch bereits einige Jahre vor dieser seiner Aussage die deutschsprachigen Editionen des Niederländers Cornelis Bontekoe (1640–1685) ebenso auf breite Resonanz gestoßen wie die seines Landsmannes Steven Blankaart (1650–1704).

Christian Thomasius geht es bei seinem Postulat um das Problem der Allgemeinbildung von Leuten *„die keine ausländische Sprache verstehen, oder von der Gelahrtheit profession machen“*. Es mag dahingestellt sein, ob diese Begründung den Ärzten seiner Zeit einleuchtete, denn sie sind des Gelehrtenlateins mächtig, können die aktuelle Literatur demzufolge mühelos rezipieren und zugleich ihre diesbezüglich elitäre Sonderstellung unterstreichen. Wenn der Appell von Christian Thomasius dennoch alsbald erkennbare Erfolge zeigt, so dürften für Halle als dem zentralen Anlaufpunkt für viele Ausländer auch noch andere Gründe hierzu beigetragen haben. Die weitgesteckten Ziele eines Pietismus halleischer Prägung setzten Sprachfertigkeiten voraus, wollte man die gewünschten Absichten realisieren und möglichst breiten Kreisen verdeutlichen. Wenn man sich aber Sprachfertigkeiten aneignete, warum sollte man sie dann nicht nutzen, um beispielsweise Fachbücher ins Deutsche zu übertragen? Eine handfeste ökonomische Komponente – Übersetzungsarbeiten bringen Gewinn – mag ebenfalls durchaus eine Rolle gespielt haben.

Wenn sich in der Folgezeit eine Reihe von Ärzten und Naturwissenschaftlern der Übersetzertätigkeit widmet, so ändert das dennoch nichts an der dominierend bleibenden Rolle der Latinität. Selbst auf der als nahezu obligatorisch geltenden europäischen Bildungsreise, der *„Peregrinatio medica“*, reicht die Latinität meist aus. Carl von Linné (1707–1778) betont in seiner Autobiographie die eigenen Mängel – er beherrscht weder das Deutsche noch das Französische, Englische oder Niederländische – doch sei er *„allenthalben glücklich durchgekommen“*. Wenn das voll zutrifft, dann kann Linné in den von ihm bereisten Ländern allerdings um Schwierigkeiten in der Literaturkonzeption nicht herumgekommen sein; will man sich aktuelle Veröffentlichungen in den genannten

Ländern zugänglich machen, dann sind entsprechende Sprachkenntnisse erforderlich. Sachgerechte Übersetzungen sollen interessante Publikationen einem breiteren Interessenskreis zugänglich machen; aus diesem Grunde werden sprachkundige Ärzte im 18. Jahrhundert zu begehrten Persönlichkeiten bei den führenden deutschen Verlagshäusern. Einer dieser polyglotten Mediziner ist beispielsweise Georg Matthiae (1708–1773), der sich noch als Studiosus – 1741 erwirbt er unter Johann Andreas Segner (1704–1777) in Göttingen den Doktorgrad – um Fachbuchübersetzungen aus dem Französischen verdient macht. Auf Veranlassung von Augustin Buddeus (1695–1753) überträgt er 1733 den 5 Jahre zuvor erschienenen „Chirurgien dentiste ou traité des dents“ des französischen Zahnarztes Pierre Fauchard (1688–1759) ins Deutsche und legt zeitgleich hierzu außerdem die Übersetzung des „Traité des opérations de chirurgie“ aus der Feder von René-Jacques Croissant de Garengéot (1688–1759) vor. Die 1732 edierte „Exposition anatomique de la structure du corps humain“ des in Paris lehrenden dänischen Anatomen Jakob Benignus Winslow (1669–1760) ist dank des schnellen Einsatzes von Matthiae bereits 1733 in deutscher Sprache nachlesbar; die „Parallèle des différentes manières de tirer la pierre hors de la vessie“ des Franzosen Henri François Le Dran (1685–1770) bringt Matthiae 1737 in deutscher Übersetzung heraus.

In ähnlicher Form wie Georg Matthiae betätigt sich Christian Friedrich Samuel Hahnemann (1755–1843) während seiner Studien- und frühen Arztjahre. Werke von François Jacques Demachy (1728–1803) werden von ihm während seiner Physikatsära in Gommern ins Deutsche übertragen; 1790 legt Hahnemann in Leipzig die im Jahr zuvor in Edinburgh edierte „Materia medica“ des Schotten William Cullen (1712–1790) in deutscher Übersetzung vor.

Die Übersetzer-Aktivitäten von Matthiae und Hahnemann sind auf die in englischer und französischer Sprache erschienene Fachliteratur ausgerichtet und entsprechen dem Bedürfnis der Zeit, neue Erkenntnisse aus diesen Ländern möglichst schnell an den des Englischen und Französischen nicht mächtigen (oder nicht voll mächtigen) Leser in den deutschen Territorialstaaten heranzubringen. Ihre Sprachfertigkeiten dürften diese Übersetzer nicht erst auf der Universität erworben haben; die meisten von ihnen haben im Rahmen der präakademischen Ausbildung eine entsprechende Grundschulung durch versierte Hauslehrer erhalten. Freilich hätten die an derartigen Übersetzungen interessierten Verleger sich in einem solchen Anliegen auch an Romanisten und Anglisten wenden können. Wenn sie dennoch sprachgewandte Ärzte bevorzugen, dann wohl deswegen, weil bei deren Übersetzung der fachliche Aspekt gesichert ist und Interpretationsfehler vermieden werden. In der Medizinischen Fakultät der Universität Halle sind im 18. Jahrhundert mehrere Professoren und Dozenten an derartigen Übertragungen ins Deutsche beteiligt, darunter Johann Heinrich Schulze (1687 bis 1744), Philipp Adolph Böhmer (1717–1789), Philipp Friedrich Theodor Meckel (1755–1803), Johann Christian Gottlieb Ackermann (1756–1801) und Kurt Sprengel (1766–1833). Schulze bringt 1740 eine „Abhandlung von der Stein-Cur“ in Verbindung mit zwei Beiträgen des in Edinburgh lehrenden Anatomen Alexander Monroe heraus; auf dem Buchtitel ist auch der Name von Johann Benjamin Wolffrum als Übersetzer angegeben. Schulze schmückt sich hinsichtlich der Übersetzung also nicht mit fremden Federn: solch ein Verhalten ist damals



durchaus nicht die Regel. Böhmer besorgt von Halle aus Neuauflagen der Arbeiten des Londoner Gynäkologen Richard Manningham (1690–1759), die interessanterweise durch ihn vom Englischen ins Lateinische übertragen werden, also für einen begrenzten Kreis bestimmt bleiben. Solche Rückübersetzungen in die Gelehrtensprache finden sich noch am Jahrhundertende: Kurt Sprengel überträgt 1798 ein ursprünglich in deutscher Sprache erschienenes Buch von Christian Gottlieb Selle (1748–1800) als „Liber de curandis hominum morbis“ ins Lateinische. Das ist zu diesem Zeitpunkt aber bereits als ungewöhnlich zu bezeichnen: der Trend geht in Richtung der deutschsprachigen Edition. So übersetzt Meckel die geburtshilflichen Werke von Jean Louis Baudeloque (1746 bis 1810) und legt Ackermann eine Reihe von Übertragungen vor, darunter Übersetzungen von britischen Autoren wie George Cleghorn und W. Gillary. Dem 1770 in Halle graduierten Christian Gottlieb Selle bescheinigt ein zeitgenössischer Chronist, er sei ein besonderer Freund der englischen Sprache gewesen; Selle hat neben den fachbezogenen Werken eine englische Sprachlehre ins Deutsche tradiert sowie außerdem einen viel gelesenen Roman. Bei der von ihm übersetzten Fachliteratur wird an gleicher Stelle aufgeführt: „*R. Brocklesby ökonomische und medicinische Beobachtungen zur Verbesserung der Kriegslazarethe und der Heilart der Feldkrankheiten (1772) sowie Hrn. Wilhelm Falconer, der Arzneywissenschaft Doctors zu Bath, Anmerkungen über Hrn. Cadogan Schrift von der Gicht und den übrigen chronischen Krankheiten.*“ Schließlich darf bei dieser kleinen Autoren- und Übersetzer-Auswahl auch auf den Hallenser Friedrich Simon Morgenstern (1727–1782) verwiesen werden, der 1756 die zwei Jahre zuvor von Auguste André Tissot (1728–1797) publizierte „Inoculation justifiée“ dem deutschen Leser zugänglich macht.

Spätestens seit dem Erscheinen der vieldiskutierten Werke von Linné ist man auch in Halle an des Schwedischen mächtigen Übersetzern interessiert. Im Gebauer-Verlag bringt Johann Joachim Lange (1699–1765) im Jahre 1740 eine deutsche Übersetzung des berühmten „Systema Naturae“ heraus. Hier geht es zunächst noch um Übertragungen vom Lateinischen ins Deutsche, was auch für die Neuauflagen und Übersetzungen der Linnéschen „Materia medica“ gilt, um die sich der partiell in Halle ausgebildete Linné-Doktorand Johann Christian Daniel Schreber (1739–1810) verdient macht. Letzterer ediert außerdem 1765 im halleschen Verlag von Johann Jakob Curt die ins Deutsche übersetzten Berichte Linnés über seine Reisen durch Västergötland und Öland. Der polyglotte Kurt Sprengel publiziert in den Jahren zwischen 1788 und 1792 drei Übersetzungen aus dem Schwedischen, darunter ein „Sendschreiben über den thierischen Magnetismus“ (1788), die Reiseberichte von Karl Peter Thunberg (1743 bis 1828) aus Afrika und Asien (1791) sowie die Abhandlung „Von Leckereyen“ aus der Feder von Peter Jonas Bergius (1730–1790) im Jahre 1792.

Die Sprengelsche Übersetzung der Thunberg-Reisen leitet zu einer besonderen Gattung von deutschsprachigen Editionen ausländischer Berichterstatter über: breite Kreise der Öffentlichkeit sind im 18. Jahrhundert stark an derartigen Schilderungen interessiert, so daß jeder Verleger sicher sein konnte, hiermit gute Geschäfte zu erzielen. Johann Reinhold Forster (1729–1798) und Johann Georg Forster (1754–1794), die beide zur Gruppe der polyglotten Autoren ihrer Zeit zu zählen sind, haben dies recht früh erkannt. Als Professor für Deutsch,

Französisch und Naturgeschichte in Warrington/Lancaster besorgt der ältere Forster unter Beteiligung des Sohnes die Übersetzung der Reiseschilderungen u. a. von Louis Antoine Bougainville (1729–1811), Pehr Osbeck (1723–1805), Pehr Kalm (1716–1779) und Pehr Loefling (1729–1756). Nach der Teilnahme an der zweiten Cookschen Weltumseglung verfaßt Georg Forster 1776 die auf weltweite Resonanz stoßende „Voyage round the world“. Es heißt, Forster jun. sei sich der deutschen Schriftsprache noch nicht genügend sicher gewesen, als ihn das Ansuchen erreicht, eine deutschsprachige Übersetzung zu liefern; zumindest für die grammatikalische Richtigkeit zeichnet daher Rudolf Erich Raspe (1737 bis 1794) verantwortlich, der Verfasser von „Münchhausens Reisen“. Die Forstersche „Reise um die Welt“ ist dann 1780 durch Haude und Spener in Berlin verlegt worden.

An den halleschen Initiativen zur Übersetzung des medizinisch-naturwissenschaftlichen Fachschrifttums des Auslandes ist auch der berühmte Aufklärungsphilosoph Christian Wolff (1679–1754) beteiligt gewesen. Er liefert 1732 das Vorwort zu der deutschen Übersetzung des Buches vom „Regt Gebruik“ des niederländischen Arzt-Philosophen Bernhard Nieuwentyt (1654–1718). Übersetzer dieses Werkes – eine teleologische Abhandlung mit dem propagierten Ziel des Gotterkennens durch das Studium der Naturerscheinungen – ist der Offenbacher Theologe Wilhelm Conrad Baumann. Eine neuerlich deutschsprachige Ausgabe des „Regt Gebruik“ wird dann 1747 durch Johann Andreas Segner veranlaßt. Christian Wolff sorgt 1748 außerdem für eine deutsche Edition der „Haemostatics“ von Stephan Hales (1677–1761).

Wurde bereits auf die im ausgehenden 17. Jahrhundert sich intensivierenden Aktivitäten zur deutschsprachigen Edition niederländischer Autoren verwiesen, so darf in diesem Zusammenhang die Notiz nicht fehlen, daß das von Hermann Boerhaave (1668–1738) verfaßte Physiologie-Lehrbuch 1754 erstmals in deutscher Sprache vorliegt: Initiator ist der hallesche Ordinarius Johann Peter Eberhard (1727–1779) gewesen.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß das sprachpädagogische und sprachwissenschaftliche Engagement hallescher Arbeitskreise in bestimmten Perioden des 18. Jahrhunderts intensiv und vorbildlich für andere Hochschulen gewesen ist. Altphilologie und Arabistik haben dabei zweifellos im Vordergrund gestanden und einen hohen Leistungsstand erreicht. Die Pflege der west- und süd-slawischen Sprachen hat im frühen 18. Jahrhundert im Kampf gegen den Konfessionalismus in Osteuropa eine Rolle gespielt [31]; sie tritt zum Jahrhundertende erneut in den Blickpunkt, als im vorwiegend slowakisch besiedelten Territorium von Nordungarn die Diskussion um Fragen einsetzt, in denen es darum geht, ob die „slavisch-pannonische Mundart“ verselbständigt werden oder aber eine Angleichung an das Tschechische erfolgen soll. Der zur ersteren Tendenz eines „Pannonio-Slavismus“ neigenden und den „Bohemismus“ ablehnenden Sprachforschergruppe gehören damals auch hallesche Absolventen an, die damit gleichsam das Werk von Matthias Bél fortsetzen, an dessen hallesche Aktivitäten im Jahre 1984 aus Anlaß der 300. Wiederkehr des Geburtstages dieses großen Polyhistor zu erinnern sein wird.

## LITERATUR

- [1] BAUDIER, M.: *Historie du sérail et de la cour du Grand Seigneur-Empereur des Turcs, où se voit l'image de la grandeur Ottomane*; Paris und Lyon 1624.
- [2] BRUNS, P. J.: *Verdienste der Professoren zu Helmstedt um die Gelehrsamkeit. Der Biograph 8 (Supplementband)*; Halle 1810.
- [3] CALLENBERG, J. H.: *Inhalt einer von den Hallischen Kirchen Geschichten der Jahre 1715. bis 1721. heraus gegebenen Schrift. Wöchentliche Hallische Anzeigen Nr. VI (1736), Sp. 90–96.*
- [4] CALLENBERG, J. H.: *Anmerckungen von dem Muhammedanischen Recht. Wöchentliche Hallische Anzeigen Nr. XLIII (1736), Sp. 679–689 und Nr. XVI (1738), Sp. 273–287.*
- [5] CALLENBERG, J. H.: *Nicolai Clenardi Bemühung, die Arabische Sprache in hohe Schulen einzuführen. Wöchentliche Hallische Anzeigen Nr. XVIII (1741), Sp. 281–291 (fortgesetzt Nr. XX, XXI und XXII).*
- [6] CAMPBELL, D.: *Arabian Medicine and its influence on the middle ages*; Amsterdam 1926.
- [7] DELAUNAY, P.: *L'aventureuse existence de Pierre Belon du Mans*; Paris 1926.
- [8] DELAUNAY, P.: *La zoologie au seizième siècle*; Paris 1962.
- [9] D'OHSSON, I. M.: *Tableau général de l'empire ottoman, divisé en deux parties, dont l'une comprend la législation mahométane, l'autre l'histoire de l'Empire ottoman*; Paris 1824.
- [10] DREYHAUPT, J. Chr. v.: *Beschreibung des Saal-Creyses, Zweyter Theil*; Halle 1755.
- [11] ERBSTÖSSER, M.: *Die Kreuzzüge. Eine Kulturgeschichte*; Leipzig 1976.
- [12] EREZ, S.: *Medizinhistorisches aus dem Osmanischen Reich – erzählt von europäischen Reisenden. Hexagon Roche 9 (1981), S. I–IV.*
- [13] FLEISCHMANN, M.: *Die Orientalistik an der Universität Halle (1694 bis 1937). Wiss. Z. Univ. Halle (Ges.-sprachw.) VII (1958), S. 877–884.*
- [14] FÜCK, J.: *Die arabischen Studien in Europa*; Leipzig 1955.
- [15] GALLAND, A.: *Journal d'Antoine Galland pendant son séjour à l'Embassade de France à Constantinople*; Paris 1881.
- [16] KAISER, W.: *Medizinische Arabistik im 18. Jahrhundert. Zahn-, Mund- u. Kieferheilk. 66 (1978), S. 159–171.*
- [17] KAISER, W., u. W. PIECHOCKI: *Johann Heinrich Schulze (1687–1744) und sein Wirken an der Medizinischen Fakultät Halle. Wiss. Z. Univ. Halle (Math.-naturw.) XIX (1970), S. 155–172.*
- [18] KAISER, W., u. W. PIECHOCKI: *Das hallesche Collegium Orientale und seine Ausstrahlung auf die medizinische Arabistik des 18. Jahrhunderts. Wiss. Z. Univ. Halle (Math.-naturw.) XXVII (1978), H. 5, S. 111–132.*
- [19] KAISER, W., u. A. VÖLKER: *Johann Heinrich Schulze (1687–1744). Wiss. B. Univ. Halle 1980/45 (T 38)*; Halle 1980.
- [20] LE FÈVRE, M.: *Théâtre de la Turquie où sont représentées les choses les plus remarquables, qui s'y passent aujourd'hui*; Paris 1688.
- [21] LONIE, I. M.: *Hippocrates the Iatromechanist. Med. History 25 (1981), S. 113–150.*

- [22] LUDEWIG, J. P. v.: Entdecktes Räthsel aufm Kayserl. Mantel. Wöchentliche Hallische Anzeigen Nr. XXI (1731), Sp. 321–325.
- [23] MODE, H.: Die Orientalische Archäologie in Halle. Wiss. Z. Univ. Halle (Ges.-sprachw.) VII (1958), S. 1137–1140.
- [24] MONTAGU, M. W.: Letters from the Right Honourable Lady Mary Wortley Montagu 1709 to 1762; London 1906.
- [25] SCHIPPERGES, H.: Einflüsse arabischer Wissenschaft und die Entstehung der Universität. Nova Acta Leopoldina N. F. 27 (1963), S. 201–212.
- [26] SCHIPPERGES, H.: Bemerkungen zu Rhazes und seinem Liber Nonus. Sudhoffs Archiv 47 (1963), S. 373–377.
- [27] SCHULZE, J. L.: Ueber die dreifache bis jetzt bekant gewordene Erklärung der Kufischen Schrift auf dem zu Nürnberg unter den Reichs-Insignien befindlichen Kaiserlichen Mantel. Wöchentliche Hallische Anzeigen Nr. 60 (1789), S. 237–238.
- [28] SCURLA, H.: Im Reich des Königs der Könige; Berlin 1976.
- [29] STROMAIER, G.: Johann Jacob Reiske – der Märtyrer der arabischen Literatur. Altertum 20 (1974), S. 166–179.
- [30] VERMA, R. L., u. N. H. KESWANI: Unani Medicine in mediaval India – its teachers and texts, in: KESWANI, N. H. (Hrsgb.): The science of Medicine and physiological concepts in ancient and mediaval India, S. 127 bis 142; Faridabad 1974.
- [31] WINTER, E.: Frühaufklärung. Der Kampf gegen den Konfessionalismus in Mittel- und Osteuropa und die deutsch-slawische Begegnung; Berlin 1966.
- [32] Wöchentliche Hallische Anzeigen vom 26. Juni 1730.
- [33] Wöchentliche Hallische Anzeigen vom 19. März 1731.
- [34] Wöchentliche Hallische Anzeigen vom 27. Juli 1731.
- [35] Wöchentliche Hallische Anzeigen vom 23. Februar 1733.
- [36] Wöchentliche Hallische Anzeigen vom 26. Oktober 1733.
- [37] Wöchentliche Hallische Anzeigen vom 3. Oktober 1735.
- [38] ZOBEL, H.-J.: Die Hebraisten an der Universität zu Wittenberg (1502 bis 1817). Wiss. Z. Univ. Halle (Ges.-sprachw.) VII (1958), S. 1173–1186.

VERFASSER:

Dr. med. ARINA VÖLKER und Prof. Dr. sc. med. Dr. phil. WOLFRAM KAISER, Lehrstuhl für Geschichte der Medizin an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

## Ungarländische Absolventen der Leucorea und der Academia Fridericiana als Initiatoren einer landessprachlichen Fachliteratur

Die kursächsische Leucorea und die brandenburgisch-preußische Academia Fridericiana Halensis haben in ihrer Frühgeschichte eine bedeutsame Gemeinsamkeit: für die Territorien des südosteuropäischen Raumes und speziell für das Gebiet der Stephanskrone werden sie – wenn auch jeweils von unterschiedlichen Voraussetzungen ausgehend – binnen kurzem zu zentralen Studienstätten von sich als „Hungari“ inskribierenden Absolventen und von Besuchern, die zumindest auf ihrer postgradualen Peregrinatio academica es nicht versäumen wollen, in Wittenberg oder in Halle gewesen zu sein. Der terminologische Begriff des „Hungarus“ muß dabei im territorialen Sinne verstanden werden; er schließt sämtliche Bevölkerungsgruppen des Landes unterschiedlicher Herkunft und Muttersprache ein. Zu den Wittenberger Absolventen der Gründungsära gehören auch die frühen ungarischen Interpreten der lutherischen Lehren [2]; von hier aus nehmen sie ihre Inspirationen in die Heimat mit, die nach der Schlacht von Mohács (1526) in drei Teile zersplittert ist: 12 Komitate der ungarischen Kernlande sind von der Hohen Pforte okkupiert, die nordwestlichen Gebiete dem habsburgischen Besitz einverleibt, das pseudosouveräne Fürstentum Transsylvanien ist weitgehend an türkische Weisungen gebunden.

Das magyarische Element in Wittenberg ist schon bald so stark, daß im Jahre 1555 eine eigenständige Landsmannschaft in Form eines Coetus Hungaricus ins Leben gerufen wird. Der Ungar Ferenc Banffy de Losonc fungiert 1587/1588 als Rektor der Leucorea, und auch 1615/1616 ist ein Magyare im höchsten Universitätsamt tätig. Später entsteht eine ungarische Bibliothek, eine Stiftung des 1675 nach Wittenberg angereisten Georg Michael Cassai (1640–1725), den seine wissenschaftliche Laufbahn zur Adjunktur und auf das Dekanat der Philosophischen Fakultät führt. Der im November 1736 an der Leucorea graduierte und im Anschluß als Arzt in Wittenberg praktizierende Matthias Temlin aus Vasvár vermachte 1746 der Universität ein zum Nutzen seiner Landsleute eingerichtetes Stipendium.

Die Zwänge der innerprotestantischen Auseinandersetzungen bleiben für den Coetus Hungaricus nicht ohne Folgen und induzieren letztlich den ungarischen Calvinismus [4]. Die soziologische Komponente ist unübersehbar: in den großen Landwirtschaftsgebieten, wo die Magnaten das Sagen haben, entscheiden sich die Dominiumsherren der „Natio Hungarica“ für den Calvinismus und nicht für das Luthertum, das sich in weiten Teilen des nördlichen Ungarns durchsetzt, wo eine slowakische Landbevölkerung und eine vorwiegend deutschsprachige Stadtpopulation das Gros der Einwohner bildet und die ungarische Nobilität einen relativ kleinen Anteil ausmacht.

Der Wittenberger Coetus Hungaricus ist ohne Zweifel zeitweilig ein idealer Anlaufpunkt gewesen, der zudem die Voraussetzungen geschaffen haben dürfte, die in manchen Fällen auftretende Sprachbarriere schnell zu überwinden. Sie wird allerdings kaum vordergründige Bedeutung gehabt haben, wenn die zuströmenden Absolventen ungarischer Herkunft aus mehrsprachig unterrichtenden Schulen kamen. So gehört beispielsweise an der 1577 von der evangelischen Kirchengemeinde in Sopron übernommenen Lateinschule die viersprachige Unterweisung – Lateinisch, Ungarisch, Slowakisch und Deutsch – zu den Regeln des Unterrichts [7, 14]. Ähnliches gilt für die nordungarisch-slowakischen Gebiete, in denen sich bereits im 16. Jahrhundert renommierte Schulen (beispielsweise in Bártfeld, Kesmark, Kaschau, Leutschau und Eperies) finden, die vom mehrsprachigen Bildungsgang zugleich eine Erweiterung des Allgemeinwissens erwarten [5, 12, 13]. Für einen Ungarn oder einen Slowaken wird es aber wohl doch einen Unterschied gegeben haben zwischen dem ihm dort gebotenen Schul-Latein oder Schul-Deutsch und den Erfordernissen der Umgangssprache, der er sich befleißigen mußte, wenn er auf die Peregrinatio medica ins Ausland ging. Mancher Absolvent, der in Wittenberg oder später in Halle studieren wollte, mußte den Weg des gesonderten Sprachunterrichts wählen, sofern ihm die Schule dieses Wissen nicht in ausreichender Form vermitteln konnte. Umgekehrt mußte das vorwiegend deutschsprachige Besitzbürgertum der großen Städte des ungarischen Territoriums bemüht sein, der angehenden akademischen Jugend aus der eigenen Familie ein gutes Ungarisch beibringen zu lassen, wenn sie auf Stellen im staatlichen Dienst reflektieren sollte. Dieses Problem war leicht lösbar: man schickte die jungen Leute auf innerungarische Lyzeen z. B. nach Debrecen, wo Deutsch mehr oder minder als Fremdsprache behandelt wurde. „*Liquae Hungaricae causa*“ hält sich aus diesem Grunde Johann Andreas Segner (1704–1777) als Gymnasiast in Debrecen auf, der später langjährig in Halle lehrt und als Begründer der Turbinentechnik in die Geschichte der Naturwissenschaften eingegangen ist.

Eines ist jedenfalls bereits im 16. und im 17. Jahrhundert klar: Voraussetzung für Auslandsstudium oder Auslandstätigkeit und zugleich für die Rezeption neuen Wissensgutes ist die Beherrschung der jeweiligen Landessprache, die man nach Möglichkeit nicht erst an der gewählten Hochschule erwerben soll. Wird letzteres aber unumgänglich, dann empfiehlt der Kesmarker Naturforscher David Frölich (1600–1648) in einem vielbenutzten Viatorium – dem „Baedeker“ des 17. Jahrhunderts – den Aufenthalt an der Universität Leipzig: „*Wer ein gut Deutsch lernen will, gehe nach Leipzig, wer ein tüchtiger Jurist werden will, studiere in Jena, wer Theologie und Philosophie zu meistern wünscht, in Witten-*

berg.“ Mangelnde Sprachkenntnisse müssen aber auch bei umgekehrter Reise-richtung hinderlich sein und sich unangenehm auswirken, wenn es gilt, sich den Landesgewohnheiten anzupassen und Verständnis für andersartige Lebensverhältnisse zu gewinnen. Diese Erfahrung muß Martin Opitz (1597–1639) machen, als er 1622 einem Ruf des transsylvanischen Fürsten Bethlen Gabor (1580 bis 1629) an das Collegium Illustre in Weißenburg (Alba Julia) folgt, an dem auch Johann Heinrich Alstedt (1588–1638) und Johann Heinrich Biesterfeld (gest. 1655) lehren. Über seinen transsylvanischen Aufenthalt hat Opitz in seinem 1623 verfaßten beschreibenden Gedicht „Zlatna oder von der Ruhe des Gemütes“ referiert; insgesamt hat es ihm in Alba Julia offenbar nicht sonderlich gefallen, weil die fehlenden Kenntnisse des Ungarischen und des Walachischen ihm tiefere Einblicke in die Kultur des Landes verwehrten. So sieht es auch der Historiker Martin Schmeizel (1679–1747) in seiner am 21. März 1746 in den „Wöchentlichen Hallischen Anzeigen“ veröffentlichten Opitz-Studie: *„Unser Opitz war ein Deutscher; zu Weissenburg hatte er grösten Theils lauter Ungarn, und auf den umliegenden Dörfern, nichts als Ungarische und walachische Bauren um und neben sich; Deren Sprachen er freylich nicht verstanden, auch ihre Art und Sitten ihm nicht angestanden, weil sie, von der Deutschen ihren gantz und gar abweichen.“* Derartige Probleme hat der 1521–1524 und nochmals 1537 durch Ungarn reisende Theophrastus Bombastus von Hohenheim genannt Paracelsus (1493–1541) nicht gehabt, obwohl auch er des Ungarischen nicht mächtig war. Allerdings hat sich Paracelsus vorwiegend auf Ortschaften mit stark deutschsprachigen Bevölkerungsanteilen konzentriert.

Zwei-, Drei- oder sogar Viersprachigkeit als *Conditio sine qua non* für die Erweiterung des wissenschaftlichen Gesichtsfeldes: aus dieser oft auch durch die regionale Obrigkeit geförderten Einstellung sind diejenigen Aktivitäten zu verstehen, welche in Ungarn auf die Erlernung von Fremdsprachen drängen. Die Lehrer an den eingangs genannten nordungarisch-slowakischen Lyzeen, die ihre Schüler bewußt nach Wittenberg delegieren, sind fast ausnahmslos polyglott; unabhängig davon, ob ihre Muttersprache ungarisch, slowakisch oder deutsch ist, sind sie in der Lage, sich in diesen Sprachen – Gelehrtenlatein der Zeit beherrschen sie ohnehin – zu artikulieren und in Wort und Schrift vor eine Öffentlichkeit zu treten, die möglicherweise nur eine oder zwei dieser Sprachen versteht oder liest [12]. Ungleich schwerer sind die Voraussetzungen aber bei den Pädagogen und Geistlichen kleiner Landgemeinden, wenn sie beispielsweise die seit den frühen zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts ins ungarische Gebiet eingeschleusten deutschsprachigen Schriften Luthers ihrer Gemeinde schnell zur Kenntnis bringen wollen: das geht eigentlich nur dann, wenn ihre Sprachkenntnisse bis zur Simultanübersetzung perfektioniert sind. Nicht zuletzt der religionsgeschichtliche Hintergrund ist es, der die Beherrschung der deutschen Sprache für diesen Personenkreis so wichtig macht und umgekehrt den vorwiegend deutschsprachigen Pädagogen und Theologen vor die Notwendigkeit stellt, sich ausreichende Kenntnisse des Ungarischen und des Slowakischen zu verschaffen. Martin Luther hat die Entwicklung in den nach der Niederlage von Mohács an Habsburg gekommenen Territorien Restungarns mit Aufmerksamkeit verfolgt und zeitweilig wohl sogar die Hoffnungen auf eine tolerierende Haltung der Königswitwe Maria gesetzt, der er nach dem Tode des 1526 in der

Entscheidungsschlacht gefallenem Gatten einige seiner Auslegungen der Trostpsalmen Salomons widmet. In einer am 24. April 1742 in den „Wöchentlichen Hallischen Anzeigen“ publizierten Rezension heißt es diesbezüglich:

*„Lutherus hat dieselbe an die Königin Maria in Ungarn gerichtet, die da sie vorher Gelegenheit gehabt sich Lutheri Lehre bekannt zu machen, daraus eine Hochachtung gegen die evangelische Wahrheit, und gegen Lutherrum selbst geschöpft hatte. Da nun diese Königin manche Widerwärtigkeiten ausstehen musste, da sie sich theils dadurch, daß sie der evangelischen Wahrheit beigegeben war, den Has der Papisten zugezogen hatte, theils auch ihr Gemal Ludwig der Zweite 1526 in der Schlacht bey Mohatz ums Leben kam, vertfertigte Lutherus die Auslegung dieser vier Psalmen, und schrieb ihr zum Trost dieselbe zu.“*

Die hier unterstellte Sympathie der ungarischen Königswitwe hat aber wohl mehr symbolischen Charakter gehabt: die ungarische Reformation ist das Resultat der Aktivität von Pfarrern, Pädagogen und Kommunen; weder die staatliche noch die bis dahin zuständige kirchliche Obrigkeit nehmen Anteil an ihrer Ausbreitung [17, 18]. Wenn ungarische Historiker im gleichen Zusammenhang betonen, daß die schriftliche Niederlegung des Werkes der Reformatoren für die Ausbreitung ihres Gedankengutes von wesentlicher Bedeutung war [1, 2, 15], so unterstreicht diese Feststellung zugleich die Rolle der Sprachkomponente. Denn als sich die Pfarrherren der fünf königlichen Freistädte Bartfeld, Eperies, Kaschau, Leutschau und Zeben auf der 1545 in Erdöd abgehaltenen Synode zusammenschließen – Resultat ist die Confessio Pentapolitana, das ungarländische Pendant zur Confessio Augustana – sind die schriftlichen Fixierungen zunächst ebenso lateinisch und deutsch gehalten wie diejenigen der im Anschluß entstehenden Confessio Montana der Bergstädte und der Confessio Scepusiana des Zipser Territoriums. Um sie an die nur des Ungarischen oder des Slowakischen kundigen Bevölkerungsteile heranzubringen, bedurfte es der schnellen und zugleich der präzisen Übersetzung. Hierbei spielten die meist in den genannten Schulstädten niedergelassenen Druckereien eine wichtige Rolle, die ihrerseits aber nun mehrsprachig versierte Übersetzer brauchten, um möglichen Fehldeutungen und -interpretationen der Reformatoren vorzubeugen. Ähnlich lagen die Verhältnisse in Transsylvanien, wo der mit Luther korrespondierende Johannes Honter – Martin Schmeizel ediert 1712 die „Epistola b. Lutheri ad Joh. Honterrum Reformatorem, Coronensem, primum ex autographo publicata“ – zum Evangelisten des Landes wurde. Die neue transsylvanische Kirchenordnung erscheint 1547 in Kronstadt als „Reformatio ecclesiarum Saxonicarum in Transylvania“ zunächst lateinisch und dann auch deutsch; sie wird von der „Agenda für die Seelsorger und Kirchen diener in Sybemburgen“ begleitet und bedarf der Übersetzung, wenn sie sämtliche Bevölkerungsteile erreichen will.

Unter diesem Aspekt ist das immer wieder zu registrierende Bemühen zu verstehen, nicht nur die ins Ausland gehende akademische Jugend, sondern zugleich auch die im Lande in kommunalen Funktionen tätige Bevölkerung für eine Zwei- oder Dreisprachigkeit zu gewinnen. Dieser Trend kulminiert im 18. Jahrhundert im Werk des berühmten slowakischen Polyhistor Matthias Bél (1684–1749), der während seines halleschen Aufenthaltes zum bedeutsamen Mitarbeiter für die hier gedruckten tschechischsprachigen Publikationen wird [16] und nach Rückkehr in die Heimat als Pädagoge in Neusohl und in Preßburg



immer wieder bemüht ist, seine Schüler an die ungarische und an die slowakische Sprache heranzuführen, sofern in deren Elternhaus primär deutsch gesprochen wird [19]. Bezeichnende Dokumentation für ein derartiges Engagement Béls ist sein 1729 in Preßburg edierter „Ungarischer Sprachmeister“ mit dem Untertitel einer „kurtzen Anweisung zu der edlen ungarischen Sprache“. In der Vorrede hierzu heißt es über die Vorzüge der diesbezüglichen Polyglottie: *„Engelland und Holland, hat seine Sprache in Ost und Westen ausgebreitet, Frankreich hat mit seiner Mundart Europam überwältiget. Teutschland wird nun auch mitten in denen entlegensten Ländern, als so vielen Pflantz-Oertern, in seinem Volck und Sprache verehret. Und, wo reichert nicht hin, die sonst von Unwissenden vor verächtlich gehaltene Sprache von Slaven? Siebentzig Nationen sollen dieselbige in Europa und Asien annoch sprechen. Die Ungarische Sprache allein, blieb bis dahin daheime sitzen. Warum aber das? Die Haupt-Ursache möchte wohl der Mangel an Commerciën mit entlegenen Ländern seyn. Nächst dem aber bleibt die Schuld selbst auf uns Ungarn sitzen, die wir uns zur Zeit, weder fremde Sprachen zu erlernen einige Mühe geben wollen, noch auch Fleiß angewendet, die unserige bey denen benachbarten Völckern bekannt, und wo nicht nöthig, doch beliebt zu machen . . . An sich selbst ist die Sprache der Art, daß sie auch von Fremden erlernt zu werden, gar wohl verdienet. Denn, da man sonst bey dieser Sprache deren Gravität, bey jener die Anmuth, die sinnreiche Ausdrückungen, und so weiter, bey der dritten zu rühmen pfelet, so ist unsere Ungarische Mund-Art diejenige, welche alle diese Eigenschaften überflüssig besitzt.“*

Bemerkenswert mag sein, daß sich Bél mit dieser Schrift auch an das weibliche Geschlecht wendet und damit den Spuren seines Landsmannes David Frölich folgt, der in seinem Viatorum von 1644 das Fehlen eines Sprachstudiums bei den Frauen gerügt hatte. Bél schreibt:

*„Männer werden wohl tun, wenn sie nebst den Grammaticis Principiis, sonderlich genauer Kenntniss der Paradigmatum und Suffixorum, sich um einen tüchtigen Vorrath der Vocabulorum bekümmern . . . Das löbliche Frauenzimmer aber soll sich mit denen Grammaticalischen Regeln nicht lange plagen, sondern nach erlerntem Lesen, und gefaßten Declinationibus, ohne Verzug . . . zu discouriren anfangen.“*

Diese Bélschen Aktivitäten zur Förderung der ungarischen Landessprache sind aber nur ein Teil seines diesbezüglichen Ausbildungsprogrammes; in gleicher Form sucht er während seiner Amtszeit als Rektor in Pozsony-Preßburg mit den 1717 in Leutschau edierten „Institutiones linguae germanicae“ das Erlernen der deutschen Sprache zu fördern.

Sie sind „in gratiam Hungaricae iuventutis“ und damit zunächst wohl für den innerungarischen Gebrauch bestimmt, werden alsbald aber auch zur beliebten Starthilfe für die zum Studium nach Deutschland aufbrechenden Gymnasiasten. Die Zweckmäßigkeit eines derartigen Buches scheint man in Halle an verantwortlicher Stelle alsbald erkannt zu haben, denn es kommt hier im Jahre 1730 zu einer Neuauflage. Mittels der Bélschen „Institutiones“ will man dem Neuankömmling nicht nur den Weg zum Verständnis des Kollegs – einige Vorlesungen werden zu diesem Zeitpunkt deutschsprachig gehalten – ebnen, sondern zugleich auch zum Umgangsdeutsch des Alltages. Ein wirtschaftliches Problem

mag hinzugekommen sein: nicht jeder der aus Ungarn anreisenden Studenten ist in der Lage, einen privaten Sprachlehrer engagieren zu können. Denn der Zustrom ist stark und nimmt im frühen 18. Jahrhundert ständig zu. Das ist zum einen ein Qualitätsproblem: in allen vier Fakultäten ist dank der vorzüglichen Besetzung eine gute Ausbildung zu erwarten. Zum anderen ist der ungarländische Zustrom aber auch die Folge der politischen Gegebenheiten im eigenen Lande, dessen Rückeroberung durch Habsburg eine Periode der Zentralisierung der Staatsgewalt unter bedingungsloser Rekatholisierungskampagne eingeleitet hatte. Mit diesen Maßnahmen strebt man eine Pazifizierung an, welche die Ruhe einer Terra occupata garantieren kann, das vorgegebene Odium der Terra liberata aber höchst fragwürdig bleiben muß [6, 7, 9]. Weite Teile des ungarischen Landes liegen nach den Türkenkriegen brach und sind entvölkert. Eine zielstrebige Immigrationspolitik mit vorwiegend deutschen Einwanderern schafft hier zwar neue Ansätze, verstärkt aber überall dort die religiöse Konfliktsituation, wo sich die „Schwabas“ wegen ihres protestantischen Glaubensbekenntnisses und auch wegen des auf ihnen lastenden Steuerdrucks auf die Seite der Gegner Habsburgs schlagen. Die deutschsprachigen Neubürger des Landes stehen jedenfalls nicht abseits, als Ferenc Rákóczi (1676–1735) im Jahre 1703 zum Aufstand gegen Habsburg aufruft, den man von Halle aus stillschweigend unterstützt. Es muß im Verband der Rákóczi-Truppen genügend sprachbegabte Mitkämpfer gegeben haben, welche die wilden Gesänge der Kurutzen schnell ins Deutsche übertrugen: das *„Schwaba, sollst noch Reu' empfinden, willst bei Ungarn Steuern schinden“* charakterisiert eine Situation, in der die Trennungslinie der Fronten von sozialen und religiösen Momenten bestimmt wird. Für den großen halleschen Pädagogen August Hermann Francke (1663–1727), der zeitgleich mit der Universitätsbegründung seinen Komplex von Schul- und Bildungsanstalten „auf dem Waisenhaus“ aufbaut, sind die Rákóczi-Verbände zu subventionierende Glaubensbrüder, und es ist naheliegend, daß jeder Ungar, der in den Jahren des Nationalaufstandes nach Halle kommt, seine besondere Unterstützung findet. Verbindungsmann Franckes ist der ins ungarische Feldlager nach Terebes reisende Emissär Anhard Adlung (gest. 1745), der über die vorhandenen Möglichkeiten auch eines wirtschaftlichen Austausches nach Berlin und Halle berichtet [23]. Diesen politischen Hintergrund muß man jedenfalls mit berücksichtigen, wenn man nach den Gründen sucht, die Halle im frühen 18. Jahrhundert geradezu zur Exil-Universität Ungarns macht. Je enger aber die wechselseitigen Verbindungen sich gestalten, desto vordringlicher wird auch das Sprachproblem.

Alle diese Erwägungen gelten allerdings nur in beschränktem Maße für Naturwissenschaften und Medizin, die sich auf dem Gebiet des Deutschen Reiches und auch auf dem Territorium der Stephanskronen auch dann noch der althergebrachten Latinität befleißigen, als man in England und in Frankreich längst zur Landessprachlichkeit übergegangen ist. Die Kollegs werden in lateinischer Sprache gehalten, die Disputation lateinisch vorgetragen und gedruckt, und wenn Ärzte – nicht nur über die Landesgrenzen hinaus – miteinander korrespondieren, wählen sie die lingua latina als ihr Kommunikationsmittel. Auch die 1652 in Schweinfurt begründete Academia Naturae Curiosorum, zu der im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts eine Reihe von Ungarn stößt [11], entschließt sich zur Bei-

behaltung der Latinität, als sie mit der Edition eines gesellschaftseigenen Publikationsorgans beginnt. Die *Curricula vitae*, welche die zur Rezeption gelangenden Mitglieder der *Academia Naturae Curiosorum* einreichen, sind insgesamt lateinisch gehalten. Gleiches gilt für die Schüler Franckes in den pädagogischen Anstalten „auf dem Waisenhaus“, wenn sie – wie beispielsweise Matthias Bél – beim Antrag auf Teilnahme am Freitisch ihren Lebenslauf zu schildern haben. Das *Curriculum vitae* der Medizinstudenten, die sich zum Examen melden, muß lateinisch abgefaßt sein. Selbstverständlich werden auch die Vorlesungen der Universität am „Schwarzen Brett“ lateinisch angekündigt. Aber es gibt Ausnahmen von der Regel. Der dozierende Professor soll laut Universitätsstatut deutsch vortragen, wenn er wundärztliche Kollegs abhält, die der Ausbildung der des Lateinischen unkundigen Chirurgen dienen. Wenn ein Wundarzt auf der Basis von Fachlektüre um eine Erweiterung seines Wissens bemüht sein soll, dann muß man ihm ein Buch in der Landessprache in die Hand geben: das ist einer der Gründe, der nicht nur in den deutschen Territorialstaaten Anlaß zur Edition einer nicht-lateinischen Fachliteratur gibt. Der kommerzielle Faktor mag hinzugekommen sein: der Wundarzt kauft nur ein ihm verständliches Buch. Ähnliches gilt für das Apothekenpersonal, das ebenfalls oft das Lateinische nicht beherrscht. Aber es ist letztlich nicht nur der wirtschaftliche Gesichtspunkt, der in bestimmten Fällen zur Abfassung medizinisch-naturwissenschaftlichen Schrifttums in der Landessprache führt. Die ärztliche Versorgung speziell der Landbevölkerung ist infolge der relativ kleinen Zahl akademisch gebildeter Mediziner, die ohnehin zur Niederlassung in größeren Städten und Gemeinden drängt, alles andere als ausreichend. Ärztliche Vorrichtungen müssen oft von medizinischen Laien – meist von Theologen – vorgenommen werden, denen man zumindest eine grobe Orientierung hinsichtlich ihrer Aufgaben geben will: das geht am besten mittels leichtverständlicher, nicht-lateinischer Lehrbücher. Schließlich kommt eine aus der Zeit heraus zu verstehende Komponente hinzu. Die Aufgeschlossenheit gegenüber der Reformation läuft parallel mit einem sich herausbildenden Erkenntnisdrang auf bestimmten Gebieten der Naturkunde, mit einer zunehmenden Beschäftigung mit Gestein, Fauna und Flora. In Nordungarn wagt man sich erstmals in naturkundlicher Absicht in die Berge der Tatra: Neugier und ein erkennbarer Trend zur Wissenserweiterung siegen über die althergebrachte Furcht vor bösen Geistern, Drachen, Greifen und anderen wilden Tieren [12]. Eine Naturwissenschaft neuen Stils wird in die Schulprogramme progressiver Pädagogen integriert [5, 13], eine Forschung, die nicht mehr nur einer elitären Gruppe von Akademikern vorbehalten ist. Ihre Resultate sollen möglichst vielen zugänglich sein: auch das ist ein Grund, Bücher in der Landessprache abzufassen.

Diesbezügliche Inspirationen sind ohne Zweifel von den Absolventen der *Leuconia* in die Heimat mitgebracht worden, zählt doch die *Botanica medica* und zur Natureinsicht drängender Paracelsismus Wittenberger Prägung zum Lehrprogramm der kursächsischen Universität. Bezeichnenderweise sind es zwei Wittenberger Absolventen, welche in Schweden und in Polen wichtige Markierungspunkte auf diesem Wege zur landessprachlichen Information über Medizin und Naturwissenschaften setzen. Benedictus Olai (1525–1583) gibt 1578 in Stockholm mit dem „*Nyttigh Läkere-Book*“ ein erstes schwedischsprachiges Handbuch

der Medizin heraus, Paul Guldenius (um 1588–1658) verfaßt 1641 im Dienste des polnischen Königs mit dem „Onomasticum trilingue“ ein lateinisch, polnisch und deutsch gehaltenes medizinisch-pharmazeutisches Nachschlagewerk. Im Jahre 1690 legt der medizinisch-naturwissenschaftlich vorgebildete calvinistische Theologe Ferenc Pariz-Papai (1649–1716) in Kolozsvár seine „Pax Corporis“ vor, ein Handbuch zum medizinischen Gebrauch, das den Untertitel „Az Emberi Test nyavalyáinak okairól, fészkeiről, és azoknak orvoslásáról való Trakta“ trägt und in ungarischer Sprache dem Leser alles das vermitteln soll, was er im Krankheitsfalle wissen muß. Der ungarische Medizinhistoriker Istvan Weszprémi (1723 bis 1799) hat dieses Opus eines Nicht-Mediziners später charakterisiert: „*Sunt institutiones medicinae practicae systematicae*“ [22]. In Leutschau bringt Pariz-Papai 1710 außerdem ein „*Dictionarium Latino-Hungaricum et Hungarico-Latinum*“ heraus, eine auch von den Medizinern gern genutzte Sprachhilfe. Den Bemühungen um medizinisch-naturwissenschaftliche Information in ungarischer Sprache ist damit aber in der Chronologie bereits vorweggegriffen; erste Ansätze sind, wie bereits erwähnt, bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgbar.

### Ungarländische Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts

Muß der überregional auf sich aufmerksam machende, aber ausschließlich lateinisch publizierende Pädagoge Valentin Eck in Bartfeld noch als Autor gelten, der offenbar bewußt nur bestimmte Kreise anspricht und deswegen auf die Breitenwirkung durch Nutzung der Landessprache verzichtet, so trifft das für seinen Zeitgenossen Georg Wernher nicht mehr voll zu. Letzterer bringt sein „*Hypomnematum de admirandis Hungariae aquis*“ von 1549 – eine Kodifizierung der Heilquellen des Landes – später auch in deutscher Sprache zur Edition, sieht aber von einer ungarischen Übersetzung ab. So kommt das diesbezüglich besondere Lob von Weszprémi seinem 1556 in Wittenberg weilenden Landsmann Peter Melius (gest. 1572) zu [8]. Der ungarische Chronist vermerkt über den später in Debrecen und in Czegled wirkenden Theologen und Pädagogen, er habe das medizinisch-naturwissenschaftliche Wissensgut der Zeit seinen Landsleuten in ihrer Sprache zugänglich gemacht: „*quod insignem rei herbariae notitiam sibi adquisiverit, et, edito scripto publico non parvae molis, primus omnium Medicinam Galenicam, et Studium Botanicum, vernacula lingua suis traderit popularibus*“ [22].

Dem 1536 in Wittenberg inskribierten Christophorus Preyß-Pannonius aus Pozsony bescheinigt man den Aufbau einer Art ärztlichen Vorschule zwecks Abkürzung des kostenaufwendigen Auslandsstudiums. Leider fehlen entsprechende Unterlagen, doch ist es naheliegend, daß eine derartige Präparandie den Versuch der sprachlichen Perfektionierung einschloß. Vitus Balsarati (1529–1575), Studiosus Vitebergensis von 1550, widmet sich in der Heimat ärztlichen und seelsorgerischen Aufgaben. Das Schrifttumsverzeichnis des aus Dombegyháza gebürtigen Arzt-Theologen schließt die 1564 publizierte Schrift „*De remediis pestis prophylacticis*“ ein, enthält aber auch Titel wie „*A' Kereszzyeni Vallás ágazatinak rövid Summáia*“ und die „*Magyar Chirurgia, a' seb gyógyulásnak mesterségeröl irt négy Könivek*“. Letzteres Buch wendet sich an die Wundärzte des Landes und ist eines der ersten dieser Art in Ungarn. Dagegen bewegen sich Johannes Sambuky-Sambucus (1531–1584) und Peter Tsokás- Monedulatus,

Wittenberger Studenten von 1545 bzw. 1578, weiterhin in den Bahnen der konventionellen Latinität. Die 1574 edierten „*Icones veterum et aliquot recentiorum Medicorum ac Philosophorum cum encomiis tetrastichis*“ von Sambucus gelten heute als erstes, die Medizin- und Naturwissenschaftsgeschichte einbeziehendes Buch eines ungarischen Autors. Monedulus steht mit der Abhandlung „*De homine, magno illo in rerum naturae Miraculo et partibus eius essentialibus*“ an der Schwelle der Anfänge einer modernen Physiologie.

Thomas Jordanus (1539–1585) aus Kolozsvár, der in Frankreich, in Italien und in Wien ausgebildete und durch eine vorzügliche Deskription des als *Morbus Hungaricus* geltenden Fleckfiebers bekanntgewordene Truppenarzt, findet später in Brünn eine Niederlassung auf Dauer. Eine seiner in der Wahlheimat veröffentlichten Schriften ist der Bericht über die Heilquellen von Mähren. Er kommt 1580 in Olmütz in tschechischer Sprache heraus, bevor 1586 die lateinische Übersetzung („*De aquis medicatis Moraviae commentariolus, cum indice copiosissimo*“) vorliegt. Entgegen den üblichen Praktiken der Zeit geht hierbei also die landessprachliche Fassung voran.

An der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert konzentriert sich die naturwissenschaftliche Deskription verstärkt auf die Repräsentanten der Lyzeen des nordungarischen Raumes, darunter Gymnasiallehrer wie Adam Kunisch (gest. 1600), Johannes Bock-Bocatus, David Zipser-Praetorius (1577–1646), Martin Szepsi Csombor (1594–1623) und Peter Alvinczi. Aus dem Kreis der von ihnen ausgebildeten Absolventen wäre an erster Stelle der Praetorius-Schüler David Frölich zu nennen, dessen Reisebuch von 1644 („*Bibliotheca, seu Cynosura peregrinantium, id est, Viatorium omnium hactenus editorum absolutissimum*“) bereits erwähnt wurde. In Leutschau bringt Frölich 1641 die Abhandlung „*Der Uralte Deutsch, Ungarische, Zipserische und Siebenbürgische Landsmann*“ heraus; der Autor gibt ihr den Untertitel „*Vorläuffer der neuen Ungarischen Chronic*“. Kein Geringerer als Matthias Bél hat sich später veranlaßt gesehen, eine Übersetzung ins Lateinische vorzunehmen und sie seiner ungarischen Geschichtsdarstellung einzuverleiben.

Während Csombor durch seine „*Europica Varietas*“ auf sich aufmerksam macht (1620) und Alvinczi sich als Predigtensammler und als fleißiger antihabsburgischer Publizist betätigt, gibt Jakob Jakobaeus (1591–1645) im Jahre 1629 von Eperies aus seine „*Lacrymae gentis slavonicae*“ in den Druck, eine um den Nachweis der Autochthonie der Slowaken bemühte Abhandlung. Auf das geistige Leben dieses Territoriums nimmt schließlich auch Jan Amos Komensky (1592 bis 1670) während seiner Amtszeit in Sarospatok und in Eperies entscheidenden Einfluß: seine „*Janua Linguarum*“ erscheint 1649 in der Breuerschen Typographie in Leutschau.

Der Arzt-Apotheker Johannes Weber in Eperies symbolisiert mit seinem „*Amuletum*“ von 1645 die situationsbedingte literarische Dreisprachigkeit. Das Buch kommt anlässlich einer in Eperies grassierenden Pestepidemie heraus und figuriert zunächst als „kurzer und notwendiger Bericht zur Zeit der Pestilenz“. Der deutschsprachigen Edition, die in Bartfeld gedruckt wird, folgt aber wenig später eine Übersetzung ins Slowakische („*Krata Zprawa a potrebná o Moru, jakychto postredku, nalezychty zdravi y nemocni w cas moru uzivati meli ucinena*“).

od“), und auch eine ungarische Ausgabe schließt sich an („Rövid és Szükséges oktatás a' Döghalálrol“). Hier ist es offensichtlich um eine schnelle Bevölkerungsinformation gegangen, die sämtliche Einwohner von Eperies und Umgebung erreichen sollte.

Die sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts werden am Collegium Eperiese beherrscht vom Streitgespräch um die von Wittenberg aus eingedrungene Lehre der Atomistik. Geführt wird diese Diskussion von Persönlichkeiten wie Elias Ladiver (1633–1686), Johannes Bayer (1630–1674) und Isaac Caban (1638 bis 1707). Die Vorgänge in Eperies und in Wittenberg stehen gewissermaßen in Parallelität. Muß sich an der Leucorea der die Lehren von Francis Bacon (1561 bis 1626) interpretierende und die aristotelischen Konzeptionen kritisierende Daniel Sennert (1572–1637) mit der Orthodoxie herumraufen, so gilt das im gleichen Maße für die Auseinandersetzungen am Lyzeum zu Eperies. Bayer und Caban hatten sich offenbar in Wittenberg kennengelernt, wo beide im Jahre 1658 aufsehenerregende Disputationen verteidigten: Caban eine „Exercitatio physica de intellectu“, Bayer ein Referat „De gnomone sciatherico“. Beide gehen im Anschluß nach Eperies; Bayer findet dort Einsatz als Rector primarius, Caban als Konrektor der Anstalt, an der etwa zeitgleich auch der Ungar Johann Vitnyedi de et in Muszay lehrt, der 1657 in Jena studiert hatte [3]. Der in zunehmendem Maße den Lehren von Komensky zuneigende Bayer bringt 1662 in Kaschau das „Ostium vel Atrium Naturae ichnographice delineatum“ heraus und ergänzt diese Schrift 1663 durch das gleichenorts edierte „Filum Labyrinthi vel Cynosura seu Lux mentium universalis“; in beiden Abhandlungen unterstreicht der Autor die Bedeutung von Erfahrung und Experiment für den wissenschaftlichen Erkenntniszuwachs. Der Kreis um Bayer und Caban verstärkt sich 1666 durch den Wittenberger Absolventen Jan Sartorius. Die folgenden Jahre sind von einer immensen Aktivität gekennzeichnet; die große Zahl von Disputationen charakterisiert den Höhepunkt des wissenschaftlichen Streitgesprächs zwischen Atomisten und Antiatomisten [20], das Elias Ladiver auf der Seite der letzteren sieht. Unter dem Beifall der Klerikalisten wird Bayer schließlich zum Ausscheiden aus dem Schuldienst gezwungen; auch von Neusohl vertreibt ihn die jesuitische Reaktion. Als Lehrer am Zipser Kapitel ist Bayer dann noch einmal am antihabsburgischen Widerstand beteiligt, der in die blutig niedergeschlagene Malkontenten-Verschwörung ausmündet. Dem 1674 einem apoplektischen Insult erlegenen Bayer ist das Schicksal deportierter und zur Galeere verurteilter Berufskollegen erspart geblieben; an seinem Werk verdeutlicht sich zugleich, unter welchen Schwierigkeiten die Frühaufklärung in Nordungarn zum Durchbruch gelangte [24].

Der Religionsterror der beiden letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts hat offenbar manchen Autor zum Schweigen veranlaßt, aus dessen Feder literarische Novitäten auch des naturwissenschaftlichen Sektors zu erwarten gewesen wären. Sein „Specimen Historiae Hungariae Litterariae“ läßt David Czwittinger (1676 bis 1743) 1711 in Frankfurt (Main) und Leipzig zum Druck gelangen; im eigenen Lande hätte es wohl keine Druckerei angenommen, denn der Autor geht hierin auch auf das Blutgericht von Eperies ein, die 1687 erfolgte öffentliche Hinrichtung der Sympathisanten der Aufstandsbewegung von Imre Thököly (1656–1705). Augenzeuge der Exekution war auch Jan Rezik (gest. 1711), der ab

1684 am Gymnasium Eperiese wirkte und 1689 nach Polen flüchtet. Grund hierfür ist seine Schrift „Theatrum Eperiese“, welche die Greuel der kaiserlichen Truppen schildert. Erst während des ungarischen Nationalaufstandes unter Ferenc Rákóczi kann Rezik nach Eperies zurückkehren; in seinen letzten Amtsjahren verfaßt er eine „Gymnasiologia“, eine Anleitung für zeitgerechte Unterrichtsformen, deren Drucklegung der 1711 verstorbene Schulmann aber nicht mehr erlebte.

War in Wittenberg bis dahin die Zahl slowakischer Absolventen aus dem nordungarischen Raum klein, so begegnen uns im ausgehenden 17. Jahrhundert an der Leucorea mit Daniel Sinapius-Horcicka (1640–1688) und Jan Fischer-Piscator (1672–1720) zwei Persönlichkeiten dieser Volksgruppe. Sinapius-Horcicka legt 1678 in Wittenberg sein „Neoforum Latino-sclavonicum“ vor, Fischer-Piscator aus Altsohl verteidigt 1696 unter Vorsitz von Georg Kaspar Kirchmaier (1635 bis 1700) seine Dissertation „De origine, iure ac utilitate linguae slavonicae“, die er Melchior Smrtnik, Baltazár Beniak und Andrej Puchon widmet, Repräsentanten des slowakischen Bürgertums von Neusohl. Die aus dem Nationalitätenkampf der slowakischen Bevölkerungsgruppe heraus zu verstehende Abhandlung gibt eine anschauliche Vorstellung von der Ideologie der feudalen slowakischen Nationalität gegen Ende des 17. Jahrhunderts [20].

Einen bezeichnenden Einblick in das Tatra-Forschungsprogramm der Kesmarker Pädagogen bietet der „Dacische Simplicissimus“, eine Publikation des 1655 am Kesmarker Gymnasium weilenden Daniel Speer (1636–1707). Im 13. Kapitel dieser 1683 edierten Simplicidade schildert der Autor unter der Überschrift „Wie Simplicissimus mit fünf Studenten und einem Wegweiser drei Tag das Carpathische höchste Gebirge durchkrebset“ die Details einer Tatrawanderung mit der Besteigung der Kesmarker Spitze. „*Mit Consens und Urlaub des Herrn Rectoris*“ ziehen die jungen Bergsteiger zunächst in ein Dorf am Fuße des Gebirges, und „*da war ein Schulmeister, welcher um Bezahlung einen etliche Tage hinauf und hinumführen und die merkwürdigsten Sachen zeigen konnte.*“ Die Reisegesellschaft wird „*mit Knie-Eysen, Stricken und Anwerff-Eysen*“ ausgerüstet und erhält „*Gräbel*“ für das Sammeln von Heilkräutern; stets ist also auch eine medizinische Komponente berücksichtigt.

Faßt man die hier nominierten medizinisch-naturwissenschaftlichen Beiträge unter einheitlich linguistischem Aspekt zusammen, dann zeigt sich, daß – in Parallele zur Entwicklung in den deutschen Territorialstaaten – die Latinität das publizistische Konzept beherrscht; ungarisch-, slowakisch- oder deutschsprachige Editionen gehören in der Relation hierzu zu den Seltenheiten. Die deutschsprachige Publikationsform liegt zahlenmäßig höher als die beiden erstgenannten Formen, bleibt aber ebenfalls deutlich hinter den lateinischen Editionen zurück. Das alles ist aus einem Zweckmäßigkeitsprinzip erklärbar: will man interessierte Kreise außerhalb der Landesgrenzen ansprechen, geschieht das am leichtesten, wenn man das übliche Gelehrtenlatein wählt; wer sollte dort ungarisch oder slowakisch verstehen und lesen können? Mit lateinischen Publikationen ließen sich auch die Gelehrten des Inlandes erreichen. Will man aber beispielsweise in epidemischen Krisenzeiten die Gesamtbevölkerung des Landes informieren, werden – wie bei Johannes Weber geschildert – die entsprechenden Publikationen ungarisch, slowakisch und deutsch vorgelegt. Gleiches gilt, wenn man

dem des Lateinischen nicht mächtigen ungarischen Wundarzt ein Lehrbuch offerieren (Vitus Balsarati tut das) oder dem hilfsärztlich tätigen Theologen und anderen Bevölkerungskreisen eine Art Hausbuch der Medizin in die Hand geben will (z. B. die „Pax Corporis“ von Pariz-Papai). Vereinzelt macht sich aber auch schon das Bestreben bemerkbar, neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse der nicht-polyglotten Allgemeinheit zugänglich zu machen. In diesem Sinne wirkt Peter Melius und setzt damit ein Zeichen für ein Sprachbewußtsein, wie es auch in der tschechischsprachigen balneologischen Schrift von Thomas Jordanus zum Ausdruck kommt.

### **Ungarländische Autoren der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts**

Das frühe 18. Jahrhundert ist die Ära der sich kulturell stark auf Halle orientierenden ungarländischen Intelligenz mit Matthias Bél an ihrer Spitze [21]; das schließt aber nicht aus, die Leucorea weiterhin im Blickfeld zu halten. Unter den Absolventen der Hochschule zu Wittenberg finden sich in dieser Periode die in der Geschichte der ungarischen Medizin und Naturwissenschaften so repräsentativen Namen von Georg Bohusch (1687–1722), Johann Daniel Perliczi (1705 bis 1778), Daniel Fischer (1695–1746) und Samuel Augustini ab Hortis (1729–1792). Bohusch, Rektor des Lyzeums von Kesmark in den Jahren zwischen 1711 und 1722, verfaßt nach Rückkehr in die nordungarische Heimat eine lateinisch gehaltene Naturgeschichte der Zips, die erst in unserem Jahrhundert in deutscher Fassung als „Historisch-geographische Beschreibung des Zipser Landes“ zur Übersetzung gelangte. Der in Kesmark, Schemnitz und dann als Komitatsphysikus von Nograd fungierende Perliczi spielt eine Rolle in der Vorgeschichte der Fakultätsgründung von Nagyszombat-Tirnavu, der ersten landeseigenen Medizinischen Fakultät Ungarns; für seine medizinisch-wissenschaftlichen Aktivitäten wird er 1741 durch Maria Theresia in den Adelsstand erhoben. Samuel Augustini ab Hortis, in den Jahren 1758 bis 1761 Subrektor in Kesmark, macht sich durch mineralogische Studien verdient und knüpft in seinem naturwissenschaftlichen Engagement an seinen Urgroßvater an, den berühmten Christian Augustini ab Hortis. Auch letzterer war partiell in Wittenberg ausgebildet worden, hatte von Kesmark aus Tatrawanderungen unternommen und war bei der Suche nach neuen Heilmitteln auf ein als Balsamum Hungaricum bezeichnetes Krummholzöl gestoßen, das zu therapeutischen Zwecken vielfältiger Art benutzt wurde; das von ihm beschriebene Destillationsverfahren hatte Georg Buchholtz (1643 bis 1723) genutzt, um auf diese Weise ein ebenfalls medizinisch verwendetes Zirbelkieferöl darzustellen. In der Reihe dieser Ärzte und Naturforscher ist aber ohne Zweifel Daniel Fischer, der sich gemäß Weszprémi durch seine „Inventa Fischeriana in Medicina“ auszeichnende Kesmarker Physikus, die bedeutendste Persönlichkeit. Begründet Fischer zum einen die Kesmarker medizinische Präparandie, so ist aus seiner Publikationsliste zum anderen besonders auf die „Epistola invitatoria Eruditibus Pannoniae dicata“ von 1732 zu verweisen: es ist die Einladung und Aufforderung zur Etablierung einer ungarischen Ärztesellschaft. In den „Acta Eruditorum“ soll sie sich artikulieren, Latein soll Verhandlungs- und Schriftsprache sein. An finanziellen Schwierigkeiten ist dieses weitgesteckte Ziel allerdings gescheitert.



Unübersehbar ist in dieser Phase allerdings der Trend der angehenden Mediziner, das Studium in Halle durchzuführen, wo die Schulen von Friedrich Hoffmann (1660–1742) und Georg Ernst Stahl (1659–1734) den Erwerb eines umfassenden Wissens garantieren. Gezielt wird von Ungarn aus das hallesche Studium organisiert: nächst Bél, Pariz-Papai und Fischer wäre hierbei auf den Neusohler Arzt Karl Otto Moller (1670–1747) zu verweisen, dessen Vorstudienanstalt im gleichen Sinne wie diejenige von Fischer funktioniert: das teure Auslandsstudium soll durch entsprechende Vorbereitung so kurz wie möglich gehalten werden. Mollers gute Beziehungen zum Waisenhausgremium um August Hermann Francke verdeutlichen sich in vielfältiger Weise und schließen die Belieferung mit Medikamenten aus der pharmazeutischen Produktion des Waisenhauses ein. Moller bedankt sich hierfür, indem er 1706 und 1708 kasuistische Erfolgsberichte liefert, die man in Halle für eine entsprechende Drogenpropaganda benutzt („Mollers Observationes sonderbahrer durch die Essentiam dulcem zu Neusohl in Ungarn geschehener Curen“). Es geht in dieser Schrift um die Effektivität der *Essentia dulcis*, eines in Alkohol gelösten „Trinkgoldes“, von dem man sich wahre Wunderdinge verspricht. Ähnliches gilt für ein *Pulvis solaris*, dessen Wirksamkeit Moller in einem in die Spalten der „*Annales physico-medica Wratislavienses*“ eingerückten Aufsatz zu rühmen weiß („*De pulvere solari Hallensi, et Essentia dulci, specifico in tussi infantum remedio*“). Diese und andere Berichte nutzt die Medikamenten-Expedition des halleschen Waisenhauses für viel-sprachige Werbetraktate. Eine ungarischsprachige Propaganda setzt ein, als mit David Samuel Madai (1709–1780) ein aus Schemnitz gebürtiger und in Halle promovierter Arzt-Pharmazeut zum Leiter dieser Expedition berufen wird [10]. Eine hallesche Pestschrift aus dem Jahre 1709 wird 1738 von Madai ins Ungarische übersetzt („*Szükséges oktatás, miképpen kiki a' Döghalában és elragadó beteg-ségekben magát örizheti s' orvosolhattya*“), in der alten Heimat vertrieben und mit therapeutischen Anmerkungen versehen, die dem Leser Anreiz geben sollen, sich die halleschen Medikamente zu besorgen. Weszprémi notiert: „*Tractatum hunc Christiani Frid. Richteri an. 1709. de Peste germanice scriptum, in idioma Hungaricum hic transtudit, et addimentis quibusdam eapropter auxit, ut Essentiae dulci Halensi inter Populares suos pretium faceret, interspersis passim non paucis eiusdem Essentiae laudibus*“ [22]. Auf der gleichen Ebene bewegt sich eine andere, von Madai ebenfalls ins Ungarische übersetzte Schrift, die „*Szükséges oktatás, miképpen kiki e' mostani be' hattot döghalában és elragadó betegségekben*“.

Ungarisch im Dienste der Madaischen Drogenpropaganda: das ist zumindest eine Novität für die landessprachliche Fachliteratur. Es zeigt sich hieran, daß man den anzusprechenden Kreis breiter als üblich gezogen wissen wollte: wäre es lediglich um die Information der Ärzteschaft gegangen, hätte man die Latinität beibehalten können, die man im übrigen zusätzlich nutzte, um im Verband der Kollegen über die halleschen Medikamente zu diskutieren. Auf einer derartigen Basis schalten sich auch einige ungarische Ärzte in die Erörterungen ein: im „*Commercium Litterarium Noricum*“ referiert der in Eperies niederge-lassene Johann Adam Raymann (1690–1770) im Jahre 1734 „*De dubia Essentiae dulcis Halensis efficacitate*“ und wendet sich damit kritisch gegen die allgemeine Euphorie. In ähnlicher Form äußert sich der aus Sopron gebürtige und als Ko-

mitatsphysikus von Komorn tätige Johann Jakob Neuhold (1700–1738) 1732 in den „Ephemeriden“ der Academia Naturae Curiosorum („De essentia dulci Hallensium, tamquam certissimo naturae motus moderante remedio“). Noch schärfere Kritik kommt aus Schweden, wo der Admiraltätsmedikus Peter Lundberg 1739 in Uppsala ein Referat „De compositione medicamentorum Hallensium eorumque vero et limitato usu“ vorträgt. Dem Vertrieb der halleschen Arzneien scheinen diese skeptischen Äußerungen aber keinen Abbruch getan zu haben; David Samuel Madai ist ein geschickter Geschäftsführer und erwirtschaftet in seiner Amtszeit erhebliche Gewinne für das Waisenhaus. Er selbst wird für Jahrzehnte zum halleschen Anlaufpunkt seiner zum Medizinstudium strebenden Landsleute.

Die Zentralstellung Halles für den ungarländischen Raum verdeutlicht sich an Hand der Doktoranzahlen: bis zur Mitte des 18. Jahrhundert werden von der Medizinischen Fakultät mehr als 60 Doktordiplome ausgestellt. Unter den Hochschulen der deutschen Territorialstaaten steht Halle dabei weitaus an der Spitze. Interessant und zugleich bestätigend für die fortbestehende Prävalenz der Latinität ist aber die Tatsache, daß von diesen mehr als 60 Doktoranden des ungarischen Gebietes von Westpreußen nur einige wenige – Stephan Huszti-Szabó, Karl Wilhelm Seiler (gest. 1756), Justus Johannes Torkos (1699–1770) und Madai – genannt werden können, die in ihrer Publikationsliste ungarischsprachige Abhandlungen aufweisen. Huszti-Szabó erwirbt 1695 zunächst den philosophischen und noch im gleichen Jahre mit dem Beitrag „De prudenti medicamentorum applicatione in tempore“ den medizinischen Doktorgrad. Der ursprünglich dem Cartesianismus zugeneigte Ungar muß sich in Halle in besonderem Maße mit dem pietistischen Ideengut vertraut gemacht haben; nach Rückkehr in die Heimat überträgt er das von den Pietisten hochgeschätzte Büchlein „Paradiesgärtlein“ des Predigers Johann Arndt (1555–1621) ins Ungarische; in Kolozsvár kommt es 1698 als „Keresztyéni jóságos scelekedetekkel tellyes Paradisom Kertetske“ heraus. Ebenfalls theologisch orientiert ist die 1705 durch Huszti-Szabó in Debrecen edierte Schrift „Egre kézen fogva vezetö Kalauz. Melly szent Atyáknak és a' böltseségnek régi szeretőinek Regulájinak velejét foglallya magában“. Karl Wilhelm Seiler aus Sopron erwirbt 1728 in Halle unter Vorsitz des Stahl-Interpreten Michael Alberti (1682–1757) den Doktorgrad mit einem Beitrag zur Aussagefähigkeit der Lungenschwimmprobe; als beamteter Physikus von Komorn publiziert er später „Az Halálos Dögleletnek a' természeti és orvos tudomány szerént való Megvizsgálása, annak tulajdonságaira, okaira és orvoslásának módjára n'ézve ki botsáttatott“. Justus Johannes Torkos aus Győr, der Sohn des in Wittenberg und in Halle ausgebildeten Theologen und Francke-Konfidenten, wird 1724 in Halle mit einer Dissertation über das Fleckfieber graduiert; als Physikus von Pozsony verfaßt er 1745 die „Taxa Pharmaceutica Posoniensis“, eine viersprachig gehaltene Arzneitaxe „Quatuor linguis, latina, Hungarica, Germanica, et Slavica, elaborata“. Seine Abhandlung „Polychrestus Liqueorrol való Tudositás“ kommt 1756 in Pozsony heraus.

Vier ungarisch publizierende Autoren unter mehr als 60 halleschen Doktoranden: das ist recht wenig und unterstreicht in dieser Relation noch einmal die Vorzugsstellung des Lateinischen. Ähnlich sieht die Situation bei denjenigen Ungarn aus, die in dieser Zeit in die Academia Naturae Curiosorum aufgenom-

men werden und die sich ihr Doktordiplom an einer anderen Universität geholt hatten, darunter die bereits erwähnten Ärzte Fischer, Neuhold, Raymann und Madai. Lediglich der Transsylvanier Samuel Köleseri (1663–1732) ist in der bio- und bibliographischen Aufstellung von Weszprémi mit einem ungarischsprachigen Publikationstitel genannt; über die zwischen 1723 und 1730 in Kolozsvár erschienenen Abhandlungen „A' rendes orvoslásnak Közönséges Reguláii“ vermerkt Weszprémi, es seien „*rationes medendi apud Hungaros*“.

Das Bedürfnis, sich in der Landessprache an die Allgemeinheit zu wenden, scheint demzufolge in diesen Jahren unter der Ärzteschaft noch immer gering gewesen sein. Dabei veröffentlichten viele von ihnen ständig neue Abhandlungen, doch sind diese nach wie vor lateinisch und gelegentlich deutsch gehalten: man will also ausschließlich die Fachkreise erreichen.

Festzuhalten sei schließlich auch, daß die in Halle vorgelegten Doktorarbeiten ungarländischer Absolventen manches Detail enthalten, das dem Leser Information über ein in Zentraleuropa nahezu unbekanntes Land gibt, das zuvor jahrzehntelang Aufmarsch- und Kampfgebiet im Krieg gegen die Hohe Pforte gewesen war. Die Latinität der Dissertationen engt allerdings den Leserkreis zwangsläufig auf eine elitäre Gruppe ein. Das gilt aber auch für andere Nachrichten aus diesem Raum wie z. B. die „*Epistolae Itinerariae*“ von Franz Ernst Brückmann (1697–1753), einem Ungarn-Besucher von 1723. Weszprémi, der auf seine ungarische Nationalität sehr stolz ist, hat an der Latinität noch keinen Anstoß genommen, obwohl gerade er doch gewußt haben muß, daß die meisten seiner Landsleute diese Schilderungen gar nicht lesen konnten. Er rühmt die Brückmannschen Berichte über Ungarn und setzt sie denen von Charles l'Ecluse-Clusius (1526–1609) und denen des bedeutenden Mineralogen und Metallurgen Giovanni Antonia Scopoli (1723–1788) gleich, wenn er notiert: „*Pudere omnino debet civis reipublicae nostrae litterariae Hungaricae, si a Browniis Toliis, Clusiis, Brückmannis, Marsiliis, Scopoliis et aliis huiuscemodis hominibus peregrinis. occasionem de Patria litterata sua bene merendi, sibi eripi patiantur in posterum.*“ Auch Weszprémi selbst hat sich vorzugsweise des Lateinischen bedient. In der *Ars medica* hat es somit noch sehr lange gedauert, bevor die Latinität zugunsten der Landessprache aufgegeben wurde. In Ungarn hat in bestimmten Disziplinen der Hochschulmedizin das deutschsprachige Kolleg gelegentlich eine Interimsstellung eingenommen: als Samuel Racz (1744–1807) im Jahre 1783 sein Kollegprogramm eröffnet, trägt er die Physiologie in deutscher Sprache vor; sechs Jahre später ediert er dann ein diesbezügliches Lehrbuch in ungarischer Sprache, das erste dieser Art in Ungarn. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts setzen Bestrebungen ein, das Latein als Vorlesungssprache durch die jeweilige Landessprache zu verdrängen. Für die deutschen Territorien wird der Berliner Kliniker Johann Lukas Schönlein (1793–1864) zum Vertreter eines derartigen Engagements. Als Schriftsprache bei medizinischen Dissertationen hält sich das Lateinische aber noch länger, selbst wenn man unterstellen darf, daß es den Charakter einer „lebendigen“ und die internationale Verständigung sichernden Sprache schon früher zu verlieren beginnt. Der in Halle ausgebildete Pharmazeut Friedrich Traugott Kützing (1807–1893) weiß in seiner Autobiographie zu berichten, daß in den frühen dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in Halle studierende Mediziner große Mühe gehabt haben, sich auf ihre

Inauguraldisputation vorzubereiten: sie hätten das von ihnen geforderte lateinische Referat letztlich auswendig gelernt. An der Pester Universität dürften die Verhältnisse kaum anders gelegen haben. In Ungarn kommt hinzu, daß die politischen Reformbewegungen des 19. Jahrhunderts zwar auf eine „Magyarisierung“ drängen, der von leidenschaftlichen Diskussionen begleitete Prozeß um eine Neufestlegung letztlich aber dazu führt, daß der Gebrauch der lateinischen Sprache sich an den Hochschulen viel länger hält als in Deutschland. Das Oktoberdiplom von 1859, das die Neuorganisation des Habsburgerreiches verwirklichen sollte, setzt dann auch eine Zäsur für die Unterrichtssprache: alle Professoren nichtungarischer Muttersprache – darunter der Physiologe Johann Nepomuk Czermak (1828–1873) – müssen ihre Lehrstühle aufgeben. Der zugunsten der jeweiligen Landessprache erfolgende Umschlag hat ohne Zweifel den Bedürfnissen einer Medizin entsprochen, die sich zur primär naturwissenschaftlich orientierten Disziplin wandelte. Die Frage ist allerdings, ob die fortan ständig zunehmende Vernachlässigung des Lateinischen der Sache der internationalen Kommunikation dienlich war. Wie sehr eine derartige breitbasige Verständigung auch in der Medizin erforderlich ist, zeigt sich an der Tatsache, daß auf großen Kongressen und im Schrifttum das Englische inzwischen unwidersprochen den Platz einer Weltsprache für nahezu sämtliche Wissensgebiete eingenommen hat. Unbeschadet dieser für bestimmte Gruppen von Forschern heutzutage notwendigen Voraussetzungen für eine über Landesgrenzen hinausgehende Kommunikation war freilich die im 19. Jahrhundert in Ungarn einsetzende Ausbildung eines nationalsprachigen Schrifttums höchst bedeutsam für den allgemeinen Bildungsstand. Daß auf diesem Wege einer Reihe von Absolventen der Leucorea und der Academia Fridericiana eine gewisse Pionierleistung für den ungarländischen Raum zukommt, sollte mit dieser Abhandlung in Erinnerung gerufen werden.

#### LITERATUR

- [1] BIRO, S., M. BUCSAY, E. TOTH u. Z. VARGA: A magyar református egyház története; Budapest 1949.
- [2] BUCSAY, M.: Geschichte des Protestantismus in Ungarn; Stuttgart 1959.
- [3] FEYL, O.: Die führende Stellung der Ungarländer in der internationalen Geistesgeschichte der Universität Jena. *Wiss. Z. Univ. Jena (Ges.-sprachw.)* 3 (1953/54), S. 399–418.
- [4] FEYL, O.: Zur historischen Rolle der Universitäten Wittenberg und Halle in der Geschichte der deutsch-slawischen Nachbarschafts- und Freundschaftsbeziehungen, in: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. I, S. 393–406; Halle 1952.
- [5] GROSZ, A.: Der Anteil unserer Anstalt an der Erschließung der Hohen Tatra. Jahresbericht evang. Gymnasium A. B. Kesmark 1941/42; Kesmark 1942.
- [6] KAISER, W.: Medizinhistorische Reminiszenzen zum Rákóczi-Gedächtnisjahr 1976. *Wiss. B. Univ. Halle* 1976/26 (T 12), S. 1–32; Halle 1976.
- [7] KAISER, W.: Die Universität Halle und die Ärzteschaft von Sopron im 18. Jahrhundert. *Wiss. B. Univ. Halle* 1977/16 (T 14), S. 1–32, Halle 1977.

- [8] KAISER, W.: Ärzte und Naturwissenschaftler im Kreis um Luther und Melanchthon. Wiss. B. Univ. Halle 1982/7 (T 45), S. 127–165, Halle 1982.
- [9] KAISER, W., u. W. LINKESCH: Medizinhistorische Reminiszenzen zum Freundschaftsvertrag der Universitäten Halle-Wittenberg und Bratislava. Wiss. B. Univ. Halle 1977/21 (T 17), S. 1–39; Halle 1977.
- [10] KAISER, W., u. W. PIECHOCKI: Die Ärzte-Dynastie der Madai in Halle. Comm. Hist. Art. Med. 60/61 (1971), S. 49–96.
- [11] KAISER, W., u. A. VÖLKER: Ungarländische Leopoldina-Mitglieder des 18. Jahrhunderts und ihre Korrespondenz mit den Akademiepräsidenten. Comm. Hist. Art. Med. 69/70 (1973), S. 57–74.
- [12] LINKESCH, W.: Ungarländische Absolventen der Universität Wittenberg als Initiatoren einer frühen Tatra-Forschung. Wiss. B. Univ. Halle 1982/7 (T 45), S. 293–298, Halle 1982.
- [13] LIPTAK, J.: Geschichte des evangelischen Lyzeums A. B. zu Kesmark; Kesmark 1940.
- [14] MÜLLNER, M.: Geschichte des evangelischen Gymnasiums zu Oedenburg; Oedenburg 1857.
- [15] REVESZ, I.: Magyar reformatus egyház történetet; Budapest 1938.
- [16] RÖSEL, H.: Der Slowake Matthias Bél – ein bedeutender Mitarbeiter an den tschechischen Halleschen Drucken. Wiss. Z. Univ. Halle (Ges.-sprachw.) 4 (1954), S. 91–98.
- [17] SOLYOM, J.: Luther és Magyarország; Budapest 1933.
- [18] SOLYOM, J.: Zwei Bekenntnisse – ein Glaube, in: THULIN, O. (Hrsgb.): Reformation in Europa, S. 153–160; Berlin 1967.
- [19] STANISLAW, J.: Alte Beziehungen zwischen der deutschen und der slowakischen Linguistik. Wiss. Z. Univ. Halle (Ges.-sprachw.) VII (1959), S. 285 bis 292.
- [20] TIBENSKY, J.: Die deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert und ihre Bedeutung für die Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens in der Slowakei. Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas VII (1960), S. 193–204.
- [21] TIBENSKY, J.: Matej Bél (1684–1749) und Daniel Fischer (1695–1746), Repräsentanten der ersten Etappe der modernen Wissenschaft im alten Ungarn. Wiss. B. Univ. Halle 1982/6 (E 43), S. 178–186.
- [22] WESZPREMI, I.: Succinta medicorum Hungariae et Transilvaniae Biographia Cent. I–III; Leipzig und Wien 1774–1780.
- [23] Winter, E.: Die Pflege der west- und südslawischen Sprachen in Halle im 18. Jahrhundert; Berlin 1954.
- [24] WINTER, E.: Frühaufklärung. Der Kampf gegen den Konfessionalismus in Mittel- und Osteuropa und die deutsch-slawische Begegnung; Berlin 1966.

#### VERFASSER :

Prof. Dr. sc. med. Dr. phil. WOLFRAM KAISER und Dr. med. ARINA VÖLKER,  
Lehrstuhl für Geschichte der Medizin an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg